

clv



Elisabeth Elliot

# *Durchs Tor der Herrlichkeit*

clv

Christliche  
Literatur-Verbreitung e.V.  
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

© 1956, 1957 by The Auca Missionary Foundation, Inc.  
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Through Gates of Splendor«  
bei Harper & Brothers, New York

© der überarbeiteten Auflage 2009 by CLV  
Christliche Literatur-Verbreitung  
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld  
Internet: [www.clv.de](http://www.clv.de)

Übersetzung: E. Bluth  
Umschlag: typtop, A. Fett, Meinerzhagen  
Satz: CLV  
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-215-3

## ***Ich darf nicht zu Hause bleiben***

»Die *Santa Juana* ist auf See. Durch den Hochnebel schimmern bleich die Sterne. Halbmond. Phosphoreszierend, als stehe es in Flammen, leuchtet das Kielwasser auf. Das Schiff rollt leicht auf der langen Dünung, und ein beständiger Wind weht.« In der kleinen Kabine an Bord des Frachters war es drückend heiß. Jim Elliot, der später mein Mann werden sollte, schrieb in den alten Leinenband, der ihm als Tagebuch diente. Es war eine Nacht im Februar 1952. Am anderen Tischchen der Kabine saß Pete Fleming, Jims Missionsbruder. Jim schrieb weiter:

»Hier draußen, wo – in welche Richtung man auch blickt – Himmel und See ineinander übergehen, kam wieder das erregende Erlebnis der Träume meiner Knabenzeit über mich. Schon auf der Schule hatte ich den Wunsch gehabt, zur See zu fahren, und ich entsinne mich noch sehr genau an die Zeiten, in denen ich aus dem dicken Merriam-Webster-Lexikon die Bezeichnungen der Segel auswendig lernte. Nun bin ich also tatsächlich auf See – als Fahrgast, aber immerhin auf See – mit Kurs auf Ecuador. Seltsam! Oder war es Gottes Wille, dass ich gerade jetzt die Antwort auf die Hoffnungen meiner Kindheit erhielt?

Heute früh verließen wir gegen zwei Uhr unseren Liegeplatz im Außenhafen von San Pedro in Kalifornien. Mutter und Vater standen am Kai und beobachteten das Auslaufen des Schiffes. Als es davonglitt, fiel mir Psalm 60,14 ein, und ich rief ihnen zu: »Mit Gott wollen wir Taten tun!« Die Eltern winkten mir zu. Welche Wege hat Gott mich doch geführt!

Freude, jubelnde Freude, und Dankbarkeit erfüllten mich ... Alles, was ich je ersehnte, mehr, als ich je erbat, hat Gott an mir getan. Lob und Dank sei ihm und seinem Sohn Christus. Denn er hat verheißen: »Ich will dich nicht verlassen noch versäumen«, und ich darf mutig sagen: »Ich fürchte mich nicht ...«

Jim Elliot legte die Feder nieder. Er war ein junger Mann von 25 Jahren, groß und breitschultrig, mit vollem braunem Haar und blaugrauen Augen. Er war unterwegs nach Ecuador. Dies war die Antwort auf die Gebete vieler Jahre um Gottes Führung bei der Wahl seiner Lebensaufgabe.

Viele Menschen konnten es nicht begreifen, dass sich ein junger Mann mit solchen Erfolgsmöglichkeiten entschließen konnte, sein Leben unter primitiven Völkern im Dschungel zu verbringen. Und schon vor einem Jahr hatte Jim hierauf die Antwort gegeben, die dann in seinem Tagebuch gefunden wurde:

»Es ist Gottes Ratschlag, der mich veranlasst, nach Ecuador zu gehen, meine Betty zu verlassen und die Mahnungen derer nicht zu beachten, die mich veranlassen wollen, in den Vereinigten Staaten zu bleiben und hier für Gott zu wirken. Wieso weiß ich, dass dies sein Wille ist? Ja, mein Herz sagte mir das in vielen Stunden in der Nacht, und ich wusste, dass hier Gott zu mir sprach! ... Keine Visionen, keine Stimmen, aber der Rat eines Herzens, das sich nach Gott sehnt.«

Pete verstand Jims Haltung. Die beiden kannten und schätzten sich schon lange. Der Umstand, dass sie jetzt gemeinsam nach Ecuador gingen, war eine der »Zugaben«, die Gott ihnen schenkte. Auch Pete hatte bei der Bekanntgabe seines Entschlusses, nach Ecuador zu gehen, bedenkliche Gesichter zu sehen und höfliche Fragen zu hören bekommen. Da er Magister der

philosophischen Fakultät war, hatte man erwartet, dass er an einem College unterrichten oder auch Religionslehrer werden würde. Dass er nun aber sein Leben unter unwissenden Wilden vergeuden wollte, das hielt man für mehr als eine Torheit.

Noch vor etwa einem Jahr schienen die Probleme Ecuadors diesen beiden jungen Männern recht unwichtig zu sein. Wohl hatten sie schon mit Missionaren gesprochen, die dort unter den Indianern tätig gewesen waren und ihnen auch von den vielen anderen Aufgaben – Entwicklung des Verkehrswesens, Erziehung, Kultivierung des Bodens – berichtet hatten. Die Mission tat viel, um dem Land bei der Überbrückung der tausendjährigen Spanne zwischen der primitiven Dschungelkultur und der modernen Zeit zu helfen. Es ging aber nur erschreckend langsam voran. Missionare hatten 25 Jahre lang unter den als Kopffäger bekannten Jivaros gewirkt, unter den Ketschuas auf den Höhen der Anden und unter den rot bemalten Colorados der westlichen Wälder. Sogar den Cayapas im nordwestlichen Flussgebiet hatte man das Evangelium gepredigt, und in Kürze wollte man zum Stamm der Cofan, also bis an die Grenze Kolumbiens, vorstoßen.

Es gab aber eine Gruppe von Stämmen, die sich bisher hartnäckig gegen jedes Vordringen des weißen Mannes gewehrt hatte: die Aucas. Sie sind der isoliert lebende, unbesiegte, halb nomadische Überrest uralter Dschungel-Indianer. Im Laufe der Jahre waren aber doch Berichte über die Aucas aus dem Dschungel herausgesickert; Abenteurern, Kolonisten und Missionaren waren einzelne Aucas begegnet, die vor Massakern innerhalb ihres Stammes fliehen müssen. Alles, was Jim und Pete hierüber in Erfahrung bringen konnten, schrieben sie wissbegierig auf, sodass schon allein die Erwähnung des Namens genügte, sie in Erregung zu versetzen. Würde ihnen eines Tages die Gnade zuteilwerden, sich an der Gewinnung der Aucas für Christus zu beteiligen?

Sie wussten, dass der erste Missionar, der das Gebiet der Aucas betreten hatte – der Jesuitenpriester Pedro Suarez –, auf

einer einsamen Station in der Nähe des Zusammenflusses von Napo und Curaray durch Speerwürfe ermordet worden war. Das war im Jahre 1667 gewesen. Seine Mörder waren Indianer, vielleicht die Vorfahren einiger der heute noch lebenden Aucas. Seitdem waren die Indianer während etwa zweier Jahrhunderte nicht mehr mit Weißen in Berührung gekommen. Dann hatte das Auftreten der Kautschukjäger eine düstere Seite in das Buch der Geschichte dieses Gebiets eingefügt. Etwa 50 Jahre hindurch – von 1875 bis 1925 – durchstreiften sie die Dschungel, plünderten und verbrannten die Hütten der Indianer, entführten ihre Frauen, quälten und versklavten das Volk. Es war eine Zeit, in der man allgemein nach dem Grundsatz handelte: Für primitive Rassen gilt kein Gesetz. Wen wunderte es da, dass die Aucas durchaus keine Freundschaft für den weißen Mann hegten? Würde Gottes Liebe Rücksichtslosigkeit und Hass der Vergangenheit tilgen können? Es zu versuchen, würde Jims und Petes Auftrag sein, denn sie wollten ja ebendiese Liebe zu jenen unberührten Völkern bringen. Hier waren ein Ruf und eine Führung, auf die beide seit ihren Kindheitstagen vorbereitet worden waren.

Gott hatte Jim stets geleitet ... seit er als Junge in seinem Heim in Portland, Oregon, lernte, dass das Buch aller Bücher die Bibel ist und dass man nicht unbedingt das Leben eines Eremiten führen muss, um ein Leben nach den Lehren der Bibel zu führen. Als er jetzt in seiner Kabine saß, wanderten seine Gedanken ins Elternhaus, das an einem Berghang gegenüber dem schneebedeckten Hood-Berg lag. Jims Vater, ein rothaariger energischer Schotte, pflegte an jedem Morgen nach dem Frühstück seine vier Kinder um sich zu versammeln und ihnen aus der Bibel vorzulesen. Stets versuchte er ihnen klarzumachen, dass man dieses Buch zur Richtschnur seines Lebens machen müsse und dass ein so geführtes Leben glücklich und lohnend wäre. Die Kinder rückten dann wohl unruhig auf ihren Plätzen in der kleinen Frühstücksecke hin und her, doch manche der hier gehörten Wahrheiten blieb haften.



Als Jim auf die Highschool kam, folgte er dem Beispiel des Apostels Paulus und ›schämte sich des Evangeliums von Christus nicht‹. Stets lag eine Bibel auf dem Stapel Bücher, mit dem er das Klassenzimmer betrat. Er besaß eine starke Begabung für architektonisches Zeichnen. Auf diesem Gebiet legte er ein ungewöhnliches Können an den Tag, sodass der Lehrer seine Zeichnungen als Musterbeispiele aufbewahrte. Schon bevor er das Technikum in Benson verließ, begann er, sich sehr für die äußere Mission zu interessieren.

Während Jim das Benson College in Wheaton, Illinois, besuchte, schränkte er jede außerhalb seines Studiums liegende College-Tätigkeit auf ein Minimum ein. Er befürchtete, sonst zu sehr von seinem Ziel abgelenkt zu werden. Deshalb lehnte er auch die Beteiligung an den verschiedensten studentischen Einrichtungen und Veranstaltungen ab und betätigte sich selbst auf sportlichem Gebiet nur noch im Ringkampf. Die Erklärung hierfür gab er in einem an seine Mutter gerichteten Brief:

»Das tue ich nur deshalb, weil ich meine Muskulatur stärken und harmonisch ausbilden will mit dem Ziel, einen möglichst tauglichen Körper als lebendiges Opfer darzubringen. Gott weiß das, und sollte er es zulassen, dass mein Körper überanstrengt wird, so wird das zu seinem Ruhm und zur Ehre seines Namens geschehen. Einfalt des Herzens und Freiheit von Furcht erwartet Gott von uns, und seine Gnade ermöglicht uns beides.«

Während seines zweiten College-Jahres kam Jim zu der Überzeugung, dass es Gottes Wille sei, in den lateinamerikanischen Ländern denen das Evangelium zu predigen, die noch nie davon gehört hatten. Dieser Überzeugung folgte sogleich auch die Tat. Er begann mit dem Studium der spanischen und griechischen Sprache. Griechisch hatte er als Hauptsprache gewählt, um sich so auf die Übersetzung der Bibel in eine Sprache vorzubereiten, in der sie bisher nicht vorlag. Seine Professoren entsinnen sich noch des Eifers, mit dem er – wenn auch nicht immer ganz einwandfrei – einige der alten Klassiker wie Xenophon und Thukydides sowie die Schriften der Kirchenväter übersetzte. Es war

ihm ein großes Erlebnis, als er die Geschichten des Neuen Testaments in Griechisch las.

»Heute lese ich zum ersten Mal die Darstellung des Leidens Christi in Johannes 19 im Original«, schrieb er an seine Eltern. »Welche Schlichtheit und welch ein Pathos! Das habe ich früher beim Lesen des englischen Textes nie so empfunden.«

Im November 1947 schrieb Jim einen Brief an seine Eltern, aus dem sein Wollen und Streben klar hervorging: »Gott hat mir einen Hunger nach Rechtschaffenheit und Frömmigkeit gegeben, der nur von ihm selbst sein kann, und Gott allein kann solchen Hunger stillen. Doch Satan sucht mir viele falsche Leitbilder vorzugaukeln: gesellschaftliche Bindungen, geachteter Name, angesehene Stellung, pädagogische Begabung. Sind das aber nicht alles ›Wünsche der Heiden‹, deren Sehnen verzerrt und entartet ist? Sie können einer Seele, die Christi Schönheit erblickte, nichts sagen ... Zweifellos werdet ihr schon in Kürze hören, dass ich meine Abschlussprüfungen bestanden habe. Auch sie bedeuten mir nichts, und die Urkunden werden wohl bald in einer alten, schäbigen Kiste neben der goldenen Magisternadel mit dem Rubin liegen, für deren Erlangung ich vier Jahre lang in Benson studiert habe. Alles unter der Sonne ist eitel und ein ›Haschen nach Wind‹. – Nicht hier ist das Leben, sondern droben mit Christus in Gott, und darin finde ich meine Erfüllung, sodass ich vor Freude singen möchte.«

Jim und mein Bruder Dave Howard gehörten beide dem gleichen Semester an. Obgleich auch ich in Wheaton studierte, bin ich Jim erst Weihnachten 1947 begegnet, als ihn Dave während der Ferien mit in unser Heim brachte. Später habe ich sehr lachen müssen, als ich erfuhr, dass Jim seinen Eltern von »einem langen, hageren Mädchen« geschrieben hatte, »das durchaus keine Schönheit ist, aber eine seltsam energische Art hat, die mich anspricht«.

Nach Beendigung seines zweiten Studienjahres schrieb er an seine Eltern: »Es kommt mir ganz unwahrscheinlich vor, dass

ich nun nicht mehr zu den Junioren, sondern zu den Senioren gehöre, und, offen gestanden, ist es gar nicht so erhebend, wie ich mir das vorgestellt hatte. In diesem Leben erreicht man sein Ziel wohl nie. Ist man erst im Besitz einer lang ersehnten Stellung, so strebt man schon der nächsten zu ... Ja, das Leben gleicht einem Rauch, der sich hochwindet, die Richtung wechselt und dahinschwindet. Möge der Herr uns lehren, so zu leben, dass wir mit Paulus sagen können: ›Ich habe Lust, abzuschneiden und bei Christus zu sein.«

Nachdem Jim in jenem Sommer vor einer Gruppe von Indianern in einem Reservat gepredigt hatte, schrieb er: »Mit Freude habe ich die Gelegenheit ergriffen, das Gottes-Evangelium vor Indianern zu predigen. Ich hoffe nur, dass er mir die Gnade zuteilwerden lässt, auch denen die frohe Botschaft zu bringen, die den Namen Jesu noch nie gehört haben. Was sonst in diesem Leben wäre der Mühe wert?«

Und seinem Tagebuch vertraute er an: »Er macht seine Priester zu einer feurigen Flamme. Werde ich brennen können? Herr, befreie mich von den vielen Schlacken der ›anderen Dinge‹. Tränke mich mit dem Öl deines Geistes, damit ich zur Flamme werde. Eine Flamme aber vergeht, oft sogar schon sehr schnell. Kannst du das ertragen, meine Seele ... ein kurzes Leben?«

Der Mann, der dies schrieb, war durchaus kein Einsiedler. Er gehörte der Seniorenklasse eines nordamerikanischen College an, er war der beste Ringkämpfer der Schule, ihr ständiger Ehrenstudent, Präsident der studentischen Vereinigung für Auslandsmission, Amateurdichter und Vertreter seiner Klasse im Studentenrat. Jim wurde von seinen Studiengenossen aufrichtig geschätzt. Er war als »einer der ausgeprägtesten Charaktere« der Anstalt bekannt. Obgleich er gern spaßige Gedichte zu rezitieren pflegte, erkannte man doch sofort in ihm einen Mann von geistigem Format. Von George MacDonald stammt das Wort: »Ein Herz, das seines Gottes noch nicht sicher ist, scheut sich, in seiner Gegenwart zu lachen.«

Jim scheute sich niemals. Im Gegenteil! »Hin und wieder«, so

sagte er einmal, »bete ich um eine Sache – oft nur um ein wenig –, und irgendetwas in mir antwortet. Vielleicht bin ich es selbst, aber etwas antwortet. Dadurch klingt meine Bitte so drolig, dass ich über mich selbst lache. Dann fühle ich, dass Gott mir zulächelt. So ist es mir in letzter Zeit schon mehrmals ergangen. Wir lächeln über mein ›anderes Ich‹, das es so gar nicht vertragen kann, wenn man sich darüber lustig macht.« In der Gewissheit, dass er Gott durch seinen Glauben an Jesus Christus angehörte, fühlte Jim auch, dass Gott, der ihn erlöst hatte, ihn auch führen würde. »Hiervon bin ich ebenso überzeugt wie von meiner Erlösung«, sagte er gerne.

Während seiner Seniorenzeit wurde an der Universität von Illinois eine große Tagung für Studenten abgehalten, die sich für das Werk der Äußeren Mission interessierten.

Nach Abschluss dieses Treffens schrieb Jim in sein Tagebuch: »Ich wollte schon immer Klarheit darüber haben, dass mein Streben, Pionierarbeit unter den Indianern zu leisten, richtig ist. In dieser Woche hat Gott sie mir geschenkt. Jetzt weiß ich, dass ich unter den Indianerstämmen im südamerikanischen Dschungel missionieren werde. Ich freue mich schon jetzt sehr darauf.«

Gegen Ende des Sommers 1950 nahm Jims allgemeines Planen bestimmte Formen an. Er kam mit einem Missionar zusammen, der in Ecuador tätig gewesen war und ihm berichtete, wie sehr auf jenem Gebiet weitergearbeitet werden müsse. Dabei sprach er auch von der ständigen Bedrohung durch die grausamen Aucas. Da war es! Zehn Tage lang suchte Jim in Gebeten Klarheit darüber zu erhalten, ob dies die ihm von Gott gewiesene Aufgabe sei. Und die Gewissheit wurde ihm geschenkt. Nun schrieb er den Eltern von seiner Absicht, nach Ecuador zu gehen. Es war nur zu verständlich, dass sie Jim – ebenso wie andere, die mit ihm befreundet waren – fragten, ob nicht in den Vereinigten Staaten wichtigere Aufgaben auf ihn warteten. Es gab ja hier so viele Menschen, die von der Heilsbotschaft der Bibel noch so wenig wussten! Er antwortete ihnen:

»Ich darf nicht zu Hause bleiben, während die Ketschuas zugrunde gehen. Unsere Kirche muss aufgerüttelt werden? Nun, sie haben die Heilige Schrift, sie haben die Propheten und noch vieles mehr. Ihre Verdammnis ist in ihre Sparbücher eingetragen und in dem Staub zu lesen, der auf dem Einband ihrer Bibel liegt.«

Die gleiche Einstellung kommt auch in seinen Tagebüchern über Veranstaltungen zum Ausdruck, die er und sein Kamerad Ed McCully im südlichen Illinois durchgeführt hatten: »Fruchtlose Tage! An 32 Abenden hatten wir ›Jugend-Treffen‹ in Sparta, wo jedes Mal 50 bis 60 Menschen in einer Turnhalle zusammenkamen. Es besteht kaum Interesse, und ich beginne einzusehen, dass man so nur sehr wenige junge Menschen erreichen kann. Auf solchen Treffen Gottes Wahrheit zu verkünden, ist ein höchst schwieriges Unterfangen. Man kommt als ein Erneuerer – gleichsam als der ›Zubereiter‹ einer Gesellschaft, die gar nicht ›zubereitet‹ werden will. Die Starrheit des menschlichen Geistes ist für uns die ›Mauer von Jericho‹. Gott muss rütteln, oder die Menschen werden nicht aufgerüttelt werden.

Etwas wie Ermutigung und Zweifel ist in mir aufgekommen ... Man fühlt sich zu der Lehre hingezogen, nach der ›Chaos diesen Lehmklumpen als sein Ebenbild‹ schuf, und man möchte die ganze Last theologischer Argumente von sich werfen. Und doch, ich sehe mich durch Christi Auferstehung gehalten! Glaubte ich nicht, dass Christus durch die Überwindung des Todes das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat, ich würde das ganze System an den trüben Himmel zurückwerfen und mich noch heute auf einem Floß den Mississippi hinabtreiben lassen. Die Wirklichkeit aber nimmt allmählich festere Formen an. Sie gibt mehr Halt als alles andere, und ich habe das unbedingte Gefühl, dass es Antworten gibt, die mir noch nicht gegeben wurden und auf die ich warten muss.«

Für Jim war es bezeichnend, dass er sich, sobald er sich der Führung Gottes sicher war, nicht mehr von seinem Weg abbringen ließ. Dieser Weg wies ihn nach Ecuador, und deshalb ging

all sein Denken und Tun in diese Richtung. Jim lebte das, was er predigte, auch praktisch vor, wenn er in seinem Tagebuch schrieb: »Wo du auch immer bist, dort musst du ganz sein. Jede Lage, von der du glaubst, dass sie Gottes Willen entspricht, musst du ganz und gar durchleben.«

Schon lange hatte Jim zu Gott gebetet, er möge ihm einen Kameraden geben, mit dem er zur Missionsarbeit hinausgehen könnte; einen alleinstehenden Mann, der gewillt war, das Werk bei den Indianerstämmen mit ihm gemeinsam durchzuführen. Eine Zeit lang hatte er dabei an Ed McCully gedacht. Als Ed dann aber im Juni 1951 heiratete, bat er Gott um einen anderen Begleiter. Im August traf er seinen alten Freund Pete Fleming, der gerade seine Lehrberechtigung erlangt hatte. Später schrieb Jim an ihn:

»Es wäre mir eine sehr große Freude, wenn Gott dich dazu bewegen würde, mit mir zu gehen. Denn sonst ist es besser, wenn du zu Hause bleibst. Für mich bedeutet Ecuador den Weg des Gehorsams. Dort wartet Arbeit auf mich, hier hält mich nichts. Dessen bin ich sicher. Er wird auch dich führen und wird dafür sorgen, dass du seine Zeichen nicht übersiehst. Der Ton des stillen, sanften Sausens – nachdem Feuer und Beben vorbei sind – wird Gottes letztes Wort sein. Warte darauf und denke an das, was Amy Carmichael gesagt hat: ›Gottes Gelöbnis ruht auf mir. Ich darf mich so lange nicht damit aufhalten, mit Schatten zu spielen oder irdische Blumen zu pflücken, bis ich mein Werk verrichtet und Rechenschaft abgelegt habe.«

Sie waren einander begegnet, als sich junge, am Studium der Bibel interessierte Menschen aus Seattle und Portland zu Konferenzen und Bergbesteigungen trafen.

Pete war dann in den Osten der Vereinigten Staaten gekommen, um dort zusammen mit Jim eine Reihe von Evangelisationsvorträgen zu halten. Sechs Wochen gemeinsamer Reisen hatten ihre Kameradschaft noch mehr gefestigt. Als Jim quer durch das Land nach Nordwesten zurückfuhr, schrieb er: »Pete ist ein sehr anregender Reisepartner, der die gleichen Interessen

hat wie ich: Geologie, Botanik, Geschichte und dann: den Himmel und all die schönen Dinge, die Gott in so mannigfaltigem Überfluss über die Welt verstreut hat.«

Pete, 1928 in Seattle (Washington) geboren, hatte schon in seiner frühen Jugend Christus als seinen Erlöser angenommen. Gleich Henoch »wandelte er mit Gott«. Und er tat es in einer Weise, die ihm bei seinen Mitstudenten eine besondere Stellung verschaffte. Er besaß die Diplome in Basketball und Golf, und der Klub der Diplom-Inhaber bat ihn, ihr geistlicher Berater zu sein. In der Abschiedsansprache anlässlich seiner Promotion sagte er: »Wohin sollen wir blicken? Wohin sollen wir gehen? Ich glaube, dass wir ein Recht haben, zurück zur Bibel zu gehen. Hier haben wir einen festen Grund ... Auf ihn lasst uns bauen!«

Diese Überzeugung kam Pete zustatten, als er im Herbst 1946 als Student, dessen Hauptfach die Philosophie war, die Universität in Washington bezog. Er war ein Mann mit kritischem Geist, und das Studium der Philosophie veranlasste ihn, seine ganze Lebensauffassung einer Nachprüfung zu unterziehen. Eine Zeit lang war er in Gefahr, an dem tiefen Widerstreit seines Denkens zu scheitern, aber Gott, dem er schon seit langer Zeit »die Obhut über seine Seele anvertraut« hatte, brachte ihn auf den rechten Weg, in seine ewige Welt, zurück.

Pete arbeitete als Werkstudent, ohne sein Studium zu vernachlässigen, und war Präsident der Christlichen Bruderschaft der Universität. Er war ein Mann, den es ständig vorantrieb, der sich aber trotz seiner vielen Tätigkeiten Zeit zum Gebet und zum Lesen der Bibel nahm. Im Jahre 1951 erhielt er den Rang eines Magisters; seine Dissertation befasste sich mit einem Werk Melvilles.

Nachdem er Jim kennengelernt und mit ihm längere Zeit korrespondiert hatte, überraschte er seinen Freund eines Tages mit der Mitteilung, dass er zu der Überzeugung gekommen sei, Gott rufe ihn nach Ecuador.

»Ich denke, dass sich eine »Berufung« zum Missionswerk nicht von irgendeinem anderen Mittel unterscheidet, mit dem

Gott uns führt«, schrieb er einmal an seine Braut Olive Ainslie. »Eine Berufung ist nicht mehr und nicht weniger als Gehorsam gegenüber Gottes Willen, den er unserer Seele auf jede von ihm für richtig befundene Weise klarmacht.«

Olive kannte er seit den Kinderjahren. Beide hatten die gleiche Sonntagsschule besucht. Als er aber Gottes Ruf nach Ecuador folgte, war er entschlossen, dem Herrn ohne die Verantwortung zu dienen, die eine Familie mit sich bringt – zumindest in der ersten Zeit.

Am 6. September 1951 schrieb er an Dr. Wilfred Tidmarsh, einen englischen Missionar, der zwölf Jahre lang im Dschungel von Ecuador gearbeitet und mit vielen christlichen Gruppen in den Vereinigten Staaten Kontakt aufgenommen hatte:

»Seit Ihrem Besuch habe ich sehr viel gebetet, ob ich nach Ecuador gehen soll. Wohl noch nie habe ich in irgendeiner Angelegenheit so sehr um Klarheit gerungen. Jim und ich haben deswegen viele Briefe gewechselt, und ich habe ihm von dem starken Drang erzählt hinauszugehen. Mein ganzes Denken innerhalb und außerhalb des Studiums der Bibel ist auf Christi Worte gerichtet, die er bei der Aussendung zu seinen Jüngern sprach: ›Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe ... Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach, der ist mein nicht wert ... Wer sein Leben findet, der wird's verlieren, und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.«

Ich könnte mir denken, dass die harten Anforderungen, die ein so schwieriges Missionsfeld wie Ecuador stellt, die gleichen sind, die damals Christi Jünger auf sich nehmen mussten. Ecuador scheint mir eine von Gott gegebene Gelegenheit zu sein, seine Grundsätze und Verheißungen auf die äußerste Probe zu stellen. Das Tor scheint sich zu einer Zeit aufzutun, in der ich die Entscheidung über meine Zukunft ganz dem Herrn anheimgebe. Ich habe Gottes Antwort auf meine Gebete gefunden.«

Kurz vor seiner Ausreise aus den Vereinigten Staaten sagte Pete zu einem seiner College-Freunde: »Denke an die letzten



Verse aus 1. Korinther 3: ›Alles ist euer ... ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes.« – In unserer ganzen Persönlichkeit gehören wir Gott, und da Gott unser Wesen geschaffen hat, sehen wir mit großer Freude in ihm unseren Schöpfer. Diese Erkenntnis muss alle Gebiete und alle Schichten unseres Lebens durchdringen. In der Wahrnehmung von allem Schönen, in der Natur, der Musik, der Dichtkunst, in den Menschen und den Wissenschaften – ja, sogar im Geschmack eines Apfels – in allem ist Gott, um die Freude seiner Gegenwart in dem Gläubigen widerzuspiegeln.«



## ***Bestimmungsort Shandia***

Nach achtzehntägiger Seefahrt erreichten Jim Elliot und Pete Fleming Ecuadors Hafenstadt Guayaquil. »Als wir den Guayas etwa halbwegs hinaufgefahren waren«, schrieb Pete, »begriff ich es erst: Dies also war Ecuador! Ich empfand ein prickelnd-erregendes Gefühl!«

Die beiden jungen Männer gingen von Bord. Durch große Stapel von Gepäck erreichten sie den sonnenüberfluteten Malacon, den am Guayasfluss entlangführenden und von diesem durch prachtvolle Parkanlagen getrennten Boulevard. Die Flut kam, und in der Mitte des Flusses trieben große Massen von Wasserhyazinthen eilig stromabwärts. Ein strahlend weißes Obstschiff lag auf dem Fluss vor Anker, an dessen Bordwand sich ein Knäuel von Booten und langen, schlanken Kanus der Bananenhändler drängte. Aus einem Fährschiff, das soeben festgemacht hatte, strömte eine schwitzende und lärmende Menge mit Handkoffern aus Stroh, mit Kleiderbündeln, Hühnern und Körben an Land. Jim und Pete blieben stehen und beobachteten die Gesichter der Leute, bis sich die Menge in alle Winde zerstreut hatte. Dann überquerten sie die Straße, wo sie

unter den Säulengängen Schutz vor der Tropensonne suchten. Sie betrachteten erstaunt die verschiedenartigsten Gegenstände, die in den Schaufenstern ausgestellt waren. Da lagen Sweater neben Schreibmaschinen, Bratpfannen, Autoreifen, Imitationen der von den Jivaro-Indianern eingeschrumpften Schädel und Camay-Seife. In einer der Seitenstraßen lagen Kakaobohnen wie ein knotiger, rotbrauner Teppich zum Trocknen in der Sonne ausgebreitet. Aus den Bürohäusern traten Geschäftsleute in frischen weißen Anzügen und mit Panamahüten. Cadillacs und Esel erkämpften sich ihren Weg durch das Gewühl.

Ein bezeichnendes Bild für die Gegensätze in diesem Land! Guayaquil ist mit über dreihunderttausend Einwohnern und einer ständig wachsenden Bevölkerung die größte und modernste Stadt des Landes. Es hat breit angelegte Straßen und imposante Geschäftshäuser aufzuweisen und ist die Bananen-Hauptstadt der Welt. Außerdem wurden hier in den letzten zehn Jahren mehr als drei Millionen Sack Kaffee, etwa 70 Millionen Pfund Kakao und mehr als 300 Millionen Pfund Reis verschifft. Eine Atmosphäre des Wohlstands liegt über dem Ganzen.

Ihre erste Nacht verbrachten Pete und Jim in einem drittklassigen Hotel. Die Hitze, die Moskitos, hin und wieder ein Eselschrei und der südländische Rhythmus einer Tanzkapelle in der nächsten Nachbarschaft machten sie für beide unvergesslich.

Am folgenden Tag ging es im Flugzeug weiter nach Quito, wobei der westliche Gürtel der Anden mit einem Gebirgspass von 3960 Metern überflogen wurde. Die Hauptstadt von Ecuador liegt etwa 2850 Meter über dem Meer, und in ihrem Westen erhebt sich der vulkanische Pichinchaberg.

Hier bot sich ihnen eine gute Gelegenheit, Land und Leute kennenzulernen. Die altertümliche Stadt mit ihren aus Luftziegeln erbauten Häusern, hohen Lehmwällen, kopfsteingepflasterten Straßen, zierlichen Kirchen, mit ihren roten Geranien und staubigen Eukalyptusbäumen sollte nun für die nächsten sechs Monate ihre Heimat sein.

Bis sie in das ostwärtige Dschungelgebiet von Ecuador, dem

Ziel ihrer eifrigen Vorbereitung und Planung, weiterreisen konnten, hatten sie noch eine letzte Aufgabe vor sich. Sie mussten ihr Spanisch – Ecuadors Nationalsprache – vervollkommen. Sie nahmen Unterricht bei einer Señorita, die zum Glück keine allzu großen Vorkenntnisse bei ihnen voraussetzte. Dann mieteten sie ein Zimmer im Haus eines Arztes, der fünf Kinder hatte. Hier bot sich ihnen die beste Möglichkeit, die Umgangssprache zu erlernen. Sie waren gezwungen, Spanisch zu sprechen, und die Kinder wiesen rücksichtslos auf jeden Fehler und auf jede Eigenart ihrer Gäste hin.

»Señor Jaime«, fragte der kleine Moquetin, ein sechsjähriger Knirps mit strahlenden Augen, »warum ist Ihr Gesicht immer rot?«

»Warum ist denn dein Gesicht immer braun?«, stellte Jim die Gegenfrage.

»Weil es so viel hübscher ist«, lautete die unerwartete Antwort.

»Das Sprachenlernen ist eine Tyrannei, die viele Enttäuschungen mit sich bringt«, meinte Pete einmal. Das Hindernis musste aber genommen werden, denn es gab keinen Weg, es zu umgehen. Während dieser Monate schrieb Pete in sein Tagebuch: »Wenn Gott mir die Gnade zuteilwerden lässt, dass ich seinen Namen unter ihnen verkünden darf, dann möchte ich jetzt bald unter den Aucas weilen. Freudig würde ich alles hergeben, wenn ich dann erleben könnte, dass sich Menschen dieses Stammes zur Ehre Christi um einen Tisch versammeln. Wie froh würde ich sein! Was kann einem Menschenleben mehr geschenkt werden? – Die Zeit von fast sechs Monaten war angefüllt mit Güte und Freundlichkeit, und Gott schenkte uns das Vorrecht, dass keine bestimmte Verantwortung auf unseren Schultern lastete. Er gab uns das Geld und ließ uns glücklich sein. Zweifellos haben wir während dieser Zeit Dinge gelernt, die uns später gut zustattenkommen werden. Wie wohltuend war es, wenn wir gemeinsam beteten und spürten, wie Gott unseren Glauben stärkte! Allmählich fiel mir das Spanisch leichter, und immer

mehr nützliche Redewendungen blieben in meinem Gedächtnis haften. Ich begann, die Sprache zu erfassen. Es kostete Mühe, aber wir haben viel gelernt. Wir wissen jetzt, wie man sich in bestimmten Situationen zu verhalten hat, dass man über gewisse Themen am besten schweigt, wie man mit den Bewohnern des Landes verkehren muss, wie ihre Ansichten über Missionare sind und manches andere ... So schenkt uns Gott auf vielerlei Weise neue Erkenntnisse.«

Dann kam der Tag, an dem Jim und Pete von Quito aufbrachen. Man lud ihr Gepäck auf das Verdeck eines riesigen Kastenfahrzeugs, das als Bus diente. Auf das Fahrgestell eines nordamerikanischen Lastkraftwagens hatte man einen seltsamen Aufbau montiert, der an beiden Seiten weit über den Unterbau hinausragte und im Innern Platz für gut dreißig Fahrgäste aufwies. Außerdem konnte sich noch jeder, der es riskierte, außen festklammern. Die beiden zwängten sich und ihre Kameras – das besondere Kennzeichen aller Missionare und Touristen – zwischen die übrigen Fahrgäste, und es gelang ihnen, eine schmale Sitzfläche von etwa dreißig Zentimeter Breite zu ergattern. Ebenso viel Platz blieb für die Beine. Und doch waren sie froh, dass ihr Bus wenigstens einen Gang zwischen den Sitzreihen aufwies, denn bei manchen Fahrzeugen mussten die Fahrgäste über die Rückenlehne auf ihre Sitze klettern. Außerdem war es hier möglich, aufrecht zu sitzen und trotzdem durch die niedrigen Fenster hinauszusehen. Es ist nicht gerade sehr bequem, wenn man die Knie bis dicht unter das Kinn anziehen muss. Aber sie konnten sich hin und wieder quer auf den Sitz setzen und die Beine in den Gang strecken. »*Vamos!*«, rief der Fahrer.

Jim und Pete stellten mit Genugtuung fest, dass man sich anscheinend doch wohl an den Fahrplan hielt. Diese Annahme aber erwies sich als irrig. Hier lebte man ja im Land des *mañana*. Überall gibt es Verzögerungen, für die man keine Erklärungen hat. Für einen Fremden ist dabei das Seltsamste, dass offenbar

niemand auch nur das geringste Interesse an einer Erklärung hat. Schweigen ringsum, niemand stellte eine Frage. – Unvermittelt und mit Donnergetöse ließ der Fahrer seinen Motor an.

Nachdem man die Stadt hinter sich gelassen hatte, kletterte der Bus in das Gebiet des Páramo, wo ein kalter Staubregen die Trostlosigkeit der großen braunen Grasstreifen noch steigerte. Ein berittener Indianer jagte im Galopp heran. Sein Poncho aus roter Wolle flatterte im scharfen Wind. Später trottete eine Frau in schwerem Wollrock und gestrickter Bluse im Laufschrift vorbei, in der den Indianern der Hochanden gewohnten Gangart. Ihr Baby war genauso gekleidet und trug einen weichen Filzhut. Es baumelte, in ein Tuch gewickelt, auf dem Rücken der Mutter, deren Finger sich geschickt bewegten. Sie spannen Wolle auf einer Spindel.

In etwa 3600 Metern Höhe konnte man die kleinen Grashütten der Hochland-Ketschuas sehen. Sie führen auf dem kargen Boden ein kümmerliches Leben, halten meist nur einige Kühe und Schafe und pflanzen etwas Kartoffeln und Getreide an.

Dann gingen diese Bilder in eine Einöde über, die Ambato, »das Tor zum Osten«, umschließt. Diese Stadt wurde 1949 durch ein Erdbeben zum großen Teil zerstört.

Der Bus hielt. Sofort war er von Frauen umringt, die auf ihren Tablett gebratenes Schweinefleisch, Fleischpasteten, Gläser mit Fruchtsäften oder in Emaille-Schalen aufgeschichtete Ananascheiben anboten. Eine jede pries ihre Ware in einem eigentümlich singenden Tonfall an.

Die Fahrt ging weiter. Der Autobus schraubte sich zwischen schneebedeckten Gipfeln weiter hinauf. Dann begann eine atemberaubende Abfahrt über steile Straßen mit schwindelerregenden Kurven, hinein in die ausgedehnte Schlucht, die der Pastaza-Fluss in die ostwärtigen Bergketten der Anden einschneidet, vorbei an dem keilförmigen erloschenen Vulkan Tungurahua. Mit erstaunlicher Plötzlichkeit wechselte das Landschaftsbild. Saftiges Grün, wohin das Auge blickte. Purpurne Orchideen winkten am Straßenrand, während der Bus auf dem schmalen

Sims des Weges dahinschaukelte. Zur Rechten klaffte ein tiefer Abgrund, während zur Linken eine steile Felswand aufragte. Als der Autobus am späten Nachmittag eine große Kurve hinter sich gebracht hatte, dehnte sich der Pastaza vor den Blicken der Reisenden aus. In breiten Bändern strömte der Fluss zwischen schwarzen Ufern dahin. Das war das westliche Ende des gewaltigen Stromgebiets des Amazonas, der sich fünftausend Kilometer weiter ostwärts in den Atlantik ergießt. Noch einige Städtchen, dann war Shell Mera erreicht, eine alte Station der Shell-Gesellschaft, die früher einmal in diesem Gebiet gebohrt hatte.

Jetzt ist es ein unansehnliches Gewirr baufälliger Holzbauten: Häuser, ein Hotel und Lagerhaus auf der einen Seite der Straße und ein militärischer Stützpunkt sowie eine von der Missionsgesellschaft unterhaltene Bibelschule auf der anderen. Am Südende des Städtchens lag der Flugplatz der ›Mission Aviation Fellowship‹ in Ecuador. Hier trafen Jim und Pete mit Dr. Tidmarsh zusammen, mit dem sie vor ihrer Überfahrt nach Ecuador korrespondiert hatten. Gemeinsam mit ihm flogen sie bald darauf von Shell Mera aus in nördlicher Richtung über das grüne Meer des Dschungels, entlang dem Ansuc-Fluss auf den Atun Jaku, das Quellgebiet des Napo-Flusses, zu.

Sie nahmen Kurs auf Shandia, die Ketschua-Missionsstation, die Dr. Tidmarsh wegen des Gesundheitszustandes seiner Frau hatte verlassen müssen. Man plante die Wiedereröffnung der Station, und Dr. Tidmarsh würde bei ihnen bleiben, bis sie sich dort eingerichtet hatten. Shandia hatte damals noch keinen Landestreifen, sodass man eine andere, nahe gelegene Station anfliegen musste. Von hier aus traten sie den Marsch durch den Dschungel an.

Es war bereits später Nachmittag, als man aufbrach. Da man unter normalen Umständen mit einem dreistündigen Marsch rechnen musste, gab es einen Wettlauf mit der plötzlich einsetzenden tropischen Dämmerung. Immer wieder rutschte einer auf grasbewachsenen Wurzeln aus, dann mussten sie sich durch tiefen Schlamm hindurcharbeiten. Aber es gab kein Ausruhen.



Sie suchten so schnell wie irgend möglich die Stelle zu erreichen, die nun für die kommenden Monate ihr Heim werden sollte. Voller Erwartungen sahen sie dem entgegen, was ihnen die Zukunft bringen würde. Zugleich aber genossen sie auch die Schönheiten des riesigen Regenwaldes am Amazonas, durch den sie ihr Weg jetzt führte.

Unberührter Dschungel. Bäume mit großen, strebepfeilergleichen Wurzeln wuchsen zu gewaltiger Höhe empor. Oft hatten sie ihre Zweige nur in den breit ausladenden Kronen. Unter diesen Schirmen gedieh eine unglaublich mannigfaltige Flora. Jim und Pete war es oft unmöglich zu unterscheiden, welche Blätter eigentlich zu den einzelnen Bäumen gehörten, weil das riesige Gewirr von Lianen, Luft- und Pilzpflanzen ein Teil der Bäume zu sein schien. Überall wucherten Pilze in lebhaften Farben und bizarren Formen – zuweilen scharlachrot in Form einer Halskrause, dann wieder türkisfarben und muschelförmig und manchmal halb versteckt unter einem vermoderten Holzklötz.

Der Mond stieg gerade über dem Wald hoch, als die Männer der Lichtung zueilten, auf der Shandia liegt.

»Sofort waren wir von Indianern umringt«, schrieb Pete, »und ich erkannte einige der Gesichter wieder, die ich auf Tidmarshs Aufnahmen gesehen hatte, was mich mit einem gewissen Stolz erfüllte. Mein erster Gedanke war: Ja, diese Leute kann ich lieb gewinnen. Die tintenfarbigen Tapetenmuster auf den Gesichtern der Frauen interessierten mich ebenso wie das dürrtige Tuch ihrer verschlissenen blauen Röcke. Eine Menge Kinder hatte sich ebenfalls – schüchtern lächelnd – eingefunden. Babys tranken an der Mutterbrust, während wissbegierige Knabengesichter zu uns aufsahen. Ich hörte Tidmarshs erste Unterhaltung in Ketschua. Würde ich das jemals erlernen?

Auf den ersten Blick kam mir unser Haus geräumig und gemütlich vor. Voll freudiger Erwartung stellte ich fest, dass Olive und ich hier sehr gut würden leben können. – Nachher säuberten wir uns noch ein wenig und nahmen ein Kurzbad in dem eiskalten Wasser des Napo-Flusses. Dann sahen wir

uns das Häuschen und seine nähere Umgebung an und bereiteten uns eine Mahlzeit, die aus Reissuppe, Bananen, Maniok mit Reis und Kaffee bestand. Jetzt schreibe ich hier am Esszimmertisch beim Schein einer Petroleumlampe – müde, aber voll Dankbarkeit gegenüber Gott dem Vater, der uns den richtigen Weg weisen wird, denn wir haben heute ja nicht die Endstation erreicht, sondern stehen erst am Beginn.«

Und Jim schrieb in sein Tagebuch: »Wir haben den Bestimmungsort, den wir uns 1950 gewählt hatten, erreicht. Ich bin von Herzen froh. Wie blind wäre es gewesen, wenn wir damals die uns von Gott gegebene Weisung ausgeschlagen hätten! Wie sehr hat sie für mich mein Leben verändert, und welche Menge zusätzlicher Freuden hat sie mir gebracht ...

Am anderen Ende der Lichtung sahen wir das kleine Haus mit dem Strohdach, in dem Dr. Tidmarsh gewohnt hatte. Es war von einer Palisade aus gespaltenen Bambusstäben umgeben, und der Fußboden war mit Dielen belegt. Das Haus stand auf Pfählen, um die Luftzirkulation zu erleichtern und um Schutz zu bieten gegen die Bodenfeuchtigkeit und die Insekten.«

## ***Alle Dinge für alle Menschen***

In Shandia war endlich das ersehnte Ziel erreicht. Jim und Pete waren gekommen, um den Ketschuas Gottes Wort zu bringen. Dies war die Aufgabe, auf die sie sich vorbereitet hatten und die sie nur erfüllen konnten, wenn sie das Vertrauen und die Liebe der Indianer gewannen. Indem sie unter ihnen lebten, an ihren Freuden und Leiden teilnahmen und so die Grundlage gegenseitigen Vertrauens schufen, hofften sie, die Herzen der Indianer der christlichen Botschaft zu erschließen. Jim und Pete waren sich darüber im Klaren: Alle Erkenntnis und alles Wissen, die ihnen aus ihren Erfahrungen mit den Ketschuas hier erwachsen, würden sie auf ihre Tätigkeit vorbereiten, die sie später bei Stämmen ausüben wollten, die, von der modernen Zivilisation unberührt, noch tiefer im Urwald lebten.

Sie waren schon sehr bald mit den Lebensgewohnheiten der Ketschuas vertraut: Sie jagen ein wenig, sie treiben ein bisschen Landwirtschaft und arbeiten ein wenig für einen der Hazienda-Besitzer in der Umgebung. Sie leiden unter einer Reihe von Krankheiten, vor allem auch unter entkräftenden Darmparasiten. So führen sie ein einfaches Leben, gefangen zwischen der absterbenden Kultur ihrer Vorfahren und der aufsteigenden

Kultur des weißen Mannes. Die Ketschuas sind ein freundliches Volk, ganz im Gegensatz zu ihren Nachbarn im Süden, den Kopffägern der Jivaros, und im Nordosten, den grausamen Aucas. Jim und Pete nahmen an allem starken Anteil. Gesundheit, Sprache, Erziehung, Geburt und Tod der Indianer, das alles war für sie von größtem Interesse.

Abend für Abend saßen die beiden in ihrer Hütte, lauschten auf das nächtliche Konzert des Dschungels und hielten die Erlebnisse und Erfahrungen des Tages in Tagebüchern und Briefen fest. Motten und Fliegen schwirrten gegen die Laterne, fielen auf die Briefbogen und verschmierten die Spitzen ihrer Federn. Große Käfer brummten gegen ihre von der Lampenhitze glühenden und schweißgebadeten Gesichter.

Abend für Abend waren sie von einem Kranz dunkler, lachender Gesichter umgeben. Es waren ihre Schuljungen, die hereinkamen und sich nichts von dem entgehen lassen wollten, was die Missionare auch immer taten.

»Werden denn die Weißen niemals des Papiers überdrüssig?«, fragte einer der Jungen Dr. Tidmarsh. »Sie sehen immer auf irgendein Papier oder schreiben darauf. Mein Vater sagt, dass die Weißen nach Papier riechen. Er sagt, dass es ihn fast wahnsinnig mache, wenn ich aus der Schule komme und nach Papier rieche.«

Pete Fleming lachte, als ihm Dr. Tidmarsh die Worte des Kleinen übersetzte. Wie war es da möglich, seine Gedanken auch nur für fünf Minuten zu konzentrieren? Trotzdem liebte er die Ketschua-Jungen. Sie waren genauso, wie er sie sich vorgestellt hatte. Um ihr Vertrauen zu gewinnen, wollte er gern auf Einsamkeit und Ruhe verzichten, die er immer so sehr bei seiner Arbeit geschätzt hatte.

Ich befand mich damals im westlichen Dschungel von Ecuador, und Jim hielt die Verbindung mit mir aufrecht, sooft es der Dschungel-Postdienst nur irgend zuließ. Kurze Zeit, nachdem er in Shandia eingetroffen war, schrieb er:

»Die Tage beginnen um sechs Uhr früh mit dem Summen des Spirituskochers, auf dem Dr. Tidmarsh sein Rasierwasser wärmt. Die Kiste, die wir als Waschtisch benutzen, steht in einer Ecke des vorderen Ganges. Der ›Abfluss‹ erfolgt in der Weise, dass wir den Inhalt des Waschbeckens mit einem Schwung über das Geländer in den Graben befördern, der rings um das Haus läuft. Das Frühstück besteht meist aus ein oder zwei Schalen Bananen- oder Mehlsuppe, einer frischen Banane und einer Tasse Kaffee. Es wird regelmäßig um 7.15 Uhr unterbrochen, um Sprechfunkverbindung mit den anderen Missionsstationen des Gebietes aufzunehmen. Während des Essens sprechen wir nur Spanisch. Auf das Frühstück folgen dann das Vorlesen einer Bibelstelle auf Spanisch, das Daniel übernimmt, und das Morgengebet.

Bisher habe ich die Vormittage damit zugebracht, dem Doktor bei der ärztlichen Betreuung der Indianer zu assistieren, die Eingeborenensprache zu üben oder kleinere Arbeiten auszuführen, um das Heim etwas gemütlicher zu gestalten. Zwischendurch suche ich die Start- und Landebahn auf, um dort nach dem Stand der Arbeiten zu sehen. Da sich heute die meisten Indianer flussaufwärts befanden, um dort eine Wildschweinherde zu jagen, war nur etwa ein Dutzend Leute bei der Arbeit. Sie waren bei dem Teil des Streifens angelangt, wo noch Gruppen von Pisangbäumen standen, die eine tropische Frucht tragen, die man als die ›kochbare Cousine‹ der Banane bezeichnet. Den Leuten widerstrebte es, die Bäume zu schlagen. Um zu einem Anfang zu kommen, half ich ihnen beim Fällen. Für sie bedeutete das die sinnlose Vernichtung von etwas Essbarem. Auch mir ging die Sache etwas gegen den Strich, aber es gibt ja hier noch viele Bananenbäume, doch keine anderen Startbahnen.

Unser Wohnraum ist wirklich gemütlich, und von dem recht großen Fenster hat man einen prachtvollen Blick. Als Tür zwischen unserem Raum und dem Wohnraum dient eine alte Mönchskutte. Zwei kleine Brücken und die beiden Aluminiumstühle geben dem Raum ein beinahe kultiviertes Aussehen. Der

Indianer Venancio fegt ihn täglich aus, um den Schmutz und das tote Ungeziefer zu beseitigen.

Der alte Venancio, ein typischer Ketschua, ist Dr. Tidmarshs rechte Hand. Er kleidet sich wie die Weißen mit Hose und Hemd. Schon seine Eltern haben vor Jahren den ›Kushma‹, die traditionelle Tracht der Ketschuas, aufgegeben. Das Wandern auf Dschungelpfaden, bei dem man oft bis an die Knie in den Schlamm einsinkt, lässt ihm Schuhe als etwas Unzweckmäßiges erscheinen. Einige der anderen tragen sie bei besonderen Gelegenheiten, um die Wichtigkeit ihrer Person in ein besonderes Licht zu setzen. Eine Sicherheitsnadel schmückt an auffallend sichtbarer Stelle die Vorderseite von Venancios ungebügeltem Hemd. Er hat sie stets bereit, um mit ihrer Hilfe Stacheln der Chonta-Palme aus den Füßen zu entfernen. Wenn er in den Dschungel geht, führt er eine abgenutzte Machete – ein Buschmesser – mit sich, womit er sich den Weg freischlägt. Bei einer allzu steilen oder schlüpfrigen Böschung haut er damit Stufen aus, auf die er beim Aufstieg die Zehen stemmen kann. Über den Weg hängende Ranken werden mit einem Hieb beseitigt. Seine Frau Susanna trottet dann mit dem Baby, das sie in einem Tuch an ihrer Seite baumeln hat, hinter ihm her.

Sie trägt einen großen Korb, in dem ein Kochtopf, Hühner, eine Wolledecke und Bananen liegen. Der Korb hängt an einem sogenannten Dschungel-Seil – einem Streifen Baumrinde oder einem langen, faserigen Blatt –, das um den Korb geschlungen ist und über Susannas Stirn läuft. Auch sie hat ihre Machete dabei, mit der sie umgräbt, den Maniok – ihre Hauptnahrung – schält, die Fingernägel reinigt oder das Unkraut vor ihrer Tür bekämpft. Die Machete ist das am meisten geschätzte und oft auch das einzige Werkzeug der Indianer. Sie eignet sich gut als Hacke, Schaufel, Axt, Messer, Schere, kurz – zu allem.

Pete und ich haben schon sehr bald die Feststellung machen müssen, dass die Machete im Dschungel einfach unentbehrlich ist, und wir wunderten uns darüber, wieso wir in den Staaten ohne Machete ausgekommen sind.

Venancio verbringt einen großen Teil seiner Zeit damit, dass er Körbchen zum Aufbewahren von Eiern, trompetenförmige Fallen, Netze zum Fischen, geflochtene Siebe und Trommeln aus Affenhaut anfertigt. Alle schwere Arbeit tut seine Frau. Dazu gehört das Roden von Bäumen und Dschungelpflanzen, das Bestellen des so gewonnenen Landes, das Besorgen des Wassers und Brennholzes, das Waschen der Kleidung auf den Felsblöcken im Fluss und das Heranschleppen von Bananenbüscheln, die zuweilen bis zu einem Zentner wiegen.

Venancios Bett besteht aus mehreren Lagen gespaltenen Bambus, die quer über einige Stangen gelegt sind. Als Sitze dienen ihm etwa fünfzehn Zentimeter hohe Holzklötze, auf denen er neben dem Feuer hockt. Ein Suppenteller und ein Löffel bilden sein Essgerät, während er zum Trinken halbe Kürbisschalen oder auch Schälchen aus Ton benutzt. Die Hauptnahrung Venancios und seiner Stammesgenossen ist ein unter dem Namen *Chicha* bekanntes Getränk. Es wird aus Maniok bereitet, und die Frauen graben täglich eine starke Knolle aus, die sie mithilfe der Machete geschickt zu schälen verstehen und dann in einem Tongefäß kochen. Danach zerstampfen sie den Maniok mit einem Holzstock, bis er etwa die Festigkeit von Kartoffelbrei, nur etwas gröber und schwerer, erreicht hat. Davon nehmen sie immer einen Mund voll, kauen ihn und spucken ihn auf ein Brett. So wird der Gärprozess eingeleitet, der sich dann in den großen Ton-Urnen, in die sie die Masse füllen, fortsetzt. Man lässt den Brei einen oder zwei Tage – oder sogar eine Woche lang, wenn man besonders starke *Chicha* haben will – stehen. Von diesem Essen leben die Ketschuas, im wahrsten Sinne des Wortes, fast ihr ganzes Leben lang. Wenn es geht, ergänzt man die Speise durch Wild, Fisch, ein paar Dschungel Früchte oder Eier.«

Durch die tägliche Beobachtung der Indianer lernten Jim und Pete, sich diesem neuen Lebensstil anzupassen. Eines Abends, als sie zusammen mit Dr. Tidmarsh und den Schuljungen in

ihrem kleinen Bambushaus saßen, hörte man draußen eilige Schritte.

»Doktor! Doktor! *Tiangichu!* – Sind Sie da?«

»*Ikui, ikui.* – Herein.«

»Meine Schwägerin stirbt!«

Das konnte in der Ketschua-Sprache alles, von Kopfschmerzen bis zu einem Schlangenbiss, bedeuten. Erfreut man sich strahlender Gesundheit, so ›lebt‹ man eben. Sonst aber ›stirbt‹ man eben.

»Was fehlt denn deiner Schwägerin?«

»Sie lässt ein Kind geboren werden. Kommen Sie mit?«

Wenn nicht irgendeine Gefahr vorlag, pflegte man im Allgemeinen den Missionar nicht zu einer Geburt zu rufen.

Dr. Tidmarsh wusste, dass die Frau, um die es sich hier handelte, bereits fünf Babys verloren hatte. Tidmarsh war Doktor der Philosophie, er hatte aber als Nebenfach Naturheilkunde studiert. Er packte die einfache Ausrüstung zusammen, die er für solche Notfälle bereitliegen hatte, und machte sich, begleitet von Pete, flussabwärts auf den Weg. Venancio, der als Führer diente, verschwand als Erster im Dschungel, während die Missionare ihre Taschenlampen schwenkten, um dadurch den auf den sumpfigen Pfad geworfenen Lichtkreis möglichst zu vergrößern. Der Talac-Fluss, ein seichter, etwa fünfzehn Meter breiter Strom, musste mehrmals durchwaten werden. Schließlich hatte man das Haus erreicht. Es war ein rechteckiger Bambusbau mit einem Dach aus sehr hübsch und gleichmäßig geflochtenen Palmenblättern. Sie traten durch die enge Haustür und mussten eine niedrige Schwelle überschreiten, die wohl die Schweine und Hühner abhalten sollte. Mehrere schwach glühende Feuer füllten das Innere der Hütte mit Rauch, der stets in den Hütten der Indianer anzutreffen ist und als eine Art Schutzmittel für die Blätter des Daches dient, die er mit Ruß überzieht, der die Insekten fernhält. In einer Ecke saß ein Mann, der an einem Fischernetz flocht. Ein anderer sägte auf einer selbst gefertigten Violine herum.



»Die Frau lag auf einem Bambusbett«, schrieb Pete in seinem Tagebuch. »Sie war vor neugierigen Blicken nur durch zwei lose aufgehängte Decken geschützt und wurde von einer ›Hebamme‹ betreut. Allmählich wurde es ganz dunkel, und von den schwelenden Feuern war nur noch die glühende Asche zu sehen. Die Familie begab sich zur Nachtruhe auf ihre Bambusmatten. Die kleinen Kinder krochen zu ihren Eltern, während sich die älteren Knaben in eine der Ecken und die Mädchen in eine andere begaben. Tidmarsh und mir gab man ein Bett, und wir legten uns nieder, da noch keinerlei Anzeichen für die Ankunft des Babys vorlagen. Die Pausen zwischen den Wehen betrug immer noch sieben Minuten. Da der Bambus keineswegs die ihm von vielen angedichtete schmiegsame Eigenschaft besitzt, und da unsere Schuhe und Hosen vom Durchwaten des Flusses her noch nass waren, war an Schlafen nicht zu denken. Nach einiger Zeit standen wir auf und setzten uns auf kleine Holzklötze, die wir an das rauchende Feuer, das nicht mehr recht brennen wollte, heranrückten. In Gesellschaft zweier rüddiger Hunde, deren Rippen sich deutlich unter dem Fell abzeichneten, saßen wir da. Man hörte das Zirpen der Grillen, den seltsamen, an den Schrei der Gänse erinnernden Ruf der Baumkröten, das Wimmern eines erwachenden Kindes, das Krachen des Bambus, wenn jemand seine Lage veränderte, und das in bestimmten Abständen wiederkehrende Stöhnen der Frau, das mit einem kurzen, schrillen Klagelaut endete.

Als dann die Schmerzen immer rascher und stärker einsetzten, hob sich die junge Indianerin hoch und griff nach einem aus Ranken gedrehten Seil, das von der Decke herunterhing. Sie verflocht ihre Hände in das Seil und zog den Körper hoch, wenn die Schmerzen kamen. Mir aber vermittelten jene kleinen, hoch über dem Kopf gehaltenen braunen Hände und die gestrafften Sehnen der Arme etwas von den einfachen und doch so sinnvollen Mitteln, die man hier als Geburtshilfe benutzt. Endlich setzte die Niederkunft ein. Nachdem die Hebamme die Insassen der Hütte geweckt hatte, bewegten sich verschlafene

Gestalten auf die Ecke zu und blinzelten über die dort aufgehängten Decken. Das Wort und der Begriff ›Geheimnis‹ sind hier unbekannt.

Man bereitete ein Getränk für die Mutter, indem man die Klaue eines Faultiers zerrieb und das Pulver mit Wasser mischte. Das sollte vermutlich zur Beschleunigung der Geburt führen.

Venancio, unser Koch, begab sich zu der Wöchnerin. Er packte die Frau bei den Schultern und rüttelte sie heftig. Das tat er so lange, bis das Baby erschien, das dann zur Hälfte auf die Bananenblätter und zur Hälfte auf den Lehm Boden zu liegen kam. Bei dem flackernden Petroleumlicht sah man ein zartes gebrechliches Ding, das bewegungslos dalag. Nun zuckte es ein paar Mal, stieß einige unartikulierte Laute aus, schrie und begann dann, normal zu atmen. Tidmarsh band jetzt die Nabelschnur ab, und die Hebamme schnitt sie mit der scharfen Kante eines Bambusstabes ab. Dann nahm sie das Baby an sich, füllte ihren Mund mit Wasser aus einem eisernen Topf und spuckte es über das Kind. Das war die ganze Wäsche. Schließlich wickelte sie das Baby in ein altes schmutziges Tuch, das sie mit einem gestickten Frauengürtel verschnürte, und übergab es einem der nackten kleinen Kinder, das mit ihm davontrottete. Eine Frau nahm das Neugeborene in Empfang und legte es auf ein Bambusbett, wo es sich überlassen blieb.«

Allmählich wurden Jim und Pete mit der Ketschua-Sprache vertrauter. Stets hatten sie ihre kleinen schwarzen Notizbücher und ihre Bleistifte griffbereit. Da es ja keine Schriftsprache gab, brauchten sie nur das, was sie hörten, niederzuschreiben. Auf irgendeine Weise mussten sie dann die Bedeutung herausfinden und das Wort oder den Satz dem Gedächtnis einprägen.

»Ich finde die Sprache bezaubernd«, schrieb Jim nach Hause, »und so recht anregend, wenn man sie vom Mund des Sprechenden erst frisch entdecken muss, ohne sich dabei irgendeines Wörterbuches bedienen zu können. Besonders interessant kommen mir jetzt die lautnachahmenden Ausrufe bestimmter Vor-

gänge vor. So hörte ich zum Beispiel, wie man von einem freischwingenden, gebrochenen Handgelenk sagte: Es geht ›weilang, weilang‹. Soweit wir feststellen können, gibt es so ein Wort in der Ketschua-Sprache nicht. Oder eine flackernde Lampe geht ›leiping, leiping, tiunk, tiunk‹ und stirbt! *Tukluk, tukluk* beschreibt ein schnelles Verschlingen oder Würgen. Und in dieser Art gibt es noch zahllose andere Lautmalereien.«

In dem Maß, in dem Petes und Jims Sprachkenntnisse zunahmen, steigerte sich das Vertrauen, das ihnen die Indianer entgegenbrachten. Man forderte die Missionare auf, sich noch mehr als bisher am Leben und an den Bräuchen der Eingeborenen zu beteiligen. »Ihr sprecht Ketschua besser als wir«, sagte Wakcha, ein stolzer junger Indianer, der – ein Zeichen des Ansehens, das er bei seinem Stamm genoss – stets einen großen Helm trug. »Ihr versteht uns nur zu gut. Wenn wir so daherreden und denken: ›Sie hören es ja nicht‹, dann antwortet ihr uns!«

Schließlich musste Dr. Tidmarsh das Waldgebiet wieder verlassen, um zu seiner Familie ins Gebirge zurückzukehren. Bevor er aufbrach, gab er Jim und Pete noch einige einfache Instruktionen für die Krankenpflege. Sie würden in Zukunft so viel ärztliche Hilfe leisten müssen, wie ihnen das mithilfe der medizinischen Bücher und ihrer Gebete nur irgend möglich war.

An einem Januarabend suchte sie ein verzweifelter Vater auf, dessen Kind erkrankt war.

»Wollen Sie es nicht mit Medizin stechen?«, bat er. Die Indianer hatten die Heilkraft der Antibiotika bei den so häufigen tropischen Infektionskrankheiten schätzen gelernt. So bildete sich bei ihnen die Ansicht heraus, der Missionar habe überhaupt nichts für ihre Heilung getan, wenn sie nicht zumindest eine Spritze erhielten. Vergeblich suchte man sie darüber aufzuklären, dass Penizillin zum Beispiel bei einem bösen Fall von Würmern keine Wirkung habe. »Trinkmedizin« war nach ihrer Meinung nicht annähernd so wirkungsvoll wie »Stechmedizin«.

Da es sich im vorliegenden Falle offenbar um eine Lungenentzündung handelte, verabreichte Jim Penizillin. Die Eltern beruhigte es, dass er alles getan hatte, was er tun konnte.

Da das Kind aber kein Zeichen der Besserung aufwies, griffen sie auf die ihnen bekannte Macht zurück: den Medizinmann.

Jim schrieb darüber: »Man wies mir ein Lager an, und sie sagten mir, dass sie jetzt *ayak waska* trinken würden. Ich aber sollte auf meinem Rohrlager bleiben und auf keinen Fall die Taschenlampe anknipsen. – Gegen halb neun Uhr wurden alle Lichter ausgelöscht, und man hörte nur von Zeit zu Zeit die Stimmen der drei Indianer, die den als *ayak waska* bezeichneten Kräutertrank zu sich nahmen. Ich versuchte zu schlafen und verfiel in eine Art Halbschlummer. Als dann einer der Beobachter, der neben mir am Boden lag, geweckt wurde, damit er das erwartete ›Geister-Gespräch‹ mithörte, wurde ich sofort hellwach. Ich hörte ein schnelles, gleichmäßiges, schwirrendes Geräusch, als schüttelte man ein Bündel trockenen Laubs. Von irgendwoher – ich vermag nicht zu sagen, ob es immer von der gleichen Stelle kam – hörte ich das melodische Pfeifen einer bei den Indianern üblichen Melodie, die aus drei Tönen bestand. Das Ganze vermischte sich mit einem zischenden, würgenden Geräusch und dem seltsamen Pusten, mit dem Rauch über den Kopf des Patienten geblasen wurde, wie ich das schon bei früheren Gelegenheiten erlebt hatte. – Ich wollte noch eine zweite Penizillin-Injektion vorschlagen, aber der Medizinmann bestand darauf, dass wir damit bis zum Morgen warteten. – In das Rascheln, Blasen und Pfeifen mischte sich von Zeit zu Zeit ein starkes Schnarchen. Dann schlief ich wieder ein.

Um elf Uhr wurde ich durch das Geigenspiel eines Indianers geweckt. Wir unterhielten uns, und gegen Mitternacht sah ich mir das Kind noch einmal an. Man sagte mir, dass die Zauberkraft noch keine große Wirkung gehabt habe, weil die Trinker zu wenig zu sich genommen hätten. Das Fieber schien etwas gestiegen zu sein, während Atem und Allgemeinbefinden unverändert waren. Gegen ein Uhr schlief ich wieder ein. Die Mutter und

eine alte Frau blieben auf, um Wickel aus Blättern und Tabak zu machen. Das Licht von Lampen und Petroleum-Laternen ließ die Umgebung jetzt weniger unheimlich erscheinen. Ich schlief, bis ich um drei Uhr durch die Totenklage geweckt wurde. Das Kind hatte aufgehört zu atmen. An diesem Morgen fertigten wir den dritten Kindersarg an.«

Solche Erlebnisse vermittelten einen guten Einblick in das Dasein dieser Menschen, das von Furcht und Aberglauben beherrscht wurde. Würde das Neue Testament das Sehnen der Ketschuas nach Freiheit von Furcht, nach Frieden des Herzens und nach Befreiung von den bösen Geistern erfüllen? Die Missionare beteten täglich darum und befassten sich sehr mit dieser Frage, aber immer noch fühlten sie sich als Fremde – fühlten, dass sie stets Fremde bleiben würden. Der Indianer selbst würde die Antwort geben müssen. Er musste die Heilige Schrift lernen, und er musste angeleitet werden, sein eigenes Volk zu unterrichten. So eröffneten Pete und Jim wieder die Missionschule in Shandia, die Dr. Tidmarsh hatte schließen müssen. Hier, in dem aus nur einem Raum bestehenden Schulgebäude, lernte die Jugend der Gemeinde lesen und schreiben, sodass sie schließlich selbst die Bibel lesen konnte.

Es gab indessen auch noch andere Indianer, die bisher nicht die geringste Gelegenheit hatten, die Geschichten zu hören, denen diese Jungen täglich lauschten. Würde Gott Jim und Pete aussenden, um den Aucas die Botschaft zu bringen?

»Zuweilen erschreckt mich der Gedanke«, schrieb Pete, »aber ich bin bereit. Wir glauben an Gottes Wundermacht, und in ihr müssen also auch die Aucas eingeschlossen sein. O Herr, weise uns den Weg!«



## ***Ständige Anpassung***

Schon seit ihrer College-Zeit hatten sich Jim Elliot und Ed McCully gewünscht, eines Tages gemeinsam in der Mission zu arbeiten. Als Ed dann im Dezember 1952 mit seiner Frau Mari-lou und dem Söhnchen Stevie in Quito eintraf, hatte es den Anschein, als würden sich ihre Hoffnungen verwirklichen. Die McCullys beabsichtigten, während des Pflichtstudiums der spanischen Sprache in Quito zu bleiben, um dann zu Jim und Pete nach Shandia zu gehen. Im Juni 1953 verließ Ed für kurze Zeit seine Familie, um eine Reise nach seinem künftigen Heim im Dschungel anzutreten. Über das, was er dort erlebte, schrieb er an seine Angehörigen nach Hause:

»Soeben bin ich nach Quito zurückgekehrt, nachdem ich zwölf Tage mit Jim Elliot und Pete Fleming im Dschungel unter den Ketschua-Indianern des Tieflandes verbracht habe. Wenn Gott es will, so hoffen wir, in wenigen Monaten dort zu wohnen. Während dieser zwölf Tage habe ich die Indianerjungen in der Schule beobachtet. Ich sah die endlose Reihe der Menschen, die ärztliche Hilfe suchten, ich war in den Hütten der Indianer zu Gast und hörte den eigenartigen Gesang der Medizinmänner

und das hoffnungslose Weinen der um ihre Toten Trauernden. Ich lobe Gott, der uns in dieses Land gebracht hat, um für dieses Volk zu arbeiten. Ich bete darum, dass wir unsere Berufung treu erfüllen. Möge Gott sich unser bedienen, damit wir recht viele dieser Indianer zu ihm führen!

Im ostwärtigen Dschungel habe ich am Lager eines achtzehnjährigen Indianerjungen gestanden. Ich sah, wie er Blut erbrach und in wenigen Minuten starb. Als ich den leblosen Körper auf Bambusstäben auf dem schmutzigen Boden der Hütte liegen sah, kam mir das erst so richtig zum Bewusstsein, was Paulus in 1. Thessalonicher 4 meint: ›... auf dass ihr nicht traurig seid wie die andern, die keine Hoffnung haben.‹ Die schrille, singende Klage dieser Heiden, bei der sie sich an die Brust schlugen und während zweier Tage und Nächte trauerten, werde ich sobald nicht vergessen. Ein aufrüttelndes Bild zu dem Thema ›keine Hoffnung‹. Heute Nacht wird mein besonderes Gebet darin bestehen ..., dass Gott das Leben dieser Indianer schonen möge, bis er uns in die Lage versetzt, ihnen in ihrer eigenen Sprache die Botschaft der Hoffnung, des ewigen Lebens und der Erlösung zu bringen.«

Ed McCully, der älteste Sohn eines Bäckereibesitzers in Milwaukee, wuchs in einem Heim auf, in dem man stets zu Opfern für die Sache des Herrn bereit war.

Als Ed im Herbst 1945 in das College in Wheaton eintrat, hatte er noch nicht die Absicht, Missionar zu werden. Als Hauptfach wählte er die Volkswirtschaft.

Der 1,85 Meter große und 170 Pfund schwere Ed zeichnete sich sehr bald als Meisterschütze in Wheatons Rugbymannschaft aus. Da er außerdem – bei einem so schweren Mann überraschend – sehr schnell war, wurde er auch in der Leichtathletik zu einem Star. Sein Trainer, der Meilenläufer Gil Dodds, erzählte von einem Vorfall, der sich in Eds Seniorenjahr – im vierten Jahr seines Studiums – zugetragen hatte. Zehn 400-m-Läufer trainierten für einen Wettkampf in Boston. Die fünf Besten sollten



hingeschickt werden. Ed wollte gern mit, und deshalb bat er, obgleich er eigentlich die 100 und 200 Meter lief, mit den anderen an den Start zu dürfen. Es war bezeichnend für Ed, dass er das Ausscheidungsrennen mit einer Zehntelsekunde Vorsprung gewann. »Wenn es darauf ankommt, bringt er sogar das Unmögliche fertig«, lautete Dodds' Kommentar hierzu.

Auf der Rednertribüne fühlte Ed sich besonders zu Hause. Die einfache Art, in der er sein Publikum anzusprechen verstand, ließ ihn 1949 beim Nationalen Hearst-Redner-Wettstreit in San Francisco Erster werden. An diesem Wettstreit pflegten sich über zehntausend Studenten zu beteiligen. Sein Essay über Alexander Hamilton wurde von seinen Klassengenossen auswendig gelernt, und bei jedem Klassenfest bestand man darauf, dass er es vortrug. Wenn er den Höhepunkt erreichte:

*And like a silver clarion rung,  
the accents of that unknown tongue:  
(Und wie eine silberne Flöte klang  
der fremden Sprache zarter Sang:)*

dann sprang die Klasse wie ein Mann auf und rief mit Ed:

*Excelsior!*

Im folgenden Jahr trat Ed McCully, dessen Interesse sich mehr dem Jurastudium zugewandt hatte, in die Rechtsschule der Universität zu Marquette ein. Zu Beginn des zweiten Jahres nahm er den Posten eines Nachtportiers in einem Hotel an, wobei er die Zeit dort zum Studium verwenden wollte. Gott aber, der über die Menschen nach seiner eigenen Wahl bestimmt und der in ihnen zur Erfüllung seiner ewigen Ziele wirkt, hatte andere Pläne. Darüber berichtete Ed am 22. September 1950 in einem Brief an Jim, seinen Klassenkameraden aus Wheaton:

»Seit ich diesen Posten übernommen habe, hat sich manches ereignet. Ich widmete meine freien Stunden dem Lesen der Schrift. Jede Nacht schien mich der Herr ein wenig näher zu sich heranzuziehen. Vorgestern Nacht las ich das Buch Nehe-

nia. Als ich zu Ende damit war, las ich es noch einmal. Da ist von einem Mann die Rede, der alles aufgab, um ein Werk zu übernehmen, das kein anderer durchführen konnte. Und weil er in Jerusalem alle Misstände beseitigte, bekam er recht vor dem Herrn. Schwierigkeiten und Hindernisse wurden aus dem Weg geräumt, und ein großes Werk wurde vollbracht. O Jim, ich konnte mich gar nicht davon losreißen. Der Herr stritt mit mir. Als ich in der Frühe nach Hause ging, machte ich einen großen Umweg. Dabei kam ich zu einem Entschluss, von dem ich weiß, dass er von Gott ist. In aller Ehrlichkeit gegenüber dem Herrn erkläre ich, dass niemand und nichts außer ihm und der Heiligen Schrift irgendetwas mit dem zu tun hat, was ich beschlossen habe. Ich habe jetzt nur noch den einen Wunsch: Ich will ein Leben bedingungsloser Hingabe an den Herrn führen und meine ganze Energie und meine ganze Kraft darauf verwenden. Vielleicht wird Gott mich an einen Ort senden, wo der Name Jesus Christus noch ganz unbekannt ist. Jim, ich werde den Herrn beim Wort nehmen, und ich weiß, dass er zu seinem Wort stehen wird. Das ist so, als wenn man alles auf eine Karte setzte, aber haben wir bereits nicht schon alles auf die Erlösung in ihm gesetzt? Warum sollen wir es nicht auch dann tun, wenn es unser jetziges Leben betrifft?

Wenn ich daran denke, dass Gott mich gerade an dem Tag gerufen hat, an dem ich mich wieder immatrikulieren lassen wollte! Ich hatte mein Geld schon bereitgelegt und alles so weit vorbereitet. Da heute der Eintragungstag war, ging ich zur Universität, um dort meinen Entschluss bekannt zu geben. Ich habe wirklich so gehandelt, wie es der Apostel von den Ephesern verlangte. Ich »machte mutig den Mund auf«. Ich sprach mit allen Kommilitonen, die ich näher kannte. Dann suchte ich einen der Professoren auf, von dem ich besonders viel hielt. Ich setzte ihm meine Pläne auseinander, und als ich ihn verließ, standen ihm Tränen in den Augen. Auch mit einem anderen Professor sprach ich noch. Ein kühles Lebewohl und der Wunsch für viel Glück waren seine einzige Antwort.

Ja, so stehen jetzt die Dinge. Vor zwei Tagen noch war ich Student der Rechte. Heute bin ich ein titelloser Unbekannter. Hab Dank, Jim, für deine Fürbitte für mich. Höre nicht auf damit. Ich bete bestimmt auch für dich, Bruder, der du jetzt deine Vorbereitungen zur Abreise triffst. Ich wünschte, ich könnte dich begleiten.«

Die Zeit für Eds praktische Schulung kam dann, als er mit Jim Elliot im Winter 1951 nach Chester im Bundesstaat Illinois ging. Außer in den Zeltlagern und in den Jugendklassen, die sie in jener Stadt abhielten, predigte Ed auch häufig in einer wöchentlichen Rundfunksendung, die er sich mit Jim teilte.

»Ich bin ein Schuldner der Griechen und der Nichtgriechen, der Weisen und der Nichtweisen; darum, soviel an mir ist, bin ich wohl willens, auch euch zu Rom das Evangelium zu predigen. Denn ich schäme mich des Evangeliums von Christus nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben ...« Diese Worte des Apostels lebte Ed wirklich aus.

Am 16. Mai 1951 führte er bei einer seiner Rundfunksendungen das Bürgerliche Recht als Beispiel an. Diese Ansprache erklärt besser als alle theologischen Darlegungen den Glauben, der die fünf Männer beseelte, die schließlich gemeinsam das »Unternehmen Auca« durchführen sollten.

»Es ist Schicksal des Verbrechers«, sagte Ed, »die Strafe anzutreten, zu der er verurteilt wurde. Für manche bedeutet das Zwangsarbeit für eine Reihe von Jahren, für andere bedeutet es lebenslängliche Haft und wieder für andere den Tod. Gottes Urteil für alle Sünder ist der Tod. ›Der Tod ist der Sünde Sold ...‹ *Ein Urteil, ein Strafmaß* für alle Menschen.

Ihr aber werdet sagen, Gott ist doch ein Gott der Liebe. Er wird über niemanden ewige Strafe verhängen. Ja, er ist ein Gott der Liebe. Daran aber ändert die von ihm ausgesprochene Verurteilung nichts. Aber es ist ebenso Gottes Wille, dass du und ich von der Strafe, die wir gerechterweise verdienen, befreit werden. Gott bietet uns die Möglichkeit hierzu, die anzunehmen uns überlassen bleibt. Um den Preis seines eingeborenen Sohnes gewährt

Gott Vergebung. »Wer an den Sohn glaubt«, sagt die Schrift, »der hat das ewige Leben. Wer dem Sohn nicht glaubt, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm.«

Die Ergebnisse dieser Evangelisationsarbeit waren nicht allzu bemerkenswert. Einige Leute schrieben an den Sender und baten um weitere Aufklärung. Kaum eine Handvoll Menschen bekannte sich aufgrund der in Schulsälen abgehaltenen Stunden zu Christus. Und doch verlor Ed nicht den Mut. Er war sich dessen bewusst, dass er durch seine Arbeit während jener Monate Gottes Willen erfüllte.

Kurz bevor er nach Chester aufbrach, war er einer Aufforderung nachgekommen, in Pontiac, Michigan, zu sprechen. Dort lernte er Marilou Hobolth kennen, die junge dunkelhaarige Pianistin der Kirche, in der er sprechen sollte. Während der Monate in Chester schrieb Ed dann mehr Briefe an Marilou, als er während vieler Jahre an andere Menschen geschickt hatte. In einem seiner ersten Briefe hieß es:

»Ich bitte Gott vor allem um zwei Dinge: Erstens, dass der Herr uns Weisheit bei unseren Beziehungen zueinander geben möge – auch bei unserem Briefwechsel. Zweitens, dass jeder von uns den anderen zu einer immer engeren Verbindung mit Gott bringen möge. Damit meine ich nicht, dass wir einander predigen sollen. Vielmehr meine ich, dass die Zuneigung, die wir zueinander empfinden, dazu beitragen möge, uns stets mehr zum Herrn hinzuführen. Ich weiß, dass du ebenso denkst.«

Die Freundschaft der beiden reifte schnell heran, und im April verlobten sich Ed und Marilou. Einige Tage später schrieb Ed an seine Braut: »Wenn du betest, dann bitte Gott, dass er uns zeigt, wie wir nach seinem Willen unser Leben gestalten sollen. Wir aber wollen dann auch unsererseits bestrebt sein, seinen Willen zu erfüllen.« Ed liebte seine Braut aus ganzem Herzen. »Wenn irgendjemand mit mir spricht, so bereitet es mir große Mühe, seinen Gedanken zu folgen. Es ist ein ganz verrücktes Gefühl. Ich beginne an alles zu glauben, was die Dichter und Sänger über die Liebe sagen!«

Am 29. Mai 1951 schrieb er: »Heute in einem Monat wirst du deine Freiheit verloren haben, und du wirst meiner eisernen Herrschaft, meinem unnachgiebigen Gesetz und meinem grausamen Kommando unterstehen. Genau 31 Tage bleiben dir noch zum Überlegen. Glaubst du wirklich, dass du dich für den Rest deines Lebens an mich binden kannst? Es wird bestimmt nicht leicht sein. Oft wirst du dich fragen, warum in aller Welt du mich geheiratet hast. Überlege es dir noch einmal! Doch lass mich dir zum Schluss noch sagen, wie sehr ich dich liebe!«

Marilou überlegte es sich nicht noch einmal. Im Juni wurden sie in ihrer Heimatkirche, der *First Baptist Church* in Pontiac, getraut.

Da Ed entschlossen war, Missionar zu werden, besuchte er noch ein Jahr die Missionsärztliche Schule in Los Angeles.

Am 10. Dezember 1952 traten Ed und Marilou mit ihrem acht Monate alten Söhnchen Stevie die Ausreise nach Ecuador an.

Inzwischen hatten Jim und Pete im Dschungel auf den Tag gewartet, an dem die McCullys zu ihnen stoßen würden. Neben anderen Missionsgebäuden errichteten sie auch für ihre Freunde ein Haus. Die McCullys lebten einstweilen noch bei einer Familie in Quito, wo sie Spanisch lernten. Sie fanden das Leben nicht so einfach, und das Gefühl, einstweilen keine rechte Aufgabe zu haben, war entmutigend. »Wir bitten in unseren Gebeten um die erforderliche Eignung und Gewissenhaftigkeit bei unseren Studien sowie um die Gnade, uns so ›über den Berg‹ zu helfen, dass wir in der Landessprache nicht nur eine Unterhaltung führen, sondern auch das Wort Gottes predigen können«, schrieb Ed nach Hause. Er und Marilou konnten es kaum abwarten, bis sie dort unten im Dschungel ihr eigenes Heim beziehen und mit der Arbeit beginnen konnten. Eines Tages wurde Ed an die Kurzwellen-Sprechfunkstelle gerufen.

»Ich habe diesen Text nicht genau mitbekommen ... Sagten Sie *alle* Gebäude?«, fragte er die Vermittlungsstelle. »Ende.«

»Alle Gebäude in Shandia sind durch Hochwasser zerstört.

Alle Gebäude in Shandia sind durch Hochwasser zerstört. Jim und Pete möchten, dass Sie so schnell wie möglich kommen. Ende.« »Okay. Okay. Sagen Sie ihnen, dass ich sofort kommen werde.« Ed McCully gab den Hörer an den Mann am Kurzwellengerät zurück. Die Nachricht war von Shell Mera aus übermittelt worden. Jim und Pete hatten einen Boten nach Dos Rios, eine etwa sechs Wegstunden von Shandia entfernt gelegene Missionsstation, geschickt. Die Missionare dort hatten dann Shell Mera durch Sprechfunk von der Überschwemmung unterrichtet. Ed war wie betäubt. Er ging an das Fenster und sah über das Tal von Quito auf den Antisana, der mit seiner mächtigen Schneekappe zwischen ihm und der kleinen Missionsstation lag, die er erst vor wenigen Wochen besucht hatte. Nun war sie vom Erdboden fortgespült worden. An einem Tag, an dem die Wasser mit Donnergetöse angestiegen waren und lange Stunden der Dunkelheit, einem Albdruk gleich, über Shandia gelegen hatten. 500 mit der Hand gehobelte Bretter – von denen ein jedes das volle Tagewerk eines Mannes darstellte –, die für ein neues Haus, ein neues Krankenhaus und eine neue Schulküche sauber aufgestapelt dalagen, verschwanden im Dunkel der Nacht. Jim und Pete hatten den größeren Teil ihres persönlichen Eigentums retten können, aber ihr Manuskript mit dem unschätzbaren Ketschua-Vokabular lag überall zerstreut und in den Schlamm getreten herum. Fast hundert Meter der Start- und Landebahn mussten neu gebaut werden. Es war den Männern ein eindringlicher Hinweis auf die Vergänglichkeit ihrer derzeitigen ›Stadt‹.

Und wie sie instinktiv Eds Hilfe gesucht hatten, so wandte er sich jetzt an Marilou: »Liebste, die ganze Station in Shandia ist durch Hochwasser zerstört!«

Marilou konnte es zunächst gar nicht fassen, bis Ed ihr sagte, dass Jim und Pete ihn gebeten hätten, zu ihnen in den Urwald zu kommen. Sie billigte dieses Vorhaben sofort.

»Was aber ... wird aus dir und Stevie?«, fragte er.

»Oh, uns wird es an nichts fehlen«, erwiderte Marilou. »Wir bleiben schön hier, und du unterrichtest uns über den Sprech-

funk von euren weiteren Plänen. Ich denke bestimmt, dass es so am richtigsten sein wird.«

Wie üblich wurde Ed von ihrem geistigen Schwung angesteckt, und er machte sich sofort an seine Reisevorbereitungen. – »Elliot«, hatte er eines Tages zu Jim gesagt, »ich habe eine tüchtige Frau geheiratet. Sie plant ... Sie sorgt dafür, dass ich plane ... Und wir schaffen es dann!«

In unglaublich kurzer Zeit hatte sie seine Ausrüstung gerichtet, und schon bald saß er mit Jim und Pete in einem Zelt, das sie bei Shandia errichtet hatten. Man schöpfte wieder Mut, schmiedete neue Pläne, und bald waren die drei eifrig beim Wiederaufbau der Missionsstation und bei der Errichtung eines Heims für die McCullys. So bald wie möglich begab sich Ed wieder nach Quito, um seine Familie zu holen. In Eds Tagebuch heißt es bei der Schilderung ihrer ersten Tage im Regenwald:

»September 1953. So allmählich haben wir uns ganz gut eingerichtet. Das Leben geht wieder seinen gewohnten Gang: kaufen, verkaufen, Krankenbehandlung, Herrichten von Petroleum- und Benzingeräten und der Versuch, eine neue Sprache zu erlernen. Es ist ein steter Kampf, hierfür die nötige Zeit aufzubringen, ebenso wie die Zeit für das Studium der Bibel und das Gebet. Es ist nicht so einfach, mit allen diesen Dingen fertig zu werden, es fällt schwer, frohen Mutes zu bleiben, schwer, diese nicht immer dankbaren Indianer zu lieben, schwer, das Hauptziel im Auge zu behalten, wenn so viele nebensächliche Dinge auf einen einströmen.«

Das Leben hier verlangte eine gewaltige Umstellung: vom Siegen in einem nationalen Rednerwettbewerb zum Kampf mit einer Sprache, für die es keine Schrift gibt – von der Meisterschaft auf dem Sportplatz zum Unterricht eines Haufens kleiner Indianerjungen im Federballspiel – von einer aussichtsreichen juristischen Laufbahn in einer nordamerikanischen Stadt zum Leben im Dschungel Südamerikas!

Marilou, die Leiterin eines großen Kirchenchores gewesen war, brachte den Indianerkindern mit viel Geduld und Sorg-

falt das Singen zweistrophiger Lieder bei, die sie und Ed in der Ketschuasprache niedergeschrieben hatten. Das alles taten sie freudigen Herzens und in voller Bereitschaft, »Narren für Christi Sache« zu sein.



## **Zum Opfer bereit**

»*Avioneta uyarimun!* Man hört das kleine Flugzeug schon!«

Diese von den Indianern laut gerufenen Worte unterrichteten Jim, Ed, Pete sowie die anderen Missionare im Osten davon, dass die hellgelbe Maschine der ›Mission Aviation Fellowship‹ im Begriff war, auf der Landebahn der Station aufzusetzen. Das sich nähernde Brummen des Flugzeugmotors war das willkommenste Geräusch im Dschungel. Dann pflegte der Missionar seine Tätigkeit für einige Stunden zu unterbrechen: sei es nun die Behandlung einer Eiterflechte, den Verkauf einer Flasche Wurmmedinizin, den Unterricht einer Klasse oder das Sägen von Brettern für irgendein Haus. Dann herrschte fieberhafte Tätigkeit, um den Landestreifen in einwandfreien Zustand zu versetzen, und man schritt ihn noch einmal ab, um sich davon zu überzeugen, dass alles in Ordnung war. Wenn zum Schluss sich Kinder und Hunde in sicherem Abstand befanden, setzte das Flugzeug auf der grasbewachsenen Fläche auf. Sobald die Luftschraube stillstand, wurde die Tür geöffnet und ein braun gebrannter Mann mit strohblondem Haar, mit breitem Lachen und offenen blauen Augen sprang aus der Maschine. Das war

Nate Saint, der Mann, dessen Weitblick das Dschungelleben der Missionare so sehr verändert hatte.

Nach kurzer Begrüßung machte sich Nate sofort daran, die für die Station bestimmte Ladung aus dem Flugzeug herauszuholen. Laut las er die meist von seiner Frau Marj zusammengestellte Liste vor:

»Also, vergleichen wir: ein Sack Mehl, 15 Gallonen (etwa 57 Liter) Dieselöl, Fleisch, Gemüse, zwei Besen und die Post. Das Penizillin ist im Postsack. Das wäre wohl alles. Wie geht's, wie steht's, Ed?«

Während sich die beiden miteinander unterhielten, sammelten sich alle Indianer voller Neugier um das Flugzeug. Hier stand einer von ihnen und strich fliegenabwehrend mit dem Fußrücken an der Wade auf und ab. Dort weinte ein Kind, während ein Hund an den Gummireifen des Flugzeugs herum-schnüffelte. Wie oft die Indianer die Maschine auch schon gesehen hatten: Nichts konnte sie davon abhalten, sie immer und immer wieder zu bestaunen.

Plötzlich hörte man dann ein gedämpftes Alarmzeichen, das von Nates Taschenuhr ausging! Ja, er war ein zielbewusster Mann, der genau festzulegen pflegte, wie viel Zeit er auf jeder Station zubringen durfte, um noch vor Sonnenuntergang nach Hause zu kommen. Nachdem er die leeren Dieselölkanister verladen und festgezurt und seine Liste noch einmal überprüft hatte, sprang er auf den Führersitz, schnallte den Gurt und den Schulterschutz fest, winkte noch einmal zurück und startete. Für den einsamen Missionar im Dschungel bedeutete sein Kommen stets den Höhepunkt der Woche.

»Ein fabelhafter Kerl ist dieser Nate doch«, sagte Ed oft zu Marilou, wenn sie wieder in ihr Haus zurückwanderten.

Es stimmte schon, dass die von Nate Saint mit seinem *Kanarienvogel* durchgeführten Flüge den Beginn eines neuen Lebensstils auf den einsamen Missionsstationen dieses Gebietes bedeuteten. Vorher waren der Missionar und seine Familie für lange Monate von der Außenwelt abgeschnitten gewesen. Es bedurfte

mühseliger Märsche von vier, sechs oder gar acht Tagen auf gefährlichen Dschungelpfaden, wenn man ärztliche oder andere Hilfe benötigte. Unter Nates Regie wurde ein Landstreifen nach dem anderen im Dschungel ausgehauen. Funksender und Empfangsgeräte wurden eingerichtet, und das Flugzeug bewältigte in fünf Minuten Strecken, zu deren Überwindung man sonst einen anstrengenden Tagesmarsch benötigt hatte. Der Hausbau erfuhr eine wesentliche Verbesserung. Von dem für das Ungeziefer so günstigen Bambus und dem Strohdach konnte man abgehen. Fix und fertig geschnittene und gehobelte Bretter wurden auf dem Luftweg herangeschafft, und Nate hatte unter seinem Flugzeug eine besondere Vorrichtung zum Transport von Aluminiumplatten angebracht, aus denen sich so tadellose Dächer machen ließen. Anlagen für elektrisches Licht, brennölbetriebene Kühlanlagen, Öfen, Sägen mit Kraftantrieb, Zement und Gips – alle diese Dinge trugen dazu bei, das Leben im Dschungel sicherer, gesünder und freundlicher zu gestalten.

Nate und seine Frau Marj waren im September 1948 in den Osten von Ecuador gekommen. Seine erste Aufgabe hatte darin bestanden, für sich und Marj in Shell Mera eine Unterkunft zu errichten. Während er mit dem Bau eines kleinen Bretterhauses beschäftigt war, das als Warenlager, Wohnraum und Werkzeugschuppen dienen musste, begnügten sie sich für einige Wochen mit einem Zelt. Die Versorgung der Missionsstationen ließ sich aber nicht bis zu dem Zeitpunkt hinausschieben, an dem die Saints endgültig und zufriedenstellend untergebracht waren. Nate flog als Pilot der ›Mission Aviation Fellowship‹ (MAF) in Ecuador. Sie war ein überkonfessionelles Unternehmen, das von zwei früheren Flugzeugführern der Kriegsmarine gegründet worden war und sich zur Aufgabe gestellt hatte, evangelische Missionare in ihre Gebiete zu bringen und die von ihnen benötigten Waren zu transportieren. Die MAF nahm den Missionaren viele körperliche Anstrengung ab und gab so Kraft und Zeit für andere Aufgaben frei.

Marj betreute alle Missionare und ihre Besucher, die über Shell Mera kamen. Das waren nicht wenige. Nie wusste sie im Voraus, ob das Essen für zwei oder zwölf Besucher zubereitet werden musste. »Und sie essen wie die Scheunendrescher!«, sagte sie gerne. »Ich koche das, was ich für normale Gäste brauchen würde, und verdoppele dann die Menge.«

Nate und Marj zeigten sich den harten Anforderungen, die ihre einzigartige Aufgabe an sie stellte, in hohem Maße gewachsen. Nate schrieb einmal in einem Brief, wie sehr er Marjs Rolle bei dieser Aufgabe schätzte: »Wie froh bin ich darüber, dass du mir *stets* bei der Arbeit zur Seite stehst. Ich fühlte wohl, dass ich über genügend Atem und Schwung für kurze Strecken verfügte. Gott aber hat es gewusst, dass ich zum Durchhalten auf langer Strecke eines Schwungrades bedurfte.«

Nates Bestreben war in erster Linie darauf gerichtet, dass die Flüge möglichst sicher und möglichst wirtschaftlich durchgeführt wurden: »Die Missionare, die auf den alten Dschungelpfaden reisen, sorgen dafür, dass sie nichts mit sich schleppen, was nicht unbedingt notwendig ist. So sorgen auch wir dafür, dass nichts Unnötiges im Flugzeug mitgeführt wird. Als unsere Mission das Flugzeug kaufte, hatte es gute, weiche Sitze. Wir stellten aber fest, dass jeder dieser Sitze fast acht Pfund wog. Deshalb entschlossen wir uns zur Verwendung härterer Sitze, die nur ein Pfund wogen und somit sieben Pfund mehr an Lebensmitteln oder Fracht zuließen.«

In einem Flugzeug dieses Typs kam es natürlich auf jedes Pfund an. Als Nate feststellte, dass sich an den stromlinienförmigen Radkappen des Fahrgestells Schmutz sammelte, nahm er sie kurzerhand ab. Nate wusste solche Dinge auch auf das geistliche Gebiet zu übertragen: »Wenn der Flug des Lebens abgeschlossen ist, und wenn wir am anderen Ende unsere Fracht abliefern, dann wird *derjenige* dem Herrn die wertvollste Ladung darbringen können, der sich allen unnötigen Ballasts entledigt hat.«

Nate war der Überzeugung, dass er stets bereit sein müsse,

sich für Christi Sache aufzuopfern. In einer Ansprache, die er über den Missionsfunk HCJB – »Die Stimme der Anden« in Quito – hielt, gab er diesem Glauben Ausdruck:

»Während des letzten Krieges haben wir gelernt, dass wir, um unser Ziel zu erreichen, *bereit sein müssen, uns aufzuopfern* ... An diesem Nachmittag stehen im Fernen Osten Tausende von Soldaten zum Einsatz und damit auch zum Opfer bereit. Wir wissen, dass es nur eine Antwort auf die unserem Land gestellte Aufgabe gibt: dass wir nämlich unseren Beitrag zur Freiheit leisten müssen. Wenn uns aber der Herr Jesus auffordert, den Preis für die Verkündigung des Evangeliums zu zahlen, finden wir meist keine Antwort. Wir haben keine Zeit. Wir sagen: Es kostet zu viel.

Gott selbst hat das Gesetz geschrieben, als er das Universum erschuf, und er wusste, welches der Preis sein würde. Gott hat seinen eingeborenen Sohn nicht verschont und ihn für uns dahingegeben, damit er den Preis für unser Versagen und unsere Sünden zahlte ...

Missionare werden stets zur Aufopferung bereit sein müssen ... Jesus hat gesagt: »Und wer verlässt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird's vielfältig empfangen und das ewige Leben ererben.«

Nates feste Überzeugung von der Notwendigkeit der Aufopferung ließ ihn aber nicht jenen Sinn für Vorsicht verlieren, der einem jeden guten Flieger in Fleisch und Blut übergeht. Im Gegenteil: Er entwickelte eine Fülle von Ideen, die die Sicherheit seines Flugzeugs erhöhen sollten. »Ich versuche alle möglichen Dinge«, schrieb er einmal. »Mein Hirn ist ständig damit beschäftigt. Das kann ich nicht verhindern, aber ich versuche, aus der Menge der Einfälle das herauszufinden, was wirklichen Wert hat.«

Eine der wertvollen Vorrichtungen, die er bei seiner Maschine anbrachte, war ein auswechselbares Kraftstoffsystem. Oft legte er neue Ideen seinem älteren Bruder Sam vor, der Flugzeugführer bei einer Luftverkehrsgesellschaft war und große Erfahrungen besaß.

»Wenn ich über dem Dschungel fliege und horche, ob sich auch keine Anzeichen eines unerwünschten Defekts bemerkbar machen«, schrieb er an Sam, »dann entsinne ich mich oft kleiner Zwischenfälle. Dazu gehört auch die Erinnerung, dass vor einigen Jahren in Mexiko die Kraftstoffleitung abfiel, als ich sie nur berührte. Die Vibration hatte ein Ende der Rohrleitung abgebrochen, aber die natürliche Spannung hatte sie in der richtigen Lage festgehalten. Ich denke auch daran, wie flink die Schlammwespen Rohrleitungen und Maschinenteile verstopfen. Sicher bin ich auch von den Unfallstatistiken beeindruckt, aber ebenso denke ich an die möglichen Folgen für meine Fluggäste, wenn ich einmal irgendwo zwischen den hohen Baumkronen landen müsste.«

Während Nate eines Tages im Flugzeugschuppen in Shell Mera arbeitete und über eine sichere Verhütung von Pannen bei der Kraftstoffzufuhr nachgrübelte, bemerkte er einen Lastkraftwagen, der in das hoch in den Anden gelegene Ambato unterwegs war. Lastkraftwagen sind in jener Gegend eine seltene Erscheinung, und dieser hatte eine Besonderheit aufzuweisen, die Nates Aufmerksamkeit erregte. Ein Junge klammerte sich am Dach des Führerhauses fest und hielt eine Benzinkanne von etwa 20 Liter Inhalt und einen Schlauch. Ein anderer saß auf dem vorderen Kotflügel und hielt das untere Ende des Schlauches unter der etwas geöffneten Haube über den Vergaser. Welches auch immer der Fehler am normalen Kraftstoffsystem gewesen sein mag: Hier war ein Lastkraftwagen, der einen steilen Aufstieg bis in etwa 2000 Meter Höhe vor sich und dabei den größten Teil der Strecke unter ständigem Schalten in den zweiten oder dritten Gang zurückzulegen hatte, wobei ein Junge dem Motor Benzin durch einen Gummischlauch zuführte! Nates lebhaftige Fantasie übertrug dieses System sofort auf seine Maschine. Er entfernte die Motorhaube, schraubte die Temperatur-Messvorrichtung vom Zuleitungsrohr ab und spritzte Benzin ein. Jeder Druck auf das mit Benzin gefüllte Rohr hatte einen Kraftstoß zur Folge.

Durch diesen Versuch ermutigt, holte er sich aus Marjs Küche einen leeren Ölkännchen, den er als behelfsmäßigen Zwölfliter-tank benutzen wollte. Um eine stromlinienförmige Verkleidung für den Tank zu gewinnen, schickte er einen Indianerjungen los, damit er ein Stück Balsaholz holte. Der Bursche beschaffte es, indem er einen etwa 25 Meter hohen Balsabaum fällte. Nun wurde der Tank mitsamt seiner Verkleidung an den Verstrebungen unter dem linken Flügel befestigt. Einige Armaturteile, ein Filter und ein Schraubventil vervollständigten die Vorrichtung. Nate montierte das Ventil in die Feuerwand und führte eine Bedienungsstange an das Instrumentenbrett. So weit war alles in Ordnung, aber die Dunkelheit zwang ihn, mit der Erprobung bis zum nächsten Morgen zu warten.

Er verbrachte eine schlaflose Nacht, in der ihm die verschiedensten Gründe einfielen, aus denen seine Idee praktisch undurchführbar sein musste. Und doch stand die Tatsache fest, dass jener Lastkraftwagen im zweiten Gang – trotz Fehlens der normalen Kraftstoffzufuhr – dahingebraust war. Im Übrigen wusste er ja auch aus seiner langen Erfahrung als Mechaniker, dass ein moderner Vergaser nur deshalb so kompliziert ist, weil der Übergang von langsamen zu hohen Geschwindigkeiten glatt und reibungslos erfolgen muss. Und er wusste auch, dass ein in der Luft befindliches Flugzeug trotz ausgefallenen Motors zunächst noch infolge seiner Fliehkraft außerhalb des Bereichs der kritischen niedrigen Geschwindigkeitsstufen blieb.

Die ersten Versuche des folgenden Morgens bewiesen, dass am Boden die behelfsmäßige Kraftstoffzufuhr störungsfrei arbeitete. Jetzt konnte er in der Luft an ihre Erprobung gehen. Die dabei gemachten Erfahrungen beschrieb Nate wie folgt:

»600 Meter über dem Landstreifen stellte ich die Kraftstoffzufuhr ab. Der Propeller dreht sich noch. Das war für einen Menschen, der so oft auf das Aussetzen des Motors gelauscht und stets gehofft hatte, dass dies niemals eintreten würde, ein ganz neuartiges Gefühl. Ein Umlegen des kleinen T-Hebels auf dem Instrumentenbrett brachte dann aber das wunderbar

erlösende Gefühl, dass der Motor ohne Weiteres wieder anlief. Während der nächsten 20 Minuten blieb die normale Kraftstoffzufuhr geschlossen. Unter Umgehung des Vergasers arbeitete der Motor völlig einwandfrei. Ohne auch nur im Geringsten zu stottern, ging er vom Leerlauf auf volle Touren.

Ich brachte das Flugzeug in jede nur denkbare Lage. Nie gab es einen Versager. Das Herausführen der besten Kraftstoffeinstellung war mittels des behelfsmäßigen T-Hebels nicht schwieriger als sonst auch. Kein Unterschied!

Die ganze Behelfseinrichtung wiegt mit Tank und allem ganze vier Pfund. Sie hat mit der Bordanlage für Brennstoff nur noch den Motor gemeinsam und wird mit allen normalen Störungen, wie verstopftem Auspuff und gebrochenem Zuleitungsrohr, fertig.«

Heute fliegt jedes Flugzeug der MAF sicherer über den Dschungel, weil es zusätzlich mit Nates Kraftstoffzufuhr ausgerüstet ist.

Eine andere sichere Erfindung Nates erregte in Luftfahrtskreisen Aufsehen. Er arbeitete ein Verfahren aus, nach dem man einen Eimer aus Segeltuch von dem in der Luft befindlichen Flugzeug aus in die Hände einer Person am Boden dirigieren kann. Dieses Spiralen-Manöver, wie er es nannte, ermöglichte später die Aufnahme unmittelbarer Verbindung mit den Aucas. Ein Segeltucheimer wird an einer etwa 450 Meter langen Leine achtern aus dem Flugzeug geworfen. Wenn das Flugzeug dann eine enge Kurve fliegt, bewegt sich der Eimer nach der Mitte des Kreises zu. Während des Kreisens überwindet der Zug der Leine die Zentrifugalkraft, die bestrebt ist, den Eimer nach außen zu schleudern. In dem Maß, in dem sich der Eimer auf die Mitte des Kreises zubewegt, sinkt er abwärts, bis er schließlich fast bewegungslos unten an der Spitze des von der Leine gebildeten umgekehrten Kegels hängt. So erhält der am Boden stehende Empfänger nicht nur Post, Medizin und kleine Päckchen, sondern man kann, was vielleicht noch wichtiger war, umgekehrt wichtige Dinge an Bord des Flugzeugs



holen. Zuweilen verwendete Nate anstelle der Leine einen Telefondraht und schickte im Eimer ein Feldtelefon nach unten. So konnte er mit Stellen, wo eine Landung unmöglich war – mit einer Sandbank oder einer Lichtung im Dschungel – direkte Verbindung aufnehmen.

Eine der wesentlichsten Sicherheitsmaßnahmen bestand im Aufrechterhalten einer ständigen Kurzwellenverbindung. Das war Marjs Aufgabe. Sobald sich das Flugzeug in der Luft befand, hatte sie das Funkgerät auf Empfang geschaltet, um in regelmäßigen Abständen den Standort, die Höhe und den Kraftstoffvorrat abzuhören. Von Shell Mera ließ er sich den Wetterbericht geben, und sie blieb in ständiger Verbindung mit dem Missionar, dessen Station Nate anflieg, um auch von dort eine Kontrolle zu haben. Alle Stationen waren mit Sender und Empfänger ausgerüstet, und die Missionare riefen jeden Morgen um eine bestimmte Zeit Shell Mera an. So konnten sie in Notfällen sofortige Hilfe erhalten oder auch den Abtransport eines Schwerkranken veranlassen. Viele Stunden mussten so am Funkgerät zugebracht werden, aber Marj war davon überzeugt, dass dies ihr Beitrag zur Arbeit in der Mission war, wie Nate das Fliegen für seinen Beitrag hielt. Besucher Shell Meras konnten an jedem Morgen Gespräche wie etwa das folgende hören:

»Shell Mera steht auf Empfang für Macuma, Macuma, Ende.«

»Hier ist Macuma. Können Sie uns sagen, wie viele Träger wir am Landestreifen haben müssen, wenn die für uns bestimmte Sendung eintrifft?«

»Guten Morgen, Macuma. Ich denke, dass zwei Träger genügen werden. Ende.«

»Okay, danke. Und wie geht es dem Jungen, den wir in die Klinik geschickt haben? Ende.«

»Ich werde in der Klinik anrufen und fragen, ob er am Donnerstag heimfliegen kann. Übrigens werden Sie am Donnerstag wohl Besuch erhalten. Mit dem Bus ist gerade ein Missionar eingetroffen, der gern einmal eine typische Dschungelstation besichtigen würde. Ende.«

»Okay, Marj. Wir freuen uns, wenn wir den Jungen wieder bei uns haben. Schicken Sie uns auf alle Fälle in dieser Woche bitte etwas mehr Lebensmittel als sonst. Ende.«

»Okay, okay, Macuma. – Shell Mera ruft Shandia, Shandia. Haben Sie etwas zu transportieren? Ende.«

»Hier Shandia. Es liegt nichts vor, Marj. Ende.«

So ging der Vormittag in Shell Mera herum. Marj nahm Bestellungen in Bezug auf Lebensmittel, Unterrichtsmaterial für die Indianer oder Medikamente für die Stationen an; sie vermittelte die Gespräche zwischen den einzelnen Stationen, gab Anfragen der Missionare telefonisch an den Arzt weiter und übermittelte dann seine Antwort an den Fragesteller. Dazwischen rief sie ›56 Henry‹ an, Nates Flugzeug, das über den Dschungel flog. Gewissenhaft notierte sie alle fünf Minuten seine Position.

Es gab Leute, die über Nates ständige Sorge um Sicherheit lächelten. »Letztlich«, meinten sie, »sollte ein Missionar auf Gottes Schutz bauen!«

»Es mag sein, dass die recht haben, die behaupten, dass meine Überlegungen heidnisch sind«, schrieb Nate nach Hause. »Ja, ich glaube an Wunder, natürlich. Es kommt aber darauf an, dass wir das tun, was der Herr von uns erwartet. Wenn ich nicht auf ihn baute, würde ich nicht hier sein. Die Leute, die so mir nichts, dir nichts sagen: ›Gott wird dich schon behüten‹, sind vermutlich die gleichen Leute, die sich kaum den Ansteckungsgefahren aussetzen würden, die das Bekämpfen einer Seuche in der Großstadt mit sich bringt. Verzeiht, wenn ich in dieser Hinsicht etwas streng denke. Obgleich ich auf Sicherheit bedacht bin, so lasse ich mich dadurch kein Jota von meinem Ziel abbringen, für Gottes Sache zu arbeiten. Bei jedem Start bin ich bereit, das Leben, das ich Gott verdanke, dahinzugeben. Ich meine, wir sollten auch die kleinsten Verbesserungen, die sich für die Durchführung unserer Aufgabe bieten, unbedingt annehmen.«

Nates Aufgabe bestand nicht nur darin, dass er den Missionaren im Dschungel ihre Aufgabe erleichterte. Bereits vor der eige-

nen Haustür hatte er die Möglichkeit, enge Beziehungen zu den Eingeborenen zu unterhalten. Er schien es nie eilig zu haben, und deshalb hielt mancher der Einheimischen gern ein Schwätzchen mit ihm. Man schätzte seine Liebe zu Gott und fühlte sich von seinem sympathischen und herzlichen Wesen angezogen. Seine Kenntnis der spanischen Sprache machte schnelle Fortschritte, und man schätzte auch sein Bemühen, sie immer besser zu beherrschen. Bei Versammlungen auf den Straßen, in der Sonntagsschule, bei literarischen Abenden und persönlichen Unterhaltungen bewährte sich Nate ebenso als Missionar, wie er sich in der Luft als Flugzeugführer bewährte.

Kleine Erleichterungen, mit denen er seiner Familie das Leben angenehmer gestalten konnte, machte er besonders gern. Er baute eine Zisterne, in der das vom Dach fließende Regenwasser aufgefangen wurde. Rings um diesen Behälter errichtete er einen niedrigen Wall, damit die Kinder – die 1949 geborene Kathie und der 1951 geborene Stevie – in dem aus der Zisterne überfließenden Wasser planschen konnten. Er baute einen Zeitmesser mit Glockensignal in die Waschmaschine, um Marj unnötige Wege zu ersparen, wenn sie am Funkgerät saß. Ein sehr schwieriges Kapitel war die hohe Luftfeuchtigkeit Shell Meras. Doch Nate wusste auch hier Rat. Er stellte den Petroleumkühlschrank an die Küchenwand, hinter der ein kleiner Raum lag. Das zum Kühlschrank gehörende Heizaggregat kam nun in diese Kammer und ebenso der Heißwasserzubereiter. So blieben Kleider und andere Ausrüstung immer trocken.

Was hatte einen Mann, der so geschickt und erfinderisch war, wohl in den primitiven Dschungel von Ecuador geführt?

Nate, der 1923 geboren wurde, zeigte von klein auf Interesse für technische Dinge. Er bastelte gern, er entwarf und baute Modellsegelflugzeuge, Schiffe und Lokomotiven. Seine ältere Schwester Rachel war »wie eine Mutter« zu ihm. Sie las ihm bei seiner Arbeit Missionsbücher aus Afrika, Japan, Indien und Südamerika vor. Seine Fantasie beschäftigte sich intensiv mit diesen

Geschichten, und eines Tages sagte er: »Ich erwarte nicht, jemals Prediger zu werden, aber ich möchte doch gern einmal zu Menschen sprechen, die noch nie von Jesus gehört haben.«

Als Nate sieben Jahre alt war, nahm ihn sein ältester Bruder Sam zum ersten Mal mit ins Flugzeug. Nate war damals noch so klein, dass er sich auf den Sitz stellen musste, um aus dem Führerraum des alten Doppeldeckers heraussehen zu können. Seit jener Zeit hatten es ihm die Flügel und der weite Himmel angetan.

Mit dreizehn Jahren erkrankte er an einer schweren Knochenmarkentzündung, und die erzwungene Zeit der Untätigkeit gab ihm Muße zum Nachdenken.

Später, während seines letzten Highschool-Jahres, schrieb er in sein Tagebuch: »Ich sehe alles mit den Augen eines Fliegers, und meine Fantasie befasst sich vorwiegend mit vermeintlichen, bei der Luftfahrt erlebten Abenteuern. Alles andere erscheint unerträglich, beschränkt. Jede Beschäftigung, die mich an einen Ort bindet, von dem aus ich den Himmel für längere Zeit nicht sehen kann, ist für mich immer noch eine der härtesten Strafen.«

Schließlich wurden die vier Wände des Klassenzimmers für Nate so eng, dass er während seines letzten Schuljahres tagsüber eine Stellung in einer Schweißanstalt annahm. Er besuchte bis zur Beendigung der Schulzeit Abendkurse. Im nächsten halben Jahr hatte er dann eine Stellung auf einem unbedeutenden Flugplatz inne, wo er kleine Flugzeuge fliegen lernte. Danach arbeitete er in der Reparaturwerkstatt einer Luftverkehrslinie, wo er seine Lizenz als Mechaniker erwarb. Der nächste Schritt war, dass er sich als Flugzeugführeranwärter bei der Luftwaffe eintragen ließ. »Es sah ganz so aus, als würde der Adler nun das goldene Ei legen!«, sagte er. »25 000 Dollar ist die Pilotenausbildung wert!«

Bisher hatte er nur ein leichtes Flugzeug von 40 PS geflogen, aber schon seit Langem war es sein Traum, eines Tages eine der mächtigen Maschinen der Luftwaffe zu fliegen.

In der Nacht, bevor er sich zu seiner ersten militärischen Fluginstruktion melden sollte, verspürte er ein starkes Brennen an seiner alten Narbe, die von der Knochenmarkentzündung herrührte. Als er das schmerzende Bein hochzog, war ihm sofort alles klar. Die Narbe war entzündet. Alle ehrgeizigen Träume seiner Knabenjahre brachen in dem Augenblick zusammen, in dem die Möglichkeit ihrer Erfüllung greifbar vor ihm lag.

»Zu meinem Stubenkameraden sagte ich kein Wort. Ich sprang ins Bett und drehte das Licht aus. Dort zog ich mich ganz in die engen, dunklen Grenzen meines Herzens zurück, das jetzt zum Kerker meines einsamen Kummers geworden war. Höchstens an meinem Hin- und Herwälzen und den heftigen Atemzügen konnte jemand etwas von dem merken, was mich zu überwältigen drohte. Kein Jammern ... mein Herz war gebrochen.«

Dass ihm die Möglichkeit, die fliegenden »Entchen« gegen große Flugmaschinen zu vertauschen, endgültig verbaut war, versetzte Nate in einen Zustand der Betäubung; alles war ihm gleichgültig.

Als er aus dem Lazarett entlassen wurde, ernannte ihn die Luftwaffe zum Leiter einer Instandhaltungsgruppe. Bei dieser Aufgabe blieb ihm genügend Zeit, um sich wieder dem Studium der Bibel zu widmen, das er seither vernachlässigt hatte. Nachdem er ein Jahr lang beim Bodenpersonal gewesen war, schickte man ihn mit einem Sonderauftrag nach Detroit, um neue Flugzeugmodelle zu begutachten, die demnächst in Dienst gestellt werden sollten. Dort, beim Silvester-Gottesdienst, machte er die plötzliche Entdeckung, dass Gott ihn zur Arbeit in der Mission rief. »Was in der Kirche im Einzelnen geschah, weiß ich nicht. Als fast Hoffnungsloser bat ich meinen himmlischen Vater um Antwort auf meine vielen Zweifel. Sicher habt ihr schon von Menschen gehört, zu denen Gott gesprochen hat. Ich kann dazu nichts sagen. Ich weiß nur, dass ich an jenem Abend plötzlich alles ganz anders sah. Es war, als würde ein neuartiger, farbiger Bildstreifen auf den Schirm vor meinen Augen geworfen. Ich

verließ eilig die Kirche – fort von den Menschen. Es schneite, und eine weiße Schneedecke dämpfte den Verkehrslärm der Stadt. Eine Freude, wie ich sie seit jener Nacht, in der ich der Vergebung meiner Sünden gewiss wurde, nie wieder empfunden habe, machte mich vor Dankbarkeit fast schwindlig. Zum ersten Mal habe ich wirklich jene Worte gehört: ›Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen.‹ Das bisherige Leben, in dem ich den irdischen Dingen nachjagte, erschien mir verloren und sinnlos.«

Zu dem Zeitpunkt, da Nate schon glaubte, er müsse den Flugzeugen und dem Fliegen endgültig Lebewohl sagen und wieder für einige Jahre die College-Bank drücken, hörte er von der ›Mission Aviation Fellowship‹. Er schrieb damals an seine Mutter: »Vermutlich hat die Flugzeugindustrie den Verlust eines ›großen Meisters‹ zu beklagen, während der Herr einen ›kleinen Meister‹ für sich gewonnen hat.«

Kurze Zeit nach Beendigung des Krieges wurde er zu der IV. Luftflotte nach Salins in Kalifornien versetzt. Dort traf er mit den beiden ehemaligen Flugzeugführern der Kriegsmarine zusammen, die die MAF gegründet hatten. Hier schien das speziell für Nate Saint geschaffene Betätigungsfeld zu liegen. Er stöberte ein abgetakeltes Vierzig-PS-Flugzeug auf, das er instand setzte. Mit ihm flog er in jeder freien Minute, denn er wollte sich Praxis verschaffen ... immer mehr Praxis.

Noch während seiner Soldatenzeit begegnete er Marj Farris, über die er später in einem Brief schrieb: »Neben anderen Gnaden, die mir zuteilwurden, war dies die größte. Sie hat gerade ihr Staatsexamen hinter sich und betätigt sich jetzt als Säuglingsschwester in Kalifornien. Den Verlorenen bringt sie eine beispielhafte Liebe entgegen. Außer meiner Mutter ist mir in meinem ganzen Leben nie ein selbstloserer Mensch begegnet. Sie ist ein sanftes Mädchen und aus tiefster Überzeugung bereit zum Dienst ...«

Als Nate aus der Luftwaffe entlassen wurde, sah er sich seiner ersten Aufgabe für die MAF gegenüber. Anfang Juli 1946

forderte man ihn auf, nach Mexiko zu fahren, um dort ein bei der Landung zu Bruch gegangenes Flugzeug zu reparieren. Nate sagte: »Als Gott vor einer Reihe von Jahren mein Leben übernahm, hatte er meinen Pflichtenkreis noch nicht endgültig festgelegt. Irgendwie aber wurde mir jetzt klar, dass dies mein erster Auftrag sein würde.« – Knappe vierzehn Tage später befand er sich bereits nahe der Grenze von Guatemala in der Stadt Tuxtla Gutiérrez, mit Kenntnissen in der spanischen Sprache, die sich nach seinen Worten auf das beschränkten, was er aus den Abenteuerbüchern seiner Jugendzeit wusste. Mit dem Mantelsack, in dem er Werkzeug im Gewicht von etwa 40 Pfund und seine ganze irdische Habe mitschleppte, war er beinahe eine Sehenswürdigkeit. Er hatte Sorgen mit dem Zoll. »Es ist ja nicht gerade üblich, dass Touristen über zwei Meter lange Luftschrauben unter dem Arm tragen.«

»Ich versuchte mir eine Vorstellung von dem beschädigten Flugzeug zu machen. Allzu schlimm würde es wohl nicht sein ... ein beschädigtes Fahrgestell und vielleicht eine zerbrochene Luftschraube. Noch ahnte ich nicht, dass ich zwei völlig zertrümmerte Tragflächen in einem Gewirr von Sträuchern antreffen sollte.«

Die Maschine war am Ende eines im Dschungel angelegten Landestreifens in den Busch gestürzt. Man hatte Teile der Tragflächenverstreben und des Fahrgestells auf den Flugplatz Tuxtla gebracht, damit Nate sie dort reparieren sollte. Er machte sich mit einem mexikanischen Kunstschler daran, die Stücke wieder zusammenzuflicken. Diese Arbeit wurde dadurch erschwert, dass die Blaupausen, die man ihm mitgegeben hatte, nicht zu dem Flugzeugmodell gehörten, und dass ein Tragflächenholm, den man eigens angefertigt und ihm nachgeschickt hatte, weder zu der Blaupause noch zur Maschine passte; außerdem noch dadurch, dass man die Tragflächen nicht an einem Stück auf die Startbahn draußen im Busch bringen konnte, wo das zerstörte Flugzeug lag. Er baute daher die Tragflächen nach dem Muster eines zusammensetzbaren Flugzeugmodells.

Stück für Stück wurde unverleimt und genau markiert verpackt. Dann wurden die Einzelteile gebündelt und in den Dschungel geflogen. Als Nate das abgestürzte Flugzeug zu sehen bekam, stellte er fest, dass einige Teile gestohlen waren und dass sich Schlammwespen im Kraftstofftank und den Rohrleitungen häuslich eingerichtet hatten. Da keine technischen Unterlagen vorhanden waren, musste er das Schwanzstück nach Augenmaß auf einen Stutzen aufmontieren und die neuen Tragflächen ebenfalls nach Augenmaß den alten anpassen, wie er das als Knabe bei seinen Modellen gemacht hatte. So führte er seinen ersten MAF-Auftrag durch, und das Flugzeug konnte gerade noch vor Ablauf der Arbeitserlaubnis abgeflogen werden.

Anschließend verbrachte Nate zehn glückliche Tage in Los Angeles bei seiner kleinen Krankenschwester. Beim Abschied sagte er zu ihr: »Also, Marj, was mich betrifft, so ist alles klar bis auf die Küchengeräte!«

Im Winter 1947/48 besuchte er das Wheaton College, und Marj nahm im Januar eine Schwesternstelle in einer nahe gelegenen Stadt an. Sie rief einen »Bibelklub für junge Mädchen« ins Leben. Nate bezeichnete ihr Programm als »eine Art mit Bibel-Dynamit gefüllte Bonbonniere«.

Die praktische Ausbildung war von kürzerer Dauer als erwartet. Man benötigte dringend einen Piloten für Ecuador. Sie warfen ihre Geldmittel zusammen und kauften davon Verlobungsringe und einen alten Ford. Eines Tages, gegen Mitternacht, brachen sie dann nach dem etwa 1500 Kilometer entfernten Long Island bei New York auf. Sie blieben dort bei Nates Bruder Sam, um sich trauen zu lassen. Schon vier Tage später fuhren sie mit ihrem Wagen, auf dessen Rücksitz sie ihre ganzen Habseligkeiten verstaubt hatten, gen Westen. Ihre Mahlzeiten bestanden aus Konserven, die auf dem Motor angewärmt wurden. In Kalifornien machte sich Nate daran, ein von der MAF gekauftes und für die Arbeit in Ecuador bestimmtes Flugzeug fertigzustellen, während Marj wieder als Säuglingsschwester arbeitete.



Am 8. September war die Maschine startbereit, und Nate flog sie mit einem anderen Piloten der MAF nach Ecuador. Marj sollte gegen Ende des gleichen Monats folgen.

Ihr Häuschen in Shell Mera wuchs im Laufe der Jahre zu einem ansehnlichen Bau aus dunklem Holz, von einer geräumigen Säulenhalle umgeben und mit breiten Dachrinnen als Schutz gegen die starken Tropenregen. Für Küche und Duschaum war eine Wasserleitung angelegt worden, die mit den vom Aluminiumdach herunterführenden Regenrohren und mit unter den Dachrinnen angebrachten Vorratstanks in Verbindung standen. Später hoben sie das Dach ab und zogen ein zweites Stockwerk hoch. Dort wurden zehn Schlafzimmer für die durchreisenden Gäste und ein Funkraum eingerichtet, in dem Marj bequem arbeiten konnte. Hier wurden auch die Funkgeräte der Missionare repariert.

Bald traf ein zweiter Flugzeugführer, Johnny Keenan, mit einem weiteren Flugzeug ein, der Nate bei seiner Arbeit helfen sollte. Nate hatte für die Keenans bereits ein nettes Haus gebaut und den Flugzeugschuppen zur Aufnahme von zwei Flugzeugen erweitert.

Trotz der vielen Arbeit und Verantwortung hatte Nate keinen Augenblick vergessen, dass die Auca-Indianer nur etwa hundert Kilometer Luftlinie entfernt von Shell Mera lebten. Kurz nach seiner Ankunft in Südamerika hatte er nach Hause geschrieben: »Kürzlich sprachen wir mit einem Missionar, dessen Wunsch es ist, mit den Aucas in Berührung zu kommen. Bisher haben das auf freundschaftliche Weise nur wenige Weiße fertiggebracht. Wir rechnen damit, dass das Flugzeug eine wesentliche Rolle dabei spielen wird, wenn man unter diesem wilden Stamm missionieren will.«

Nate unternahm verschiedene Erkundungsflüge über das Auca-Gebiet, konnte aber hierbei – abgesehen von einigen verlassen Hütten – nichts Näheres feststellen. Anfangs fragte er sich, wo die Aucas denn eigentlich stecken mochten. An einem

Julitag des Jahres 1954 tauchte im Dschungel das Gerücht auf, dass sie wieder irgendwo ein Blutbad angerichtet hätten. Diesmal kam er persönlich mit Opfern der Aucas in Berührung. Über seine Erlebnisse berichtete er nach Hause:

»Gestern flog ich nach Villano, das etwa 70 Kilometer östlich von hier gelegen ist. Gleich nach der Landung kam ein Bote zu mir und berichtete von einem Überfall der Aucas. Etwas später erschienen zwei überlebende Ketschuas auf dem Landestreifen, sie trugen eine Frau auf einer Tragbahre aus Bambusstöcken. Sie hatte eine gefährliche Wunde unter der Achselhöhle, die von einem Lanzenstich herrührte. Die Leute erzählten, dass die Lanzenspitze noch in der Wunde stecke. Der Angreifer wollte noch einmal zustoßen, aber die Frau hatte das Lanzenende gepackt und sich darangehängt, um so ihr Leben zu retten. Sie war schwanger und befand sich im sechsten oder siebten Monat.

Ein Mann konnte sich noch aus eigener Kraft heranschleppen, obgleich er übel zugerichtet war. Seine Brust wies tiefe Wunden auf, ein Oberschenkel war ganz durchstoßen und ebenso eine Hand, mit der er offenbar eine der tödlichen Lanzen hatte aufhalten wollen. – Wir luden die Verwundeten ins Flugzeug, und als wir in der Luft waren, unterrichtete ich Marj über das, was sich zugetragen hatte. Sie sorgte dafür, dass bei unserer Landung hier in Shell Mera Bahren bereitstanden, und ließ mithilfe einer Eingeborenen den Indianern alle Pflege zuteilwerden, die mit den vorhandenen Mitteln möglich war.

Wir können uns nicht direkt mit unseren Patienten unterhalten, aber unsere Hausangestellten sprechen Ketschua und können sich ohne Schwierigkeiten mit ihnen verständigen. Gestern Abend las ihnen einer aus der spanischen Bibel vor und übersetzte den Text in Ketschua. Die beiden hatten noch nie etwas von der Bibel gehört.

Heute Morgen fragte mich der Mann, ob ich nicht noch einmal zurückfliegen und wenigstens einen Auca für ihn töten könnte. Ich ließ ihm sagen, dass wir niemandem das Leben neh-

men wollten, sondern dass wir Leben erhalten und retten wollten durch unseren Herrn Jesus Christus.«

Dieser Vorfall bestärkte Nate in seiner Überzeugung, dass es äußerst dringlich sei, mit Aucas in Verbindung zu kommen. In ihrer Nachbarschaft lebten noch weitere Stämme, deren Unkenntnis des Evangeliums einer geistigen Aufforderung an die Missionare gleichkam. Im Jahre 1954 bot sich Nate eine ungewöhnliche Gelegenheit, an einer Expedition in die dunklen Bereiche des Dschungels teilzunehmen. Eine der markantesten Persönlichkeiten bei dieser neuen Seite, die in das Buch der Missionsgeschichte eingetragen wurde, war Roger Youderian.



## ***Missionar unter den Kopfjägern***

In Macuma, einer Missionsstation im südlichen Dschungel, die auch von dem kleinen Flugzeug angefliegen wurde, lebte Roger Youderian mit seiner Frau Barbara und den Kindern Betty und Jerry.

Macuma, das 1945 von Frank Drown eingerichtet worden war, erinnerte in seiner ganzen Art an eine betriebsame Farm in den Vereinigten Staaten. Wenn das Flugzeug landete, flatterten Scharen von Hühnern von der Bahn auf, und wiederkäuende Kühe standen dösend daneben. Die Bauten dieser Station waren nicht aus zerspaltenem Bambus errichtet, sondern aus kräftigen Holzplanken, sodass der ganze Komplex einen recht soliden und dauerhaften Eindruck machte.

Macuma liegt in dem Gebiet der Jivaro-Indianer, die in der ganzen Welt wegen ihres Brauchs, Menschenköpfe einzuschrumpfen, berüchtigt sind. Sie bevölkern ein etwa 11 000 Quadratkilometer großes Gebiet im südlichen Teil des Dschungels, wo sie völlig unabhängig von dem weißen Mann leben, unter dessen Herrschaft sie – nur dem Namen nach – seit 400 Jahren stehen.

Der lange, hagere Roger mit dem schwarzen Haarschopf wurde am 21. Januar 1924 auf einer Ranch in der Nähe von Sumatra im Bundesstaat Montana als siebtes Kind einer Farmersfamilie geboren. Seine Mutter war eine sehr fromme Frau, die ihren Jungen schon in früher Jugend zu Jesus führte. Roger war ein munteres Kerlchen und sehr musikalisch. Er versprach, einmal ein guter Pianist zu werden. Im Alter von neun Jahren erkrankte er an spinaler Kinderlähmung; eine ihrer Folgen war, dass er seine ganze musikalische Fertigkeit einbüßte und zeit seines Lebens darunter zu leiden hatte.

Auf der Highschool in Lewistown, Montana, hatte er die Nachwirkungen der Kinderlähmung so weit überwunden, dass er Basketball spielen konnte. Später besuchte Roger das College des Staates Montana. Er beabsichtigte, Lehrer an einer Landwirtschaftsschule zu werden. In jener Zeit fertigte er Karten von den Farmen um Lewistown an, die noch heute von der *Federal Land Bank* benutzt werden.

Im Oktober 1943 ging er zu den Fallschirmjägern und erhielt bald ein Kommando in England. Er wurde Mitarbeiter des Feldkaplans Paschal Fowlkes, der damals an Rogers Eltern schrieb: »Es ist kaum ein Unterschied, ob man in der Armee oder in der Gemeinde für Christus wirkt. Der Hirte muss lernen, dass er auf eine verhältnismäßig kleine Zahl angewiesen ist, mit der er die Last tragen und andere ermuntern muss. Ich denke, Sie werden stolz und glücklich sein zu erfahren, dass ich Roger zu einem dieser ›Pfeiler‹ rechne.«

Im Dezember 1944 schrieb Roger an seine Mutter:

»Es war der glücklichste Tag meines Lebens, an dem ich Jesus Christus als meinen Heiland annahm, der allein meine Sünden von mir nehmen kann. Mit Gottes Hilfe hoffe ich – und ich bete viel darum –, den Glauben und die Kraft zu erlangen, durch meinen Lebenswandel als Zeuge Christi unseren Vater im Himmel zu verherrlichen. Das Erforschen der Bibel ist für mich die stärkste Quelle der Hoffnung und Eingebung, während ich die volle Kraft des Gebets noch erlernen muss. Früher sagte ich

oft: »Die Welt ist herrlich!« Nun hat sich dieses Empfinden ver-tausendfacht. Mein Herz zerspringt fast vor Glück und Freude, dass ich an Gottes mannigfaltigen Segnungen teilhabe, die er dieser Welt mit unendlicher Güte und Gnade gibt.«

Der Gedanke, sein Leben ganz dem Herrn zu widmen, schlug in ihm immer tiefere Wurzeln. Im August 1945 schrieb er aus Berlin: »Mutter, ich muss dir ein Geheimnis anvertrauen. In dieser Sache wünschte ich, dass die Tat dem Wort vorausgehen möge. Schon seit dem Augenblick, in dem ich im vergangenen Herbst Christus als meinen persönlichen Heiland annahm, und seit es mein Wunsch war, ihm zu folgen und den Willen Got-tes zu erfüllen, fühlte ich die Berufung, mich nach meiner Ent-lassung aus dem Wehrdienst in der Mission, vielleicht auch auf sozialem oder geistlichem Gebiet, zu betätigen. Noch kann ich über meine endgültige Berufung nichts sagen, aber ich will Christi Zeuge werden und während jeder Sekunde meines Lebens ihm folgen.«

Im Januar 1946 kehrte Roger nach Montana zurück, und während jenes Winters fand er die Bestätigung seiner Überzeu-gung, für die Missionsarbeit bestimmt zu sein. Er ließ sich beim College für Geisteswissenschaften an den *Northwestern Schools* in Minneapolis eintragen. Hier begegnete er Barbara Orton, einem stillen, blonden Mädchen, das die gleichen Fächer belegt hatte. Sie entstammte einer Baptistenfamilie aus Lansing im Bundesstaat Michigan und hatte während ihrer ganzen Kind-heit immer wieder von der äußeren Mission gehört, manchen Missionspredigten in ihrer Kirche gelauscht und viele Mis-sionare im elterlichen Haus kennengelernt. »Ich glaube, der Herr hat bereits in meiner Kindheit zu mir gesprochen«, sagt sie heute, »und er hat schon damals in mich gelegt, was ich später tun sollte.«

Im September 1950 hörten Barbara und Roger an den *North-western Schools* Vorlesungen über Missions-Medizin. Während des ganzen Winters saßen sie, zusammen mit neun anderen Stu-denten, in einem kleinen Klassenzimmer Seite an Seite. Dabei

lernten sie das Behandeln von Knochenbrüchen, das Heilen von Wunden und das Benutzen der Injektionsnadel. Im September 1951 heirateten sie und wurden als Kandidaten vom »Bibel- und Missionsbund«, einer überkonfessionellen Vereinigung, angenommen und sofort zu einer sechsmonatigen Probetätigkeit nach Kansas City geschickt, wo sie ihren ersten Unterricht in Spanisch erhielten und sich mit den allgemeinen Problemen, wie sie sich auf einer Missionsstation ergeben, befassten. Sie hielten Bibelstunden und arbeiteten mit Kindergruppen aus den Elendsvierteln der Stadt.

Im Januar 1953 traten sie mit der sechs Monate alten Beth Elaine die Ausreise nach Ecuador an. Sie blieben eine Zeit lang in Shell Mera, um ihre Spanischkenntnisse zu vervollständigen, und kamen dann nach Macuma. Frank und Marie Drown, die bisherigen Missionare der Station Macuma, waren vor acht Jahren aus dem Farmerland Iowa nach Ecuador gekommen. Und Maries Briefe waren es, die Rogers Interesse an der Arbeit unter den Jivaros geweckt hatten.

Kaum hatten Roger und Barbara sich einigermaßen in Macuma eingerichtet, als sie sich auch schon eifrig mit dem Studium der Sprache der Jivaros befassten. Bald schon konnten sie bei der Ausarbeitung der Lehrmethode mitwirken, durch die es den Jivaros ermöglicht werden sollte, ihre Sprache zu lesen und zu schreiben. Roger fertigte Federzeichnungen an, auf denen er Dinge darstellte, die den Eingeborenen vertraut waren: ein mit dem Kopf nach unten an einem Ast hängendes Faultier, eine Blasrohrwaffe, eine Eidechse, die sich auf einem Baumstumpf sonnte, und Ähnliches. Neben die Zeichnungen schrieb er dann die entsprechenden Laute der Jivaro-Sprache.

Obwohl Roger gekommen war, das Wort Gottes zu predigen, muss ein Missionar doch noch viel anderes lernen, ehe er erfolgreich mit einem Eingeborenenstamm Fühlung aufnehmen kann. Selbst wenn er ihre Sprache beherrscht, wenn er sich ein Heim errichtet und das Vertrauen der Indianer gewonnen hat, ist doch vieles immer wieder aufs Neue zu erwerben, um es wirklich zu



besitzen. Da der Dschungel mit unglaublicher Geschwindigkeit wächst, muss er ständig mit der Machete in Schach gehalten werden. Die Generatoren, die man auf den größeren Stationen zur Stromerzeugung benötigt, versagen beängstigend oft, Dächer werden vom heftigen Tropenregen leckgeschlagen, und der Missionar muss mit allen diesen Schwierigkeiten allein fertig werden.

Rogers Geschick als Tischler und die Freude, die er an solchen Arbeiten hatte, kamen ihm in Macuma sehr zustatten.

Barbara schrieb hierüber nach Hause: »Roj ist in Macuma ganz in seinem Element. Zwei Männer sägen Bodenbretter, zwei andere hobeln und zwei weitere nuten sie; und zwei Burschen bereiten zwei- bis vierzöllige Balken vor. Roj hat seine Motorsäge in Betrieb, und sie haben Pfähle hergestellt, auf denen das Haus ruhen soll. Roj hat 74 Tomatenstöcke angepflanzt, die er aus dem Saatgut gezogen hat, das er von der Station in Costa Rica bekam.«

Roger aber hatte seine Heimat nicht verlassen, um sich im Dschungel als Baumeister zu betätigen. Sehr bald trieb es ihn, mit der Bibel hinaus zu den Jivaro-Indianern zu gehen.

Für das wilde und unabhängige Volk der Jivaros ist nicht nur ihr Kampfesmut bezeichnend, sondern auch ihr Sinn für Spaß, der sich recht lärmend zu äußern pflegt. »Sie lachen und spucken ständig«, sagte ein Missionar, als er uns einmal von ihnen erzählte. »Schon der geringste Anlass erheitert sie, und sie pflegen ihre Unterhaltung häufig zu unterbrechen, indem sie mit einem knallenden Laut zwischen dem zweiten und dritten Finger hindurchspucken. Ebenso wie der Ketschua wird auch der Jivaro nie müde, sein Gesicht an die Fensterscheiben der Station zu drücken, um sich ja nichts von dem Geschehen da drinnen entgehen zu lassen.« Obwohl ihr dauerndes Tuscheln und ihre lauten Heiterkeitsausbrüche Roger anfangs stark irritierten, gewöhnte er sich schon nach kurzer Zeit daran.

Roger benutzte einen großen Teil seiner Zeit dafür, den Häusern der Jivaros Besuche abzustatten. Meist trug er Shorts,

poröses Hemd, Baumwollmütze, Segeltuchgamaschen und leichte Schuhe. Er musste über schmale Dschungelpfade, auf denen er häufig bis an die Knie im Morast versank. Zuweilen blieb er stehen, weil er einen unbeschreiblich süßen Duft – süßer als der von Orangenblüten – wahrnahm. Der Wald aber war so dicht, dass es ihm unmöglich war festzustellen, woher dieser Duft kam. Die seltsamsten Blumen findet man hoch oben in den Baumkronen, wo sie von dem üppig wuchernden Grün fast erstickt werden.

Und dann musste er vor den höchst gefährlichen Vertretern der Dschungelfauna, den Schlangen, ständig auf der Hut sein. Viele Arten dieser Tiere sind infolge ihrer Schutzfarbe nur sehr schwer zu erkennen. Die kleinen Schlangen liegen zuweilen mitten auf dem Pfad, aber ihre gesprenkelte Haut gleicht so sehr dem Schattenmuster, das die Sonne durch die Baumkronen auf den Boden wirft, dass sie nur schwer auszumachen sind. Die Buschmeister-Schlange hat genügend Gift aufgespeichert, um damit hundert Männer zu töten. Der Biss der Korallenschlange, deren Gift das Zentralnervensystem lahmlegt, verursacht – ohne vorhergehende Symptome – nach 24 bis 48 Stunden den Tod. Auch sie gehört zu den kleineren Schlangenarten und ist nur sehr schwer zu entdecken.

Der Waldpfad endete dann Übergangslos und gab den Blick auf eine Lichtung frei, auf der das Jivaro-Haus steht. Es ist ein Ovalbau und an beiden Enden mit einem etwa anderthalb Meter hohen Schlitz versehen, der zugleich als Fenster und Tür dient. Das Haus ist mit einem Dach aus spitz zulaufenden Palmblättern bedeckt, deren Enden fast den Boden berühren. Jedes Jivaro-Haus steht auf seiner eigenen Lichtung.

Das Verhalten des Jivaro-Gastgebers und des Besuchers unterliegt den Regeln einer strengen Etikette. Zunächst kommt die formelle Begrüßung, die zehn bis fünfzehn Minuten in Anspruch nimmt. Dabei werden eine Reihe von Redensarten gewechselt wie etwa:

»Ich bin gekommen.«

»Du bist gekommen?«

»Ja, ich bin zu deinem Haus gekommen.«

»Du bist gut angekommen.«

Roger lernte bald, dass der Besucher – ganz gleich wie viele Personen zugegen sind – diesen Dialog mit jedem Einzelnen führen muss. Mit gebeugtem Kopf pflegte er dann seine lange Gestalt durch den Schlitz zu zwängen und einzutreten. Dann sah er ganz verschwommen die Frauen, die am anderen Ende des Raumes mit ihren kleinen Kindern beschäftigt waren.

Hart gestampfte Erde bildet den Fußboden dieser Bauten, und in gewissen Abständen glühen in der etwa neun Meter langen Halle kleine Feuer, deren Rauch einen beißenden Geruch verbreitet und den Raum noch dunkler macht.

Das Jivaro-Haus ist streng unterteilt in die Männerabteilung im vorderen Teil, die mit *tangamash* bezeichnet wird, und dem ausschließlich den Frauen vorbehaltenen rückwärtigen Teil. Der *tangamash* ähnelt in gewissem Sinne dem vorderen Toreingang von Kleinstadthäusern, wo die Männer sitzen und stundenlang miteinander schwatzen können.

Die Frauen tragen ein langes Stück Tuch, das gerade bis an die Knie herabhängt und dessen beide Enden auf einer Schulter zusammengebunden sind. Die Brust der Männer ist unbedeckt. Sie tragen nur ein Tuch um die Hüften. Ebenso wie die Ketschuas haben die Jivaros langes, glattes schwarzes Haar. Es hängt bei den Frauen lose um das Gesicht herum. Offenbar unternehmen sie keinen Versuch, so etwas wie eine Frisur zuwege zu bringen. Die Männer hingegen legen großen Wert auf einen sorgfältigen Haarputz – um hiermit gleichsam ihre Stellung als höhere Wesen zu betonen. Das bis an die Hüften reichende Haar wird gekämmt und dann mit leuchtend roten, gelben oder blauen Federn tropischer Vögel geschmückt.

Nun wird der Besucher aufgefordert, auf einer längs der Wand stehenden Bank Platz zu nehmen, während sich das Oberhaupt des Hauses auf einen niedrigen Hocker ihm gegenüber niederlässt. Will er seinem Gast die hohe Stellung, die er

bekleidet, zeigen, dann überschüttet er ihn während der ersten fünf Minuten mit einem Wortschwall, der keine Unterhaltung zulässt. Eine seiner zwei oder drei Frauen bringt eine Schale mit Wasser. Davon nimmt er einen Mund voll zu sich, aber nicht um zu trinken. Er spuckt es vielmehr über seine Hände und wäscht sich dann das Gesicht damit. Anschließend kämmt er langsam und bedächtig sein Haar. Diese Zeremonie geht schweigend, würdevoll und bedächtig vor sich. Nun reicht man ihm seine Chicha und die für den Gast bestimmte Schale, und die Unterhaltung kann beginnen.

So verbrachte Roger viele Stunden in den Häusern der Jivaros. Allmählich beherrschte er ihre Sprache und wurde mit ihrer Lebensweise vertraut. Er erzählte ihnen vor allem von Jesus.

In den Herzen der Jivaros sind schon von den Kindheitstagen an Hexerei, Zauberei, Hass und Mord tief verwurzelt. Ehe die Kinder einschlafen, müssen sie eine Reihe von Namen aufzählen – die Namen der Menschen, die sie hassen lernen sollen. In Nates Beschreibung des Stammes heißt es: »Von Natur sind sie nicht grausam, sondern nur dann, wenn sie durch ihre Religion der Furcht und bösen Geister dazu getrieben werden. Irgendwie hoffen sie, auf diese Weise mit dem Problem ihrer Sünden fertig zu werden. So besuchte zum Beispiel vor einigen Monaten ein Mediziner die Indianer in Macuma. Er kam aus einem anderen Abschnitt der Wälder. Aus irgendeinem Grund wurde er wütend und verfluchte eine der Frauen. Im Allgemeinen handelt es sich bei den Jivaros stets um Streitigkeiten wegen der Frauen, die nach ihrer Meinung keine Seele haben und Eigentum des Mannes sind. Sie werden gestohlen oder bei Geschäften in Zahlung gegeben. Jedenfalls starb in diesem Falle die von dem Zauberer verfluchte Frau innerhalb von 24 Stunden. Der Mann, ihre Brüder und ihr Vater fühlten sich nun verpflichtet, sie zu rächen, denn der Mediziner war in ihren Augen der Mörder der Frau. Kurzerhand wurde der Mediziner und ein anderer Indianer, der ihm zur Hilfe eilte, erschlagen. Die Sache ist nun schon einige Monate her, und das Leben geht seinen gewohn-

ten Gang. Eines Tages aber wird es weitere Tote geben. Das ist nun einmal bei den Jivaros so. Das Morden reißt nicht ab. Das Schlimmste dabei ist, dass sie beim ›Einlösen ihrer Schulden‹ – wie sie es nennen – nicht unbedingt an den eigentlichen Mörder gebunden sind. Irgendein Verwandter genügt schon. Ihre ständige Furcht bestimmt auch die Bauart ihrer Häuser, die kleine Festungen sind. Oft stellen sie auch auf den Pfaden, auf denen sie ihre Feinde erwarten, Fallen auf. Vor nicht allzu langer Zeit war ein Missionar im Dschungelgebiet der Jivaros unterwegs. Sein barfüßiger Träger ging vor ihm her, und als sie sich einer Jivaro-Lichtung näherten, machte er mit einem Schmerzensschrei plötzlich halt. Ein nadscharfer Stachel aus Palmenholz ragte aus der Oberseite seines blutigen Fußes hervor.«

Das waren die Leute, unter denen Roger über ein Jahr lang gelebt hatte. Auf der Station in Macuma hatte er ihre Sprache erlernt und an Unterrichtsbüchern für sie gearbeitet. Oft hatte ihn die von Mord und Rache erfüllte Atmosphäre sehr bedrückt, aber er hielt mit der ihm eigenen Energie den Kopf hoch. Nate Saint sagte einmal von ihm: »Roj ist einer der Missionare, denen ihre Aufgabe, Seelen für Gott zu gewinnen, von überragender Dringlichkeit ist.«

Gerade dieses Gefühl der Dringlichkeit war es auch, das Roger dazu bestimmte, an eine Verlegung seines Wohnsitzes zu denken. Da er wusste, dass Frank Drown diese gut eingearbeitete Station wieder allein würde versorgen können, bat er Gott um ein erweitertes Tätigkeitsfeld. Er handelte nach dem Wort des Apostels Paulus: »Dabei aber habe ich sonderlich meine Ehre dareingesetzt, das Evangelium zu predigen, wo Christi Name nicht bekannt war, auf dass ich nicht auf einen fremden Grund baute.«



## ***Die Dschungelgrenze wird durchbrochen***

Zu den Stämmen, die bisher kaum mit der Zivilisation in Berührung gekommen waren und die den Namen Christi noch nicht kannten, gehörten auch die Achuaras, die den Jivaros nahe verwandt, aber auch ihre Todfeinde sind. Es war Rogers besonderes Anliegen, Zugang zu diesem Stamm zu bekommen, und er sprach öfters mit Nate über die Möglichkeiten. Vor fünf Jahren hatte schon ein Missionar versucht, Fühlung mit den Achuaras aufzunehmen. Er hatte sich schon fast bis zum Haus ihres Häuptlings durchgeschlagen, als ihm ein Bote den Befehl überbrachte: »Wenn du nicht umkehrst, musst du sterben!« – Der Ruf, in dem der Häuptling stand, ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, dass er seine Drohung wahr machen würde. So blieb diesem ersten Versuch der Erfolg versagt.

Roger war entschlossen, seinen Wohnsitz näher an das Gebiet der Achuaras zu verlegen. Am 5. Juni 1954 verließ er Macuma und wanderte zwei Tage lang nach Südosten. Er wollte nach Wambimi, wo sich ein von der Shell Oil Company aufgegebener Landstreifen und einige verfallene Häuser befanden.

»Diesem Orte kommt als einem Tor (zum Land der Achuaras) besondere Bedeutung zu«, schrieb er. »Es ist erstaunlich, wie Gott für uns diese Außenstation vorbereitet und die Errichtung eines neuen, etwa sechs mal achtzehn Meter großen Hauses mit einem soliden Dach ermöglicht hat, das zu den anderen, am Platz verfügbaren kleinen Häusern hinzukommt. Während jener ersten elf Tage hat er uns vor Schlangen – auf eine bin ich getreten –, Skorpionen, Taranteln, vor Verletzungen und sonstigem Schaden bewahrt.«

Auf dem Landestreifen brauchte nur das Gras gemäht zu werden, um ihn wieder als Start- und Landebahn verwenden zu können. Nate nahm die folgende Schilderung auf Tonband auf:

»Wir flogen Barb und die beiden Kinder nach Wambimi und machten uns daran, den Haushalt einzurichten. Nun ging es endlich an die eigentliche Arbeit: die Verkündigung des Evangeliums. Während seines Aufenthaltes richtete Roj, wie das alle Missionare zu tun pflegen, auch eine ärztliche Ambulanz ein. Eine der vielen Krankheiten, von denen die Jivaros häufig befallen werden, ist die *Leishmania brasiliensis*. Sie setzt sich in den Schleimhäuten der Nase, des Nackens und des Mundes fest und greift dann auf die Zunge, Augen und Ohren über. Eine tückische Krankheit, die langes Siechtum zur Folge hat und das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Die Indianer haben eine heillose Angst vor ihr.

Vor einigen Jahren hatten Missionsärzte eine Behandlung mit einer unter dem Namen ›Repodral‹ bekannten Arznei durchgeführt. Roj hatte etwas von dieser Medizin mitgebracht und führte einige Kuren bei den Jivaros durch. Trotz der ständigen Kämpfe zwischen den Jivaros und den Achuaras sowie der vielen Fehden innerhalb der Stämme bestehen doch gewisse Nachrichtenverbindungen, und so war auch die Kunde von den Heilungen bald zu den Achuaras gelangt. Einer ihrer Häuptlinge – dieses Wort will im Dschungel nicht viel besagen, eigentlich nicht mehr als: die Nummer eins innerhalb einer kleinen Gruppe – war Santiaku. Genau wie die Jivaros leben auch die



Achuaras überall verstreut, und wer innerhalb eines beschränkten Gebietes der Stärkste oder der am meisten Gefürchtete ist, der ist der Häuptling.

Santiaku war nun von jener schlimmen Krankheit befallen worden, und er entschloss sich trotz der Furcht, die er wegen früherer Streitigkeiten hatte, in Wambimi zu erscheinen.

Diese erste Berührung mit dem Achuara war für Roger ein Anlass zu großer Freude. Er konnte dem Häuptling helfen, dessen Zustand sich durch die Repodralkur schon bald besserte. Später tauchte Santiaku noch einmal auf der Station auf, und bei dieser Gelegenheit lud er Roger ein, mit in sein Haus zu kommen. Natürlich entsprach das genau dem, was Roj sich schon lange gewünscht hatte. Da die Sache aber allzu sehr an die Geschichte von der Spinne und der Fliege erinnerte, war Roj nicht gewillt, der Einladung zu folgen. Deshalb sagte er zu Santiaku: ›Okay, ich will dich gern in deinem Haus besuchen; wenn du zu mir kommst und mich abholst.‹

Und tatsächlich kam eines Tages eine Eskorte, die Roger Youderian, Frank Drown und einen weiteren Missionar in das Land der Achuaras geleitete.

Unterwegs musste Frank einmal husten, was die Achuaras sofort veranlasste haltzumachen. Sie haben eine heillose Angst vor Erkältungen. Schon eine Grippe, der gegenüber sie wenig widerstandsfähig sind, könnte sie dahinraffen.

Nur mit größter Mühe gelang es Frank, die Indianer davon zu überzeugen, dass er sich nur geräuspert habe. Frank sagte, dass er in der folgenden Nacht, als man auf dem Pfad lagerte, wieder ein Kitzeln in der Kehle verspürte. Da entfernte er sich unter dem Vorwand, ein Geschäft im Busch verrichten zu müssen. Er hatte große Befürchtungen, dass sein Husten die ganze Expedition infrage stellen könnte.

Santiakus Wohnsitz war ein Riesenhaus, etwa dreimal so groß wie die langen Häuser der Jivaros. Roger meinte, man könnte darin gut und gern einen Basketballplatz einrichten.

Die Achuaras sprechen einen etwas anderen Dialekt als die

Jivaros. Auch ihre Gesichtszüge sind anders, und ihre Frauen haben, im Gegensatz zu den breithüftigen der Jivaros, recht schmale Taillen. Schon nach der Ankunft las ihnen Frank in der Sprache der Jivaros aus der Bibel vor und erzählte ihnen von Christi Liebe und von seinem Sterben für uns. Es kam ihm darauf an, den Indianern einen kurz zusammengefassten Überblick über eine Geschichte zu geben, von der sie zuvor noch nie gehört hatten. Frank sprach, bis er ganz heiser und erschöpft war. Die Männer hatten ein kleines Grammophon mitgebracht, das nun aufgezogen wurde und auf dem sie Bibelplatten in Jivaro-Sprache abspielen ließen, bis Frank wieder zu Atem gekommen war. Hinterher kamen die Achuaras zu Frank: ›So, Panchu – das war ein freundlich gemeinter spanischer Spitzname für Frank –, nun erzähle uns mehr.‹ Die Achuaras konnten nicht genug hören. Im Kreise sitzend, lauschten sie drei Tage lang der Heilsgeschichte. Ein wunderbares Interesse, das auch Santiaku erfasst hatte.

Angesichts der isolierten Lage, in der die Achuaras hier lebten, und angesichts ihres gespannten Verhältnisses zu den Jivaros war die Luftverbindung zweifellos der einzige Weg zu ihnen und die einzige Möglichkeit, erfolgreich unter ihnen zu wirken. Frank machte schon bald den Vorschlag, hier eine Startbahn anzulegen. In meinen Augen ein reichlich kühnes Unterfangen, und ich glaubte nicht, dass ich den Mut zu einem solchen Vorschlag schon jetzt haben würde. Immerhin, die Idee fand allgemeine Zustimmung ...

Der Herr segnete den Vorschlag und ließ ihn Früchte bringen. Die Indianer begannen mit dem Freilegen einer Startbahn. Solange die Missionare noch anwesend waren, zeigten sie den Achuaras, wo sie am besten – an ihren Maniokfeldern entlang – die Bäume schlagen konnten, damit sie eine Reihe natürlicher Zugänge hatten, die sich auch zum Abtransport der gefällten Bäume benutzen ließen.

Einige Monate später hielten wir die Zeit für gekommen, einmal nachzuschauen, wie weit die Achuaras mit der Startbahn waren. So flogen wir zu ihnen hinüber. Wir stellten fest, dass sie

knapp hundert Meter im Dschungelgebiet für den Landstreifen freigelegt hatten. Das aber war noch keine ausreichende Bahn in einem von 30 bis 45 Meter hohen Bäumen umstandenen Gelände. Um die Indianer zu ermutigen, warfen wir einige Stücke Tuch ab. Dann kehrten wir um.

Nach einigen Wochen flogen wir wieder hinüber, um uns vom Stand der Arbeiten zu überzeugen. Zu unserer Enttäuschung mussten wir feststellen, dass der Streifen Wald so angelegt war, dass er unmittelbar auf das große Haus zuführte. Beim Landen ist so etwas natürlich wenig angenehm. Im Übrigen schienen keine großen Fortschritte gemacht worden zu sein. Offenbar benötigte man unsere Unterstützung. Wir flogen also zurück und hielten kurzen Kriegsrat. Roger meinte am Schluss: ›Ja, sie scheinen Hilfe nötig zu haben, und ich glaube, ich sollte mich auf den Weg machen.‹

Er wollte ein kleines tragbares Funkgerät mitnehmen. Leider war nicht genügend Proviant zur Hand, da er auf einen solchen Marsch nicht vorbereitet war. Hier aber drängte es, hier war die Gelegenheit, und in einem Marsch von zwei Tagen konnte er das Ziel erreichen. Er sollte versuchen, einen der Jivaros zu bekommen, der ihm das Funkgerät tragen und ihn in das Gebiet der Achuaras führen sollte.

Am Mittwoch verließen wir Roger in Wambimi und am Donnerstag horchten wir am Radio nach einem Zeichen von ihm. Sicher würde er uns von unterwegs schon Nachricht zukommen lassen. Aber weder am Donnerstag noch am Freitag oder am Samstag kam ein Lebenszeichen. Programmgemäß musste er spätestens am Montag bei den Achuaras sein. Auch an diesem Tag hörten wir nichts von ihm. Keiner von uns war bei ihm, und er befand sich mitten unter heidnischen Indianern, deren Unzuverlässigkeit und Hinterlist bekannt war. Viele von ihnen hatten schon gemordet, und wohl jeder hatte schon an irgendwelchen Massakern teilgenommen. Jedenfalls waren sie nicht gerade die Gesellschaft, die man sich, allein auf sich gestellt, wünscht. Wir beschlossen, nach Roj zu suchen, und legten Proviant, Werk-

zeug, Arzneien und Nachrichten bereit, die wir abwerfen wollten. Auch das Bord-Boden-Telefon wurde mitgenommen. Frank begleitete mich. Wir flogen mit abmontierter Tür, damit wir im Bedarfsfall das Telefon benutzen konnten. Als beim Anflug der Landestreifen in Sicht kam, wurde mir bange ums Herz, denn auf den ersten Blick war nicht zu sehen, dass man hier in der Zwischenzeit weitergekommen war. Ich wusste, dass an dem Landestreifen gearbeitet worden wäre, falls Roger noch lebte, denn er pflegte sich nie lange mit Vorreden aufzuhalten. Ich begann nach einem weißen Hemd Ausschau zu halten ...

Mehrere bange Minuten verstrichen, bis wir ihn endlich dort unten entdeckten. Ich kann wohl sagen, dass ich mir erst in diesem Moment – war er es nun wirklich? – dessen bewusst wurde, wie sehr ich mich um ihn gesorgt hatte und wie stark uns der Gedanke beunruhigt hatte, ihn nur mit einem Jivaro-Führer und mit wenig Proviant auf den Dschungelpfaden zu wissen, auf denen so viele Gefahren lauern. Jetzt aber erkannten wir ihn – mit Freude und erleichtertem Herzen.

Wir überflogen den Raum mehrmals in niedriger Höhe. Beim ersten Mal drosselte ich den Motor so weit, dass ich Roj zurufen konnte, er möge die Indianer vom Landestreifen entfernen. Wir würden ihm etwas abwerfen. Er verstand uns sogleich und schickte die Indianer fort. Bei weiteren Anflügen warfen wir Lebensmittel, die Eisenteile einiger Äxte und für die Indianer als Geschenk bestimmte Stoffe ab. Da wir wissen mussten, wie die Lage dort unten war, gingen wir auf etwas größere Höhe und ließen nach der ›Spiral-Technik‹ das Telefon an einem zweidrah-tigen Kabel hinunter. Wir rollten etwa 450 Meter Telefonleitung ab und begannen dann zu kreisen. Der Apparat schwang an seiner langen Leine, zunächst in weitem Bogen, um dann langsam nach dem Mittelpunkt zu abzusinken. Schließlich schwebte er noch widerspenstig baumelnd in der Luft und trieb mit einer horizontalen Geschwindigkeit von etwa neun bis zwölf Stundenkilometern über den Boden hin, während wir darüber mit 100 Stundenkilometern kreisten. Nach einigen Versuchen und

nachdem wir die Abdrift ausgeglichen hatten, brachten wir das Telefon ganz in Rogers Nähe. Ich hörte Franks Stimme: »Hallo, Roj! Hallo, Roj!«, und ich wusste, dass die Verbindung hergestellt war.

Etwa zehn Minuten lang telefonierte Frank mit Roger, der ihm allerlei Nachrichten durchgab. Als Frank die gewünschten Informationen hatte, zog ich das Flugzeug hoch, um Druck auf die Leine zu bekommen. Inzwischen hatte Roger seinen Postsack, der einige Briefe und eine Mitteilung an seine Frau enthielt, an dem Kabel befestigt und gab das Telefon frei. Ich riss das Flugzeug fast senkrecht in die Höhe. Jetzt hatten wir das Telefon am Ende des 450 Meter langen Kabels im Schlepp und konnten es mit der Winde einholen. Wir winkten Roger noch einmal zum Abschied zu und gingen auf Kurs Wambimi.«

Als Nate in Wambimi gelandet war, berichtete Frank ihm, dass Roger am kommenden Freitag ein Anfliegen seiner Landebahn erwarte. »Unmöglich«, sagte Nate, »sie ist bis dahin niemals fertig.« Dann fügte er hinzu: »Das ist ja schließlich nicht meine Sache. Am besten werde ich seinem Wunsch entsprechend fliegen und erst an Ort und Stelle entscheiden, ob der Platz angefliegen werden kann.«

Roger hatte am Bord-Boden-Telefon auch dringend um verschiedene Medikamente gebeten. Die Achuaras waren von einem durchziehenden Trupp Soldaten mit Grippe angesteckt worden. Aus diesem Grund hatte Roger auch kein Funkgerät bei sich. Der Jivaro, der ihn begleiten sollte, hatte Wind von der unter den Achuaras ausgebrochenen Epidemie bekommen. Da er von ihrem unter den Indianern vielfach üblichen tödlichen Verlauf wusste, hatte er sich geweigert, auch nur einen Schritt mitzugehen.

»Der Freitag kam, und ich war sehr gespannt darauf, wie diese Flugplatzeinweihung verlaufen würde. Es ist weder ein Kinderspiel noch »das Picknick einer Sonntagsschule«, sondern ein sehr schwieriges Unternehmen, bei dem alles haargenau berechnet werden und unbedingt stimmen muss. Das andere

aber konnte man nur Gott anvertrauen – und seine Pflicht tun!

Regnend erwachte der Freitag. Gegen Mittag wussten wir, dass sich der Flug an diesem Tag nicht durchführen ließ. Die Bahn würde bestimmt durchweicht sein, und wir durften bei dieser ersten Landung, bei der es ohnehin eine Reihe unvermeidlicher Risiken gab, nicht auch noch ein weiteres, vermeidbares eingehen. Wir mussten den Flug von unserem Programm absetzen. Wir fassten dies als ein Zeichen Gottes auf, dass heute noch nicht der Tag hierfür gekommen war, und ließen die Frage des Starttages offen. Am folgenden Morgen trafen wir die nötigen Vorbereitungen, und nach dem Lunch flogen Frank und ich nach Wambimi. Dort stieg Frank aus, und wir luden die überflüssigen Benzinkanister aus. Dann startete ich mit einem sehr beschränkten Treibstoffvorrat. Das Flugzeug war so leicht wie möglich gemacht worden. Sogar den rechten Sitz hatten wir herausgenommen, um jeden unnötigen Ballast zu vermeiden. Der Treibstoff reichte gerade aus, um den Rückflug zu gewährleisten. Ich hatte natürlich noch eine Sicherheitsreserve für etwa anderthalb Flugstunden mit. Der Flug zu Santiaku und zurück beanspruchte etwa 40 Minuten.«

Nach dem Start nahm Nate Kurs auf einen zwischen dem Macumastrom und dem Pastaza fließenden Fluss, der die einzige Ansteuerungsmarke für Santiaku war. Wenn er den Fluss erreicht hatte, musste er sich südlich seines Zieles befinden. Nate ging daher auf Nordkurs und durchforschte den vor ihm liegenden Raum nach der kleinen Insel im grünen Meer des Dschungels. Nichts! Plötzlich sah er, unmittelbar unter sich, ein kleines Haus nach der Art der viereckigen Pfahlbauten. Es war aber keine *chacra* – jene für den Ackerbau ausgeschlagene Lichtung – in der Nähe.

»Seltsam! Vielleicht gehört es einem Indianer, der kürzlich einen anderen getötet hat und sich nun hier eine Zeit lang verborgen hält. Seine *chacra* hat er sicher in einiger Entfernung von hier, um den Feind zu täuschen.«

Verblüfft suchte Nate weiter. Ah ... dort lag es! Er rief Marij über den Sprechfunk an: »56 Henry – In zwei Minuten werde ich über Jimmys Platz stehen. 56 Henry – In zwei Minuten werde ich über Jimmys Platz stehen. Ende.« Santiaku ist eine Form des spanischen Namens für James, und so hatte man diesen Code-Namen für den neuen Flugplatz gewählt.

»Nicht zu glauben, als ich dann zwei Minuten später über dem Platz zu sein glaubte, war nichts von einem Landstreifen zu sehen! Der Ort schien richtig zu sein, aber kein Boden weit und breit. Ich wurde etwas unruhig, da mein Treibstoffvorrat sehr beschränkt war. Ich flog nach Norden weiter und ging auf größere Höhe, um zu einem Entschluss zu kommen. Der Entschluss lautete dann: Kurs Wambimi. Dort landete ich etwa um 16.30 Uhr. Ich hatte mich nicht besonders beeilt, weil ich Jimmys Platz erst am Spätnachmittag erreichen wollte, wenn die Luft kühl wird und aufsteigt. Ich hielt es für diese erste Landung am richtigsten. Frank war über meine zeitige Rückkehr ein wenig erstaunt. Als ich ihm den Bau beschrieb, den ich gesehen hatte, erkannte er darin eines der Häuser wieder, an denen sie auf dem Weg zu Santiaku vorbeigekommen waren. Er gab mir etwa fünf Gallonen Benzin an Bord, und ich startete mit Ostkurs bis an den kleinen Fluss, wo ich dann auf Südkurs ging.«

Nates blaue Augen forschten durch das Plexiglas. An jenem Tag betrug die Sicht etwa 160 Kilometer, sodass man sich fast einbilden konnte, den Qualm von Dampfern am Horizont zu sehen, doch ringsum war kein Lebenszeichen zu entdecken.

»Ich flog nach Süden, immer nach Süden. In der Tat, ich hätte gewettet, dass ich diese Gegend früher noch nie gesehen hatte. Nicht einmal Teile davon kamen mir bekannt vor! Plötzlich war ich über einem an einem Flussufer errichteten Haus, das gut eingepfählt und so gelegen war, dass man es nur erkennen konnte, wenn man unmittelbar darüber hinwegflog. Dieser so einzigartig versteckte Bau war anders errichtet als die Häuser der Ketschuas oder der Jivaros, die ich bisher gesehen hatte. In einer allzu freundlich gesinnten Gegend befand ich mich hier offen-

bar nicht. Jedenfalls war ich diesmal weiter südlich als je zuvor auf meinen Erkundungsflügen.«

Obwohl es Nate in erster Linie darauf ankam, möglichst bald Roger ausfindig zu machen, sah er sich dieses Haus sehr sorgfältig an und prägte sich seine Lage genau ein.

»Auch die hier so einsamen Menschen müssen von uns betreut werden. Ich habe die feste Überzeugung, dass es des Herrn Wille ist, dass wir alles in unserer Macht Stehende tun, um den Indianern die Möglichkeit zu geben, Gottes Gnade kennenzulernen und den Namen zu hören, der über alle Namen ist.

Gerade die isolierte Lage jener Menschen weckte in mir den Wunsch, sie bei ihrer schweren Aufgabe in jeder Weise zu unterstützen. Das damit verbundene Risiko schien mir voll gerechtfertigt.«

Nate flog weiter, solange es der Benzinvorrat noch erlaubte. Dann stellte er seinen Sender ein: »56 Henry an Shell Mera. Kann Jimmys Platz weder stromaufwärts noch stromabwärts finden. Mache kehrt. Gehe auf größere Höhe. Erbitte Antwort, Shell Mera! Ende.«

»Alles klar!«, kam Marjs Antwort, und Nate suchte weiter den Horizont nach Rauchfahnen ab. Er musste sich über dem Gebiet der Achuaras befinden, und Roger würde, wenn er die Maschine hörte, bestimmt ein Zeichen geben.

Bald entdeckte Nate es: Dort, etwa in südwestlicher Richtung stand eine Rauchsäule. Doch lag sie nicht in einer falschen Richtung? Sollte sein Kompass so starke Schwankungen aufweisen? Oder war sein Orientierungssinn doch nicht so genau, wie er das immer glaubte?

»Von Zeit zu Zeit gerät man in solche Situationen, und die Lösung ist dann hinterher irgendeine Überraschung. Daran dachte ich und außerdem an die Tatsache, dass dort, wo Rauch ist, auch Feuer ist, und wo Feuer ist, sind Menschen. Ich nahm Kurs auf die Rauchsäule, um festzustellen, was in aller Welt wohl ihre Ursache war. Als ich mein Ziel erreicht hatte, wurde ich, wenn auch nicht in dem von mir erwarteten Sinn, belohnt.



Unten am steilen Ufer eines inmitten der Bäume kaum auszumachenden Flösschens war eine Lichtung, auf der ein ebener Platz zu erkennen war. Auf diesem gleichsam in einem Trichter liegenden freien Platz stand ein großes Haus mit abgerundeten Enden. Auf der Lichtung wimmelte es von Indianern. Ich prägte mir auch dieses Bild genau ein. Nach einem kurzen Blick bei gedrosseltem Motor ging es dann vom bisherigen Kurs ab, und ich zog das Flugzeug hoch. Als ich nach links blickte, sah ich zu meinem Erstaunen ein großes Haus – größer als das am Flussufer gelegene –, das versteckt in einer Bodenfalte unter mir lag. Ich weiß nicht, worauf es zurückzuführen ist, dass man manches erst dann entdeckt, wenn man sich unmittelbar darüber befindet. Es ist wie bei dem Suchen nach der berühmten Stecknadel.

Kreisend schraubte ich die Maschine noch höher, weil ich es für durchaus möglich hielt, dann besser in die kleinen Schächte hineinsehen zu können, in denen die isolierten Nester der Menschen liegen, und dass ich dann vielleicht weitere interessante Dinge entdeckte. Jeder Nerv in mir war gespannt. Das bisher Gesehene erregte mich, und ich war zutiefst von dem Gedanken ergriffen, dass ich nun ganz in Gottes Armen ruhte, während dort unten niemand von ihm etwas wusste. Hätte meine alte Maschine jetzt versagt, so hätte allein Gott mich retten können. Ich darf es heute ruhig zugeben: Nur recht ungern fliege ich über einem solchen Gebiet, wenn ich nicht genau über meinen Standort informiert bin und nicht einen Fluss unter mir habe, nach dem ich zuverlässig meine Position festlegen kann.

Hier aber handelt es sich um Menschen, für die Christus gestorben ist, und man muss sie erst finden, ehe man ihnen Gottes Wort bringen kann. Deshalb war ich glücklich über meine Entdeckung.

Ehe ich nach Wambimi zurückflog, wollte ich noch einen letzten Rundblick tun. Da sah ich in südlicher Richtung einen nicht klar erkennbaren Fleck. Ich beschloss, noch eine oder zwei Minuten weiterzufliegen. Gesagt, getan. Dann sah ich ein Haus und gleich darauf eine Lichtung. Die fest gestampfte Erde hin-

ter einer Baumgruppe und einige markante Bäume sagten mir, dass ich Jimmys Platz vor mir hatte und dort, hinter den großen Bäumen verborgen, lag die Rollbahn. Sofort wurde mir klar, weshalb ich so große Schwierigkeiten beim Auffinden des Platzes gehabt hatte: Die Sonne traf jetzt, am späten Nachmittag, die niedrigen Berghügel in einem anderen Winkel, als es bei meinen früheren Flügen über diesem Gebiet der Fall gewesen war. Ich schaltete schnell den Sprechfunk ein und drosselte die Geschwindigkeit. Das brave alte Flugzeug folgte gehorsam, und als ich nach dem Geschwindigkeitsmesser hinübersah, zeigte er nur noch 450 Meter in der Minute an. Während ich in Spiralen tiefer ging, stellte ich Verbindung mit Shell Mera her und bekam die Bestätigung meiner Position. Dann kreiste ich über der Lichtung, um mir einen Überblick zu verschaffen. Einen betrüblichen Anblick bot die Landebahn. Eigentlich konnte man das da unten überhaupt nicht so bezeichnen. Ich war ganz entmutigt. Ich wusste, dass Roger hier herausgeholt werden musste, er würde sich bei seiner Arbeitsweise, die keine Rücksichten auf sich selbst kannte, sonst zugrunde richten. Ich war fest entschlossen, mein Bestes zu tun, soweit es sich mit der Sicherheit und mit meiner Verantwortung gegenüber der MAF und den anderen im Dienste der MAF stehenden Menschen vereinbaren ließ.

Während ich in der Gegenkurve lag, schüttelte ich den Kopf und sagte laut zu mir: ›Nein, es hat keinen Zweck. Es ist vollkommen unmöglich.‹ Ich sah mich jedoch Roger gegenüber zu einer besonders sorgfältigen Prüfung verpflichtet und kreiste noch einige Male in niedriger Höhe. Bei einem der Anflüge war ich schon im Begriff, den Motor wegzunehmen und zu Roger hinabzubrüllen: ›Tut mir leid, alter Junge, aber es geht nicht!‹

Stattdessen flog ich noch einmal an. Roger hatte die Landebahn fein säuberlich mit Verbandsmaterial markiert. An dem nach dem großen Haus zu gelegenen Ende waren es 45 Meter, und da befand sich eine breite Linie mit der Aufschrift: »Räder«. Ich begriff, dass ich von dort an, wo das Zeichen auslag, aufset-

zen konnte. Bis zum Ende der Bahn waren noch etwa 225 Meter markiert.

Dann überlegte ich, dass ich einem unangenehmen Gefühl nicht nachgeben durfte. Möglich, dass es zuweilen ein Menschenleben rettet, wenn der Rechenschieber ja und die Vorahnung nein sagt. Aber das Flugzeug war leicht, und der Auslauf für die Maschine betrug etwa 225 Meter. Vielleicht versuchte ich es doch mit einer Landung. Es war ja möglich, dass sich die Sache aus der Nähe günstiger ansah, und im Übrigen war die Luft ganz still. Ich setzte zur Landung an. Ich wollte sofort hinter den Bäumen steil herunter und dann mit einer anständigen Geschwindigkeit über Santiakus Dach fliegen. Beim Anflug würde mich wohl ein Baum behindern, der am Rand der Landebahn besonders hoch emporragte. Und als könnte Roger mich hören, sagte ich laut: ›Mein lieber Roj, das Ding da streckt seine Fühler reichlich weit heraus!‹ Ich zog das Flugzeug wieder hoch, um die Sache noch einmal zu überdenken. Die Landebahn war sicher in Ordnung. In der Beziehung konnte ich mich schon auf Roger verlassen. Ich war überzeugt, dass er sehr sorgfältig geprüft hatte, ob sie fest genug war und nirgends nachgab.

Also: Ab dafür! Den Baum würde ich schon stehen lassen. Dann kam mir der Gedanke, dass ich nachher vielleicht nicht mehr vom Boden kommen könnte. Doch wir beide würden schon zusammen mit den Indianern in wenigen Tagen die Startbahn genügend verlängern.

Über den Sprechfunk ließ ich Marj wissen, wo ich war. ›Okay‹, rief ich dann schnell noch, ›ich setze zur Landung auf Santiakus Platz an.‹

Ich kurbelte die Antenne ein und richtete das langsam fliegende Flugzeug aus. Beim Passieren der Bäume ließ ich es steil abrutschen, schob die Druckklappen voll ein und überflog Santiakus Haus in etwa fünf Meter Höhe. Jetzt hatte ich nicht mehr den herausragenden Baum im Auge, sondern das Ganze. Ich übersah gleichsam alles zugleich. Jenen Baum hatte ich nun aus meinem Bewusstsein tatsächlich ausgeschaltet. In einer solchen

Situation handelt der Pilot überwiegend instinktmäßig, weil ihm gar keine Zeit zu langem Nachdenken bleibt. Mit den Einzelheiten hatte ich mich während des Kreisens beschäftigt, und als ich zu dem Schluss gekommen war, dass eine sichere Landung möglich war, übernahm – um einen alten Ausdruck aus der Fliegerei zu gebrauchen – ›der Hosenboden die Führung‹.

Jedenfalls fiel ich gut in die Schneise ein. Genau über der 45-Meter-Markierung klinkte ich das Fahrgestell aus, berührte über dem Zeichen ›Räder‹ den Boden und stoppte, nachdem ich knapp die Hälfte der verfügbaren 225 Meter durchrollt hatte. In einem kurzen Gebet dankte ich Gott dafür, dass ich sicher und wohlbehalten gelandet war.

Das Erste, was man nun normalerweise tut, ist das Herauskurbeln der Antenne, um die Nachricht von der geglückten Landung an Marj und die anderen Angehörigen und Freunde zu senden, die lauschend an ihrem Gerät sitzen.

Diesmal jedoch kam ich nicht dazu. Allzu viele Dinge stürmten auf mich ein. Schon stand Roger atemlos neben der Maschine. ›Hast du Medizin?‹ – ›Ja‹, antwortete ich, ›hier hast du sie.‹ Ich warf ihm den Sack zu. Für einen eventuellen Abwurf hatte ich alles gebündelt.

Diesmal gab es keine Begrüßung etwa in der Art: ›Hallo, alter Junge, freue mich, dich zu sehen‹, oder: ›Dr. Livingstone, wie ich annehme?‹\* Roger war ganz verstört. Seit etwa einer Woche schien er sich nicht rasiert zu haben. Sein Hemd war schmutzig und zerrissen. Er machte einen jammervollen Eindruck. Mit Zähnen und Fingernägeln arbeitete er an dem Bündel und zerrte den Inhalt heraus. Dann schrie er aus Leibeskräften – die Stimme überschlug sich fast – die Indianer auf dem Rollfeld an. Es klang wie laut hinausgebellte Befehle.

---

\* Anmerkung des Verlags: Diese Begrüßung geht auf die legendären Worte »Dr. Livingstone, I presume?« zurück, mit denen H.M. Stanley den verschollen geglaubten Afrikaforscher D. Livingstone begrüßte, als er ihm in Innern Afrikas begegnete.

Noch nie habe ich Roger so erlebt. Ich weiß wohl, dass er, wenn Not am Mann ist, seine Leute tüchtig anbrüllen kann. Diesmal aber war ich vor den Kopf geschlagen und wusste nicht, was ich von der ganzen Situation halten sollte. Ich packte ihn besorgt beim Arm und sagte: ›Nun aber ruhig, Roj! Ruhig! Wir haben ja Zeit.‹ Er starrte mich groß an und antwortete: ›Wir haben *keine* Zeit.‹

Dann reichte er mir zwei Flaschen Penizillin und sagte: ›Hier, schüttele sie.‹ Und schon wieder schrie er die Indianer an.

Meine Güte, dachte ich, wie in aller Welt sollen diese Leute glauben, dass er ihr Freund ist, wenn er sie so anfährt?

Später fiel mir auf, dass er jedem der Indianer eine Spritze gab. Sofort war mir klar, dass sie alle die Grippe haben mussten. Einige schienen Roger unter den Händen sterben zu wollen. Ich tat mein Bestes, ihm zu helfen. Santiaku saß in gebeugter Haltung und sehr krank auf einem Holzklotz. Er trug die ›Zum-Tode-bereit‹-Bemalung und schien krampfhaft bemüht, immer noch wie ein – wenn auch sehr kranker – Häuptling zu wirken. Roger erzählte mir, während er immer weitere Injektionen verabreichte, dass einer der Häuptlinge in der vergangenen Woche gestorben war. Gleich nach seiner Ankunft hatte er allen schweren Fällen Penizillin-Spritzen gegeben, und diese Leute hatten sich durchweg erholt, während der Zustand der leichten Fälle sich ständig verschlimmerte, und die Leute ...

Ja, ich konnte mir wohl denken, wie ihnen ohne ärztliche Hilfe zumute war.

Wir hatten zwei kleine Flaschen Penizillin dabei. Wie wertvoll sind doch diese Fläschchen, wenn sie, wie hier, zwischen Leben und Tod stehen! Als Roger die erste Flasche zu Boden fallen ließ, sagte ich: ›Hebe sie noch einmal auf und sieh nach, ob nicht noch ein Tröpfchen drin ist.‹

Mütter schoben Roger die entblößten Hinterteile ihrer Babys hin. Er wischte mit einem in Alkohol getränkten Wattebausch darüber. Es war nur ein kleines Fläschchen, und wie leicht hätte Roger den Alkohol umwerfen können, da seine Hand

wie Espenlaub zitterte. Er schrie den Indianern zu: ›Niemand bewegt sich jetzt‹, und alle gehorchten seinem Befehl. In diesem Augenblick war er hier der Häuptling.

Roger ließ die Indianer einzeln herankommen, wobei er sie genau beobachtete. Die schweren Fälle erhielten Penizillin. Nun schaute er zur Lichtung hin, aus der jemand hervorschwangte. Es war Tysha, ein guter Achuarafreund. Um ihn zu retten, hatten sie versucht, ihn zu einem Heeresstützpunkt hinauszuschaffen, aber der Fluss war bei seinem geschwächten Zustand ein unüberwindliches Hindernis gewesen. Nun kam er gerade noch rechtzeitig zurück, um den letzten Tropfen Penizillin aus Rogers Nadel zu bekommen. ›Dem Herrn sei Dank!‹, sagte Roger. ›Es ist unglaublich, doch Tysha ist da, und das wird ihm vermutlich das Leben retten!‹

Roger streckte sich zum ersten Mal und sah Nate lächelnd an. Die Verkrampfung seiner Schultern war vorüber. Nate blickte auf die Armbanduhr – in wenigen Minuten musste er starten. Während Roger entspannt und zufrieden zum Flugzeug ging, eilte Nate zum Häuptling hinüber und reichte ihm die Hand. Santiaku war ganz verwirrt. Er wusste nicht, was er damit anfangen sollte, aber Nate ergriff die seine und begann Englisch zu sprechen, was der Häuptling genauso wenig verstand wie Spanisch. ›Bis bald! Ich bin so froh, dass ich euch Freunde kennengelernt habe‹, sagte Nate und ging zum Flugzeug.

Roger schüttelte lächelnd den Kopf. ›Hier ist bestimmt Gottes Hand zu spüren.‹ Nate startete zunächst allein, um sich zu vergewissern, dass er auch mit einer weiteren Belastung hochkommen würde. Dann kam er zurück.

Auf dem Flug nach Wambimi erzählte Roger, wie die Arbeit an der Startbahn durch die Seuche behindert worden war, wie sich sein indianischer Begleiter – wegen der Krankheit – geweigert hatte, das Funkgerät zu tragen, und wie er selbst am Landestreifen gearbeitet hatte, weil niemand anders da war. Einmal hatte ihm ein Indianer zugeschrien: ›Vorsicht! Vor deinem Fuß liegt eine Schlange! Bewege dich nicht.‹ Roger war es

eiskalt über den Rücken gelaufen, denn etwa 60 Zentimeter vor ihm lag angriffsbereit eine Buschmeister-Schlange. Der Indianer hatte einen Ast gepackt. »Nein, nicht! Der Stock ist zu kurz!«, schrie Roger, und er schlug mit dem Machete nach dem Kopf der Schlange und trennte ihn glatt vom Rumpf.

»Du kannst dir kaum denken, wie sehr ich darum gebetet habe, du möchtest nicht – wie ursprünglich geplant – am Freitag kommen«, sagte Roj. »Dann, am Samstag, habe ich gebetet, dass du kommen möchtest, und ich fragte mich, ob es dir wohl möglich sein würde. Es wurde vier Uhr ... kein Flugzeug. Ich war ziemlich entmutigt. Endlich hörten wir das ersehnte Brummen ... aber es ebte bald wieder ab! Tausend Tode bin ich da draußen auf der Landebahn gestorben. Ich war einfach erledigt, nachdem ich am Freitag den ganzen Tag über im Regen gearbeitet hatte ... jeden Muskel angespannt, um es zu schaffen. Und jetzt ... das ewige Horchen den ganzen Tag. Dann, eine halbe Stunde später, wieder das Brummen, und wieder entfernte es sich. Die Indianer liefen hinunter auf die *chacra* und sahen noch den Schwanz der Maschine. Ja, so war es. Ich gab es auf und versammelte die Indianer zu einer Bibelstunde. Wir hatten gerade angefangen, als sie schrien, das Flugzeug käme zurück. Und dann sah ich es. Nate, du kannst dir gar nicht denken, wie einem zumute ist, wenn man das kleine gelbe Ding über die Bäume herankommen sieht!«





## ***Die Aucas***

»Viele Jahre hindurch«, schrieb Nate einmal, »bedeuteten die Aucas ein großes Wagnis für jeden Forscher, ein schwieriges Problem für die Republik Ecuador und einen nie verklingenden Ruf für die Missionare der Bibel.«

Seit Nate sich im Osten von Ecuador befand, war er immer wieder über das Siedlungsgebiet der Aucas geflogen, und sein geübtes Auge hatte nach irgendwelchen Niederlassungen gesucht. Es ist bestimmt nicht einfach, ein Volk ausfindig zu machen, das vielleicht 500 bis 1000 Seelen zählt und sich auf ein dichtes Dschungelgebiet von etwa 30 000 Quadratkilometern verteilt. Natürlich hat hier noch nie eine Volkszählung stattgefunden, und auch die Größe des Gebietes wurde lediglich von den Ketschuas geschätzt. Zweifellos würden die Aucas niemals so ein riesiges Territorium für sich beanspruchen, und die Ketschuas sind auch nur deshalb so großzügig, weil sie den Aucas – aus durchaus verständlichen Gründen – gern möglichst weit aus dem Weg gehen. Dieser Teil des Dschungels liegt etwa 240 Kilometer östlich von Quito. Er wird durch drei Flüsse begrenzt: im Westen durch den Arajuno, im Norden durch den

Napo und im Süden durch den Villano. Im Osten geht er in peruanisches Gebiet über.

Die Geschichte dieses Gebiets lässt sich bis auf die erste Zeit der Eroberung Ecuadors durch die Spanier verfolgen. Im Jahre 1541 überquerte Gonzalo Pizarro – ein Bruder des berühmten Francisco Pizarro, der das Reich der Inkas vernichtete – die Anden. Er erforschte ihre ostwärtigen Abhänge und gestattete es einem seiner unternehmungslustigen jungen Offiziere, am Amazonas entlang bis zu dessen Mündung vorzustoßen, der auf diesem erstaunlichen Erkundungsmarsch den Großteil des einige Hundert Musketiere umfassenden Expeditionskorps verlor. Die meisten Soldaten wurden durch feindliche Indianer getötet. Zu diesen Indianern gehörten zweifellos auch die Vorfahren der Aucas. Den Konquistadoren folgten im siebzehnten Jahrhundert Jesuiten-Missionare; auch sie wurden vielfach Opfer der Indianer.

In der Zeit zwischen dem siebzehnten und der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts wurde nur wenig zur Besiedlung und Erforschung des Dschungels getan. Dann brachte der starke Kautschuk-Bedarf in den industrialisierten Teilen der Welt die Kautschuk-Jäger in das Amazonasgebiet, das damals den besten Gummi der Welt lieferte. Skrupellos in der Wahl ihrer Mittel, beutegierig und verschlagen, suchten sie das Vertrauen der Indianer mit Geschenken zu gewinnen, um dann ihre Dörfer zu überfallen und alles, was sie an Wertvollem fanden, zu rauben und zu plündern.

Die arbeitsfähigen jungen Männer verschleppten sie als Sklaven zur Arbeit auf den Haziendas, während alle anderen ermordet wurden, sodass niemand mehr da war, der zur Vergeltung hätte aufrufen können.

Im Jahre 1874 unternahm ein Jesuitenpater eine Reise den Curaray-Fluss abwärts, um dort eine Mission zu gründen. Doch stattdessen musste er seine ganze Zeit und Kraft – seinem eigenen Bericht zufolge – dazu verwenden, die Indianer vor den raubgierigen Kautschuk-Jägern zu schützen; ein anderer

Bericht aus jener Zeit bezeichnete ihr Treiben als »den Kampf zivilisierter Wilder gegen ungetaufte Wilde«. Es ist sicher, dass Hass seit jener Zeit das ganze Aucaland beherrschte und der Ruf nach Vergeltung vom Vater wieder auf den Sohn vererbt wurde.

Das Verhalten des weißen Mannes hat dieses Gebiet der Kolonisation verschlossen. Die Zeit, in der das Land in Zusammenarbeit mit den Aucas hätte entwickelt werden können, war nun endgültig vorbei. Zu Beginn dieses Jahrhunderts gab es noch Haziendas, verstreut über ein großes Gebiet, das heute wieder »verschlossenes« Land ist.

Bezeichnend für das wachsende Misstrauen der Aucas gegenüber dem weißen Mann ist folgende Geschichte: Im Osten Ecuadors lebte nach der Jahrhundertwende ein Haziendabesitzer, ein gewisser Señor Santoval, bei dem auch zwei Aucafamilien arbeiteten. Mit ihrer Hilfe betrieb er einen lebhaften Tauschhandel mit den im Dschungel lebenden Aucas. Die Indianer legten am Rand seines Besitztums ihren gesammelten Kautschuk nieder, wogegen Señor Santoval Macheten, Messer und Kleidungsstücke gab. Etwa zehn Jahre lang wurde diese Art des Handels betrieben, ohne dass es jemals zu irgendeinem Zwischenfall gekommen wäre. Die gefangenen Aucas waren so geschickt, dass Santoval sie bat, ihre Stammesgenossen zur Arbeit auf der Hazienda aufzufordern. Er bot ihnen durch seine Vermittler eine ausgezeichnete Bezahlung, gute Lebensbedingungen, Kleidung und alles, was ihnen sonst noch fehlen sollte. Das Angebot wurde rundweg abgelehnt, und die Aucas antworteten, sie wünschten nichts aus der Welt des weißen Mannes, sie wären unabhängig und wollten es bleiben. Santoval starb im Jahre 1917, und sein Tod war für die Aucas das Signal, die Hazienda zu überfallen. Fast alle indianischen Arbeiter wurden getötet. Die Überlebenden, unter denen sich auch einige der Aucas befanden, flohen in Gebiete, in denen sie vor weiteren Zugriffen der Aucas sicher waren.

Die Shell Oil Company, die 1940 bis 1949 im Osten Ecuadors nach Öl bohrte, musste nicht nur mit den üblichen Schwierigkei-

ten und Gefahren des Dschungels rechnen, sondern auch mit den Überfällen der Aucas. Im Jahr 1942 wurden drei ihrer Angestellten im Lager bei Arajuno ermordet. Über den Vorfall berichtete der Brief eines leitenden Angestellten der Shell:

»Wir müssen Ihnen leider mitteilen, dass sich am Mittwoch, dem 7. Januar, in unserem Lager bei Arajuno ein höchst bedauerlicher Zwischenfall ereignet hat. Eine Gruppe Indianer überfiel einen in der Nähe des Lagers arbeitenden Trupp. Der Vormann und zwei ecuadorianische Arbeiter wurden durch Speerwürfe getötet. Der Angriff führte zu einer Panik unter unseren Leuten. Die Lage wurde dadurch noch verschlimmert, dass die Indianer am folgenden Morgen wieder auftauchten, wobei es so aussah, als wollten sie das Lager umzingeln ... Wir fürchten, dass es schwieriger als bisher sein wird, eine ausreichende Zahl von Arbeitskräften für Arajuno zu bekommen.«

Ein Jahr später verlor die Gesellschaft weitere acht Arbeiter. Um das Vertrauen des Stammes zu gewinnen und vor weiteren Morden sicher zu sein, stattete man einem Auca-Haus einen Besuch ab. Als die weißen Männer ankamen, stellten sie fest, dass niemand anwesend war, und sie ließen Macheten, Hemden, Zeitschriften und leere Flaschen als Geschenke für die Bewohner zurück. Die Aucas antworteten, indem sie einen aus Zweigen geflochtenen Korb auf das Rollfeld stellten. Das ermutigte die Ölmänner, und einer von ihnen berichtete: »Anscheinend haben wir in unserer Hoffnung auf Freundschaft den richtigen Weg beschritten. Ich denke, dass diese Freundschaft schon in naher Zukunft Wirklichkeit wird, sofern sich unser Personal an die Richtlinie hält, die man als ›absoluten Respekt vor dem Privateigentum‹ bezeichnen möchte ... Meines Erachtens könnte eine verirrte Kugel bereits so etwas wie eine für uns verhängnisvolle Kriegserklärung bedeuten.«

Die Leute der Shell Oil unternahmen dann Versuche, weitere Geschenke vom Flugzeug aus abzuwerfen. Dazu bemerkte Nate später: »Ein Transportflugzeug von 2000 PS, das im Tiefflug

über ein Dorf hinwegdonnert, muss jedermann erschrecken, um wie viel mehr ein Volk, das praktisch noch im Steinzeitalter lebt und nichts von moderner Technik weiß.«

Trotz dieser Anfänge haben sich die Hoffnungen der Shell Oil Company nicht verwirklicht, und es wurde von ihr dann auch kein weiterer, ernsthafter Versuch zur Gewinnung der Aucas unternommen.

Für die jungen Missionare wurde es in steigendem Maße wichtig, sich mit möglichst allen Tatsachen vertraut zu machen, die sie über die Aucas in Erfahrung bringen konnten. Sie lasen die Berichte der Shell Oil Company und suchten mit allen Menschen Verbindung aufzunehmen, die je mit den Aucas in Berührung gekommen waren. Eine äußerst wertvolle Informationsquelle war für sie Señor Carlos Sevilla, der eine etwa zehn Flugminuten von Shandia entfernt gelegene Hazienda besaß und bewirtschaftete. Don Carlos hatte 26 Jahre lang im Auca-Gebiet gelebt, ehe ihn ständige Überfälle von dort vertrieben. Er war ein großer, hagerer Ecuadorianer von etwa 65 Jahren, der wohl über eine reichere Erfahrung mit den Aucas verfügte als irgendein anderer lebender Mensch. Sein Körper wies noch sechs Narben auf von Wunden, die er bei Zusammenstößen mit den Aucas erlitten hatte.

Zum ersten Mal entkam er ihnen mit knapper Not im Jahre 1914, als sieben Indianer und ein Kolumbianer, die für ihn arbeiteten, auf der Hazienda »El Capricho« am Curaray-Fluss getötet wurden. Im Jahre 1919 ließ Sevilla, der sich damals auch als Kautschukjäger betätigte, fünfzehn Indianerfamilien in einem Lager am Tsupino-Fluss zurück, während er sich stromaufwärts begab, um Medizin zu holen. Bei seiner Rückkehr kam ihm ein am Arm verwundeter Indianerjunge entgegen, der als Einziger den Überfall der Aucas auf das Lager überlebt hatte. Sevilla rüstete in aller Eile eine Strafexpedition aus, um die für dieses Massaker verantwortlichen Aucas zur Rechenschaft zu ziehen. Als Erstes stießen sie auf eine Auca-Frau, die friedlich auf dem Maniokfeld arbeitete. Man nahm sie gefangen.

Als dann aber Sevillas Männer das in der Nähe gelegene Haus umstellen wollten, riss sie sich von ihren Bewachern los und lief laut schreiend in den Busch. So wurden die im Haus befindlichen Aucas gewarnt, und während seine Männer der Frau nachliefen, um sie wieder einzufangen, konnten die im Haus befindlichen Indianer entkommen. Wenn Don Carlos diese Geschichte erzählt, kann man noch jetzt, nach so vielen Jahren, eine bittere Enttäuschung heraushören.

Sevilla hatte oft Gelegenheit, die Kampfmethoden der Aucas zu studieren. Danach scheinen sie stets überraschend anzugreifen und wenn sie ihrem Gegner zahlenmäßig unbedingt überlegen sind. Mit Vorliebe überfallen sie ihre Opfer an einer Flussbiegung, wo das Kanu durch die Strömung an das Ufer getrieben wird. Während die Bootsinsassen dann mit allen Kräften bemüht sind, das Kanu mit Stangen und Paddeln wieder in die Flussmitte zu bekommen, schleudern die Aucas unter wild gellendem Geheul, das die Opfer verwirren soll, ihre Speere. Bei einer solchen Taktik liegen natürlich alle Vorteile aufseiten der Angreifer. Sevilla rät daher jedem, der sich in die Wildnis vorwagt, dies zumindest mit zwei Kanus zu tun, damit stets ein Boot den Schutz des anderen übernehmen kann.

Im Jahr 1925 fuhr Sevilla mit seinen Männern im Kanu den Nushino flussaufwärts, als sie an einer engen Windung des Flusses das Ziel von Dutzenden von Auca-Speeren wurden. Das Boot kenterte und fünf Indianer wurden auf der Stelle getötet, während Sevilla und einer der Indianer entkamen. Unter einem Hagel von Speeren erkämpfte er sich den Rückweg, bei dem er zwei der Angreifer mit ihren eigenen Waffen tötete. Er selbst wurde schwer verwundet und erreichte erst nach acht Tagen seine am Ansuc-Fluss gelegene Hazienda. Die Wunden waren von Würmern zerfressen, und die Infektionsstellen begannen schon in Fäulnis überzugehen.

Durch einen Überfall im Jahre 1934 wurde er schließlich aus dem Gebiet vertrieben, aber all seine schlechten Erfahrungen konnten ihn nicht davon abhalten, immer wieder Pläne für seine

Rückkehr zu schmieden. »Es ist nie zu spät«, sagte er dann. »Gewiss, unsere besten Chancen haben wir verpasst, aber vielleicht werden die Aucas schließlich doch unsere Freundschaft annehmen, wenn wir in der Nähe ihrer Hütten ein starkes Haus errichten, dem Speere nichts anzuhaben vermögen, ringsum eine große Lichtung freilegen, ständig Wache halten und niemals von der Schusswaffe Gebrauch machen.«

Zu jener Zeit aber, als das ostwärtige Gebiet noch »unerschlossenes und somit freies Land« war, wurde die Gegend nur noch von Männern durchstreift, die nach Kautschuk, Gold oder Öl suchten. Diese Leute waren überzeugt, die Aucas würden es nie und nimmer zulassen, dass der weiße Mann friedlich in ihrem Land lebte. Beim flackernden Licht von Petroleumlampen pflegten diese alten Siedler abends auf den Veranden ihrer Haziendas zu sitzen und Tatsachen oder Vermutungen über die Beweggründe der Aucas auszutauschen. Waren sie Mörder aus Leidenschaft? Oder mordeten sie nur, um ihr Land vor den Eindringlingen zu schützen? Oder mordeten sie, um zu rauben? Niemand wusste es wirklich zu sagen, und nichts deutete auf einen bestimmten, stets gleichbleibenden Anlass für ihren Vernichtungswillen hin.

Bei einigen Überfällen waren wohl Dinge geraubt worden, die den Aucas nützlich erschienen, besonders Macheten. Öfters aber blieb der ganze Besitz der Opfer unberührt.

Seltsamerweise pflegen die Ketschuas im Herzen des Auca-Gebietes zu fischen. Für ganze Wochen fahren sie mit ihren Kanus den Napo oder den Curaray abwärts. Dann kann es wohl passieren, dass die Aucas die Fischer angreifen. Es gibt aber auch Fälle, in denen sie außerhalb ihres Gebietes eine Ketschua-Familie überfallen, die ahnungslos ihr Feld bearbeitet.

Nur eine Tatsache scheint festzustehen: Der weiße Mann ist unerwünscht. Sobald er das Gebiet der Aucas betritt, geht die Jagd auf ihn los.

Es kommen auch Morde innerhalb des Auca-Stammes vor. Zorn oder Ärger macht sich sofort durch wildes Drauflos-

schlagen Luft. Ähnlich wie bei den Hatfields- und den McCoys-Indianern in den Kentucky-Bergen flammen dann Fehden auf, bei denen ein jeder Mord von den überlebenden Familienmitgliedern gerächt werden muss, was dann zu einer Kettenreaktion von Morden führt. So bedeutet das Töten für die Aucas nichts Ungewöhnliches. Schon die Knaben werden im Gebrauch der fast drei Meter langen Speere aus Hartholz geübt. Don Carlos erzählt, dass er eines Tages auf eine verlassene Auca-Hütte gestoßen sei, bei der eine lebensgroße Balsaholzfigur stand, die einen Menschen darstellte. Herz und Gesichtszüge waren mit leuchtend roter, aus der Achiote-Pflanze gewonnenen Farbe gekennzeichnet, und die ganze Figur zeigte starke Spuren vom Aufprall der Lanzen. So üben sich die Aucas im Speerwerfen und erreichen dabei eine Sicherheit, derentwegen sie von jeher gefürchtet sind.

Auf Don Carlos' Hazienda arbeitete eine Auca-Frau, die vor Jahren einem Blutbad innerhalb ihres Stammes entkommen konnte. Dort hatte sich eine der typischen Familienfehden abgespielt, in deren Verlauf ihre Eltern und Geschwister getötet wurden. Die damals etwa fünfzehnjährige Dayuma war nur dadurch am Leben geblieben, dass sie gerade draußen auf dem Feld war, wo sie sich versteckte, bis die Angreifer abzogen. Sie war in die nächstgelegene Siedlung der Ketschuas geflohen und von dort zu Don Carlos gekommen.

Wie alle Flüchtlinge hatte sich Dayuma während der ersten Jahre bemüht, so schnell und so gründlich wie möglich die Bräuche der Ketschuas zu übernehmen. Am schwersten war ihr die Gewöhnung an das Essen ihres Gastvolkes gefallen. Die Aucas kennen kein Salz, und es hatte fast ein Jahr gedauert, bis sie gewürzte Nahrung mit wirklichem Genuss essen konnte. Auch das Tragen der Kleidung bedeutete für sie eine beträchtliche Umstellung. Die Aucas bewegen sich völlig nackt umher, wenn man von den straff um Handgelenke, Knöchel und Hüften gebundenen Reifen absieht. Jetzt trägt Dayuma das übliche formlose Kattunkleid der Ketschuafrauen. In dem Bestreben,



ihre Auca-Herkunft zu verbergen, kämmt sie ihr Haar so weit herunter, dass es ihre Ohrläppchen ganz verdeckt, die früher mit runden, aus Balsaholz gefertigten Pflöcken von etwa zwei-einhalb Zentimeter Durchmesser verziert waren.

Wenn man sie so beobachtet, wie sie ihre Arbeit auf der Hazienda verrichtet, das Vieh füttert oder in der Küche mithilft, so gibt es eigentlich nichts, wodurch sie sich von den Ketschua-frauen unterscheidet. Die Aucas haben das gleiche glatte schwarze Haar, die gleiche teefarbene Haut und auch die gleiche, etwa 1,65 Meter große Gestalt.

Dayuma konnte in völkerkundlicher Hinsicht mancherlei interessante Angaben machen. Auch die Aucas trinken Chicha, die genauso wie bei den Ketschuas zubereitet wird, sie nehmen das Getränk aber unvergoren zu sich. So hatte Dayuma, bevor sie die Außenwelt erreichte, noch nie einen Betrunkenen gesehen. Auch dass die Frauen geschlagen wurden, erlebte sie bei den Ketschuas zum ersten Mal. Die Häuser der Aucas sind länglich und haben eine ovale Form. Die Fußböden bestehen aus gestampftem Lehm, und als Betten benutzt man vom Dach herabhängende Hängematten. In jedem Haus können 20 bis 50 Mitglieder der Sippe leben. Die Frauen arbeiten in den Maniok- und Baumwollpflanzungen. Die Männer richten die Speere zu, deren scharfe Spitzen sie mit gestohlenen Macheten zuhauen. Ein jeder Mann besitzt etwa neun bis zehn Speere, die er mitnimmt, wenn er auf Jagd geht oder irgendeinen Überfall plant. Ähnlich wie wir ein bekanntes Gesicht wiedererkennen, so können die Aucas aufgrund einer Fußspur genau sagen, wer hier vorbeigegangen ist. Dayuma erzählte Don Carlos, dass ein jeder Schritt, den er im Gebiet am Curaray-Fluss getan hatte, ihren Leuten bekannt gewesen sei. Sie hatten auch viele Stunden darauf verwendet, um das Shell-Lager am Arajuno auszuspionieren. Während die Shell Company noch dort war, hatten die Aucas einmal daran gedacht, von sich aus mit dem weißen Mann Fühlung aufzunehmen. Sie hatten allen Ernstes geplant, zwei ihrer Männer in das Lager zu sen-

den. Wurden diese nicht getötet, so sollte der Rest der Gruppe folgen. In Wirklichkeit kam die Sache dann aber leider ganz anders.

Die Aucas halten sich gern zahme Tiere. Sie fangen Papageien, Affen und junge Wildschweine, die sie in kleinen, rings um das Haus angelegten Ställen halten. Wie alle anderen Völker der Welt haben auch die Aucas ihre Legenden und Märchen. Eine der Auca-Legenden fängt so an: »Eines Tages fiel Feuer vom Himmel, verbreitete sich über die ganze Welt und vernichtete alle Bäume. Die Aucas versteckten sich unter den Blättern der süßen Kartoffel, bis das Feuer vorbei war. Dann kamen sie wieder hervor und bevölkerten aufs Neue die Erde.«

Die Aucas fürchten, wie alle Dschungelvölker, die bösen Geister. Sie lieben ihre Kinder sehr und erzählen ihnen viele Geschichten. Eine davon handelt von einer Schildkröte:

»Eines Tages begegnete eine ganz kleine Schildkröte einem mächtigen Jaguar.

›Ha‹, sagte der Jaguar. ›Deine Eltern sind weit fort von hier, und niemand kann dich schützen.‹

Da zog die kleine Schildkröte verängstigt ihren Kopf ein.

›Steck den Kopf heraus‹, befahl der Jaguar.

Als die Schildkröte die gewaltige Stimme hörte, steckte sie den Kopf unter dem Panzer hervor. Sie sah das wilde Maul des Jaguars vor sich und sagte: ›Was für furchtbare Zähne du hast!‹

Der Jaguar fühlte sich geschmeichelt und riss das Maul noch weiter auf, um die ganze Pracht seiner starken Zähne zu zeigen. Die kleine Schildkröte sprang in das Maul des Jaguars und biss ihn so fest in die Kehle, dass der Jaguar sofort starb.

Dann ließ die kleine Schildkröte den Jaguar los und ging zu den in der Nähe wohnenden Aucas. Sie erzählte ihnen, dass sie einen Jaguar getötet habe und dass er draußen auf dem Pfad liege. Die Indianer sahen nach und fanden auch tatsächlich den toten Jaguar. Hoherfreut rissen sie ihm die Zähne und die Klauen aus, um daraus Schmuckstücke anzufertigen, und vergaßen ganz und gar, der kleinen Schildkröte zu danken. Da

kehrte sie in den Dschungel zurück, wo sie zu einer großen Schildkröte heranwuchs!«

Immer wieder wird Dayuma gefragt, warum die Aucas eigentlich töten, und darauf kann sie nur antworten, dass sie eben Mörder sind. »Nie dürft ihr ihnen trauen«, wiederholt sie mit Nachdruck. »Sie können eben noch so freundlich zu dir sein, schon im nächsten Augenblick fallen sie dir in den Rücken und töten dich.«

Es gibt indes andere Menschen, die dieses Urteil nicht als endgültig hinnehmen können. Das sind jene, denen es keine Ruhe lässt, dass noch Generationen von Aucas außerhalb der Grenzen des Christentums leben sollen. Einer von ihnen war Pete Fleming. Er schrieb in sein Tagebuch: »Es ist ein schwerwiegendes und ernstes Problem; da lebt ein Volk, das mit unglaublichem Hass mordet und tötet und zu dem es keinen Zugang gibt. Ich stehe ganz unter dem starken Gefühl, dass es Gottes Wille ist, hier zu handeln. Immer mehr wächst in mir die Idee, dass ich meine ganze freie Zeit darauf verwenden sollte, alles Erlernbare über die Sprache der Aucas zu lernen und ausgedehnte Erkundungsflüge über ihr Gebiet zu machen ... Ich weiß, dass dies vielleicht die wichtigste Entscheidung meines Lebens ist, aber ich gehe mit ruhigem Herzen an sie heran.«



## ***September 1955***

Der September 1955 war der Monat, in dem dann das »Unternehmen Auca« wirklich begann, in dem Gott fünf einzelne Fäden zu einem einzigen strahlenden Gewebe zusammenfügte. Fünf Männer, fünf ganz verschiedenartige Persönlichkeiten, waren aus dem Osten, von der Westküste und aus dem Mittleren Westen der Vereinigten Staaten nach Ecuador gekommen. Sie vertraten drei Glaubensgemeinschaften, und doch waren sich diese Männer und ihre Frauen einig in ihrem gemeinsamen Glauben an die Bibel als dem vollkommenen, von Gott an die Menschen gerichteten Wort.

Christus sagte: »Gehet hin!«, und ihre Antwort lautete: »Herr, sende mich.«

Die Missionare, die im Begriff waren, ihre ganzen Kräfte im »Unternehmen Auca« zu vereinen, hatten hierfür eine Reihe von Vorbereitungen getroffen.

Als das Hochwasser alle Gebäude Shandias vernichtet hatte, war der Entschluss gefasst worden, die Station wieder aufzubauen. Man wollte sie als Hauptstelle dieses Gebietes einrichten und dann eine Reihe von Außenstationen angliedern. Ihnen

kam im Osten von Ecuador eine ganz besondere Bedeutung zu, weil die Indianer hier nicht in großen Dörfern beieinanderwohnen, sondern in kleinen Gruppen über große Dschungelgebiete verstreut leben.

Man beschloss, zunächst in Puyupungu eine Außenstation zu errichten. Jim, Ed und Pete hatten diese kleine Ketschua-Siedlung bei einem Erkundungsflug besucht, den sie im August 1953 den Bobonaza flussabwärts durchgeführt hatten. Dort waren sie dem Häuptling Atanasio begegnet, der sie aufgefordert hatte, eine Schule für seine Kinder zu errichten. »Wollt ihr nicht um der Sache Gottes willen hier bleiben?«, hatte er gefragt. »Wir haben euch dringend nötig. Ich habe ... einen Augenblick, bitte ...dreizehn, vierzehn und noch eins, ja, fünfzehn Kinder. Niemand unterrichtet sie, und sie möchten so gern wissen, wie man Papier sieht. Ich habe auch noch einige Waisen Kinder in meinem Haus. Wollt ihr nicht kommen?«

Meist galt es, schwer zu kämpfen, um das Vertrauen der Menschen in einem neuen Gebiet zu gewinnen. Hier aber befand sich nicht nur eine offene Tür, sondern die drei Missionare erhielten sogar eine förmliche Einladung. Sie sahen darin die Antwort auf ihre Gebete um ein erweitertes Arbeitsgebiet. Also plante man. Die McCullys zogen nach Shandia, und Pete, der noch Jungeselle war, sollte bei ihnen bleiben, um ihnen beim Erlernen der Ketschua-Sprache und beim Herrichten ihres Heims zu helfen. Jim und ich waren der Ansicht, dass dies Gottes Zeit zu unserer Eheschließung war, sodass wir dann gemeinsam die Station in Puyupungu eröffnen konnten.

So geschah es, dass wir beide im November 1953 mit unserer auf vier Kanus verladenen irdischen Habe dort eintrafen. Nachdem man uns mit viel Freundlichkeit, Händeschütteln und Lachen begrüßt hatte, trugen die Männer die in ihren Augen unglaublichen Mengen an Ausrüstung für den weißen Mann das hohe Ufer empor, wo Atanasio, seine beiden Frauen und ein ganzer Kinderschwarm voll Spannung auf uns warteten.

Die Errichtung des Hauses und der Landebahn beanspruchte

Jims Zeit nicht so sehr, als dass wir nicht sofort regelmäßige Versammlungen einrichteten, auf denen wir den Indianern in ihrer eigenen Sprache die wunderschönste Geschichte der Welt, die Geschichte von Gottes Sohn, erzählten, der auf die Erde gekommen war und den Preis für die Sünden der Menschheit mit seinem Blut bezahlt hatte. Langsam dämmerte im Geist der Indianer die Erkenntnis von Gottes großer Liebe auf. Eines Tages hatten wir die besondere Freude zu hören, wie Atanasio zu Jim sagte: »Ich bin schon sehr alt, vielleicht zu alt, um alles richtig zu verstehen. Eure Worte aber scheinen mir wahr zu sein. Ich will in euren Worten sterben.«

Inzwischen machten die Sprachstudien der McCullys in Shandia gute Fortschritte. Pete Fleming hatte sich neben ihrem Bambushaus eine kleine Hütte erbaut. Die Mahlzeiten nahm man gemeinsam ein. Pete schrieb in sein Tagebuch: »Der Bau meines kleinen, aus zwei Räumen bestehenden Hauses bereitete mir erstaunliche Freude. Ich hatte wirklich Spaß daran und konnte die vier bis fünf Tage bis zu meinem Einzug kaum abwarten. Das Innere ist sehr gemütlich geworden, und es ist schön, dass ich jetzt einen Platz für mich allein habe, ein Bett, einen Tisch und Stuhl, wo ich mich unbeobachtet weiß. Vor allem hilft das, ein geordnetes Leben zu führen; alle Sachen haben jetzt ihren Platz, und man kann sich auch zu einem persönlichen Gebet sammeln. Ich habe wieder damit begonnen, an meinen Studien über das Neue Testament zu arbeiten, wozu ich seit dem Aufbruch aus den Vereinigten Staaten nicht mehr gekommen bin. Es erfüllt mich mit innerer Freude, dass nun wieder alles seinen ordnungsgemäßen Gang geht. Zweifellos ist dies die für mich bestimmte Art zu leben, mit regelmäßiger Schlafzeit, mit freien Abenden für das Studium und mit genügend Zeit für die morgendliche Andacht.« Als Pete sah, wie schnell sich die McCullys einlebten, begann er, eingehender über seine eigene Zukunft nachzudenken. Dabei dachte er auch an seine Braut Olive Ainslie, ein schlankes und liebes Mädchen mit dunklen Augen-

brauen, die in einem starken Kontrast zu ihrem hellen Haar und den blauen Augen standen. Auf brieflichem Weg hatten sie sich verlobt, während er im Dschungel war. Mit der für ihn bezeichnenden Aufrichtigkeit fragte sich der stille, fleißige Mann, ob es nicht bei einer späteren Ehe zu inneren Konflikten mit seiner »Berufung« zu den Aucas kommen würde.

»Gestern Abend haben Nate und ich lange über die Auca-Frage gesprochen«, schrieb er. »Seltsamerweise habe ich nicht das Gefühl, dass meine künftige Ehe mich daran hindern wird, bei den Bemühungen, mit ihnen in Verbindung zu kommen, behilflich zu sein. Ich fühle, dass Olive es lieber sehen würde, wenn ich stürbe, nachdem wir miteinander gelebt haben, als dass unsere Hochzeit – wegen der Möglichkeit, dass mir etwas zustoßen könnte – auf einen bestimmten Zeitpunkt verschoben würde. Unser Leben ist eins geworden, und ich habe nicht das Gefühl, dass Gott uns durch diese Erkenntnis trennen will.«

Im Juni 1954 kehrte Pete in die Vereinigten Staaten zurück, um Olive zu heiraten. Nach seiner Abreise lebten Jim und ich mit Ed und Marilou McCully in Shandia. Puyupungu war jetzt als eine Außenstation eingerichtet, die von hier aus regelmäßig besucht und betreut wurde. Shandia mit der Schule, der medizinischen Klinik und dem kleinen Kaufhaus blieb unsere ständige Operationsbasis.

Wir waren uns alle darüber im Klaren, dass Jim und ich allein die Verantwortung für die Station Shandia übernehmen könnten, sodass Ed und Marilou nun die Verlegung ihres Sitzes in ein anderes Arbeitsgebiet erwogen. Die McCullys kannten Arajuno, die verlassene Basis der Shell Oil Company, in unmittelbarer Nachbarschaft der Aucas. Bei Erkundungsflügen über dem Gebiet hatte Ed die Zahl der dort lebenden Ketschuas auf etwa hundert geschätzt. Warum sollte man sich nicht die ausgezeichnete Landebahn zunutze machen, die dort von der Gesellschaft errichtet worden war, und nach Arajuno ziehen, um den Indianern das Wort Gottes zu predigen? Man würde höchstens einen Tag benötigen, um das Gras der Roll-



bahn wieder in Ordnung zu bringen, während der Kiesgrund noch so gut wie neu war. Arajuno war eins der verschiedenen Projekte der Shell Company gewesen, das man auf der Suche nach Öl mit großem Kostenaufwand errichtet hatte. Eine richtige kleine Stadt hatte man aus dem Wald herausgehauen, Straßen angelegt, Backsteinhäuser mit elektrischem Strom und fließendem Wasser errichtet, ein Hotel und Tennisplätze, eine Bäckerei und sogar eine Schmalspur-Eisenbahn. 1949 hatte man die Station aufgegeben, und bei dem feuchten Klima waren die Gebäude dem schnellen Verfall preisgegeben. Trotzdem würde es möglich sein, noch manches wertvolle Material zu retten. So schien die Idee, hier eine Station zu errichten, ausgezeichnet zu sein. Ed verbrachte von nun an jedes Wochenende in Arajuno. Freitags flog er mit Nate hinüber. Er besuchte die Ketschuas in ihren Hütten, und an den Sonntagen hielt er Versammlungen ab. Die Art, in der er dort willkommen geheißen wurde, ermutigte ihn zum Bau eines einfachen Hauses. Dabei verwendete er die Fundamente eines der alten Häuser der Shell und Bretter, die er ringsum gesammelt hatte. Als Ed sich dann entschloss, endgültig in Arajuno zu bleiben, holte er Marilou und die beiden Kinder in ihr neues Heim. Marilou hatte bald alles recht nett hergerichtet. Helle Gardinen hingen vor den abgeschirmten Fenstern, ein Sofa wurde aus Backsteinen errichtet und mit einer Matratze und einem Plastiktuch überdeckt, Bilder zierten die Bambuswände, und auf den Zementplatten des Fußbodens lagen buntfarbige ecuadorianische Decken. Nate Saint blieb manche Abende dort, legte eine Alarmvorrichtung sowie eine elektrische Einfriedung an, denn die McCullys und die Missionare der anderen Stationen waren sich durchaus der Gefahren bewusst, die ihr Leben so dicht bei den Aucas mit sich brachte. Der Arajuno-Fluss bildet die Westgrenze des Auca-Gebiets, und die neue Missionsstation lag auf der Auca-Seite des Flusses. Es war die gleiche Stelle, an der die Männer der Shell Oil ermordet worden waren. Ihr unvermutetes Auftauchen aus dem Dschungel, um schnell zu töten und wieder zu verschwin-

den, machte die Aucas für alle ihre Nachbarn so besonders unheimlich.

Und die Ketschuas sorgten dafür, dass die McCullys die Möglichkeit eines Auca-Überfalls immer vor Augen hatten. Sie weigerten sich, nach vier Uhr noch auf jener Seite des Arajuno-Flusses zu bleiben. »Dies ist die Auca-Seite«, pflegten sie zu sagen. Immer wieder kamen Gerüchte auf, man habe Fußspuren der Aucas in der Nähe des Hauses entdeckt, oder in der Nähe wäre ein breiter Grasstreifen niedergedrückt, was darauf schließen ließ, dass dort Aucas gelegen und die Fremden beobachtet hatten.

Die elektrische Umzäunung war in einem Abstand von gut dreißig Metern ums Haus angelegt worden. Aus einer solchen Entfernung war ein Speerwurf nicht mehr möglich. »Auch dann, wenn wir glauben, dass sie nicht in der Nähe sind«, sagte Ed, »ist es ein beruhigendes Gefühl zu wissen, dass die Einzäunung summen wird. Wenn abends im Haus das Licht brennt, würden wir für ihre Speere ein gutes Ziel abgeben!«

So waren Ed und Marilou von Gott an den Schlüsselpunkt gestellt worden, von dem das »Unternehmen Auca« ausgehen sollte.

Inzwischen waren Pete und seine Frau Olive aus den Vereinigten Staaten nach Quito gekommen. Sie verbrachten ein Jahr in den Bergen. Während Olive sich in erster Linie mit dem Studium des Spanischen beschäftigte, übersetzte Pete Teile des Neuen Testaments in Ketschua, missionierte unter den Indianern und frischte seine eigenen Spanisch-Kenntnisse auf. Im Herbst 1955 zogen sie in den Osten von Ecuador, nach Puyupungu, wo sie ihre Arbeit unter den Ketschuas aufnahmen. Sie bewohnten das kleine, von Jim und mir erbaute Haus. Pete richtete als Erstes eine Schule ein, wobei er auf das aufbauen konnte, was sie früher schon gelernt hatten.

Olives Einführung in das Dschungelleben erfolgte angesichts des ständig tätigen Vulkans Sangay. Das großartige Schauspiel

konnte man vom Wohnraum in Puyupungu aus beobachten. »Bei Nacht«, schrieb Pete, »gleicht es einem großen Freudenfeuer, aus dem in weitem anmutigem Bogen Lichter herausgeschleudert werden, um dann, etwa tausend Meter tiefer, auf die Bergwand niederzufallen. Mit dem Fernglas konnten wir sehen, wie die einzelnen Feuerbälle zerbarsten und nach allen Seiten auseinanderspritzten. Es war ein großartiger Anblick. Wenn die Lava auf den Schnee stürzte, stiegen große Dampf- wolken auf, und das Feuerwerk war mit einem Schlag vorbei, um bald wieder aufs Neue zu beginnen.«

Beide litten sehr unter der Haltlosigkeit der Indianer, die besonders bei ihren Festen zum Ausdruck kam. Dann tranken sie bis zur Bewusstlosigkeit, schlugen ihre Frauen, und nackte Kinder mussten sich irgendwo ein Plätzchen suchen, an dem sie die Nacht über schlafen konnten. Entsetzt erlebten sie, wie eine betrunkene Mutter auf ihr zwei Wochen altes Baby fiel und es dabei erdrückte. Oft versuchten die Indianer, nach Beendigung der Festlichkeit durch den dunklen Tropenwald heimzufinden. Das endete dann meist damit, dass sie auf dem verschlammten Pfad liegen blieben und einschliefen. Wenn sie dann nach Stunden aufwachten, waren große Totengräber-Käfer bereits eifrig damit beschäftigt, sie zu vergraben.

Und doch gab es auch manche Anzeichen dafür, dass die Botschaft der Bibel auch zu diesen primitiven Dschungelbewohnern durchdrang. Darüber berichtet Pete in seinem Tagebuch: »Die Engel freuen sich über Puyupungu, und wir freuen uns mit ihnen. Wie treu und wahrhaftig ist der Herr! Heute früh hat sich eine Reihe von Indianern für Christus entschieden. Ich fühlte mich veranlasst, sehr eingehend über die Taufe zu reden, weil ich aus vielen Gesprächen mit den Indianern wusste, dass es hier manche Missverständnisse gab. Nachdem ich über die Geschichte von Philippus und dem Kämmerer aus Äthiopien gesprochen hatte, versuchte ich auf einfache und klare Weise den Unterschied zwischen Glauben und Taufe darzulegen. Nach einem anfänglichen Kampf gegen die lauten Stimmen schreien-

der Babys hörten alle aufmerksam zu, und ich spürte, wie der Geist Gottes die Herzen erfüllte. Als ich ihnen noch eingehend erklärt hatte, welche Verpflichtungen eine Entscheidung für Gott mit sich bringt, forderte ich die Zuhörer zum Erheben der Hände auf. Zögernd traten Tito, Benito, Pascual und andere hervor. Eine weitere Anzahl hob die Hände, doch als Alejo aufstand und sagte, dass die Taufe ein Aufgeben des Trinkens und des unmoralischen Lebens fordere, wurden sie wieder unschlüssig. Nach dem Schlussgebet begleiteten mich zwölf der Zuhörer in den rückwärtigen Raum der Schule, wo ich mich noch einmal eingehend mit ihnen unterhielt. Wir ermutigten und ermahnten sie und vereinbarten ein weiteres Zusammensein am Freitagnachmittag. Einige andere Indianer sind schon fest entschlossen. Welche Freude!

Wie gut ist Gott zu mir 26-Jährigem gewesen! Wie ausgefüllt und gesegnet sind seine Wege! Ständig werde ich Gott dafür danken, dass er mich hierhergebracht hat, dass er mich, allen Widerständen zum Trotz, hinausgetrieben hat.«

Im September 1955 veranlasste »Gottes Antrieb« fünf Pionierfamilien, auf Monate und Jahre hinaus ihre Pläne zu gemeinsamer Arbeit festzulegen. Sie waren hinausgegangen, um Gottes Wort zu den Aucas zu bringen. Die McCullys auf der Station Arajuno bildeten die Vorhut. Jim und ich waren in Shandia, die Flemings dagegen in Puyupungu. Roger Youderian und seine Familie waren von ihrer Außenstation in Wambimi zurückgekehrt; sie halfen jetzt wieder den Drowns in Macuma. Nate Saint mit seinem kleinen gelben Flugzeug und Marj am Funkgerät blieben in Shell Mera, dem ständigen Mittelpunkt des von den Dschungel-Stationen gebildeten Kreises.

## ***Das Unternehmen Auca beginnt***

Am Abend des 2. Oktober 1955 führte Nate Saint einen gelben Bogen in seine alte Schreibmaschine ein und schrieb:

»Dies hier ist der Versuch, die Entwicklung festzuhalten, die zu dem kürzlich gefassten Entschluss geführt hat, mit dem Stamm der Aucas Fühlung aufzunehmen. Natürlich geben diese Aufzeichnungen nur unsere persönlichen Gesichtspunkte über die Lage wieder; sie lassen frühere, von anderen Missionaren unternommene Bestrebungen unberücksichtigt.

Gestern Abend lagen Ed McCully, Jim Elliot, Johnny Keenan und ich auf Ellenbogen und Knien am Boden unseres Wohnraums in Shell Mera und studierten eifrig die dort ausgebreitete Karte der östlichen Dschungel von Ecuador. Wir waren uns darüber klar geworden, dass nun die Zeit für den Versuch reif sei, die Verbindung mit dem wilden Auca-Stamm aufzunehmen, dessen Gebiet östlich von Eds Missionsstation in Arajuno liegt.

Später saßen wir bei einer mitternächtlichen Tasse Kakao in der Küche beisammen. Wir beschlossen, unsere Pläne so geheim wie nur irgend möglich durchzuführen, um auf jeden Fall zu

vermeiden, dass gleichzeitig weitere Unternehmen gestartet wurden, die anderen als Missionszwecken dienten. Dabei würde man sich vermutlich schwer bewaffneter Expeditionen bedienen, die in das Innere des Gebiets vorstoßen sollten. Wir befürchteten aber, dass ein solches Vorgehen eine weitere Missionsarbeit unter diesem auf der Steinzeitkultur stehenden gebliebenen Volk auf Jahrzehnte hinaus unmöglich machen würde. Als ich heute Nachmittag hierüber nachdachte, erschien es mir irgendwie beschämend, dass diese Geheimhaltung unseren Freunden in der Heimat, die uns durch ihre Gebete unterstützen, direkte Berichte über unser neues Missionsfeld vorenthalten muss. Deshalb habe ich es auf mich genommen, in meinem Tagebuch den Status quo festzuhalten. Ich hoffe, ihn schon bald durch weitere Berichte ergänzen zu können.

Es wurden bereits einzelne Versuche gemacht, den Zustand, in dem diese ›Mörder im Tropenwald‹ leben, zu ändern und zu bessern. Überfälle der Aucas und Gegenangriffe vonseiten der Weißen haben aber nur dazu geführt, die Kopffzahl des Stammes zu lichten und seine Wut und seinen Hass gegen uns zu steigern. Die Furcht vor den Feuerwaffen ändert dabei nichts an den Rachegefühlen der Aucas, die sie mit aus dem Hinterhalt geworfenen Speeren aus Hartholz zu befriedigen suchen.

Über das Schicksal der Expedition des schwedischen Forschers Rolf Blomberg, der unter der Führung eines Missionars 1947 versuchte, das Gebiet zu erforschen, ist ausführlich geschrieben worden. Die Gruppe näherte sich der Auca-Siedlung auf Flößen aus Balsaholz. An einer Stelle, wo die Strömung die Flöße dicht an das Flussufer trieb, geriet sie in einen Hinterhalt. Ein indianischer Träger der Gruppe eröffnete sofort das Feuer, und dann versuchte man, sich, unter Wasser schwimmend, in Sicherheit zu bringen. Alle bisherigen Erfahrungen raten davon ab, unser Unternehmen mit einem anderen zu verbinden, in dem keine Liebe zu diesen Menschen herrscht und in dem man rücksichtslos gegen sie vorgehen würde.«

Als Ed McCully mit seiner Familie nach Arajuno zog, bat er Nate, zusammen mit ihm einen Erkundungsflug über das Auca-Gebiet zu machen. Gemeinsam suchten sie das Tal des Nushino-Flusses stromauf- und stromabwärts ab, denn es war bekannt, dass die Aucas hier ansässig gewesen waren. Aber sie fanden nichts weiter als das, was Pete und Jim vor zwei Jahren dort schon festgestellt hatten: Nur ein weiter Ozean dunkelgrüner Baumgipfel dehnte sich bis an den schmutzigen Horizont.

Der Eindruck eines Ozeans wird durch die unregelmäßigen, wogenartigen Hügel noch verstärkt, von denen das Land durchzogen ist. Nur die milchkafee-farbenen Flüsse, die sich zwischen den Bäumen dahinwinden, erinnern daran, dass sich dort unten festes Land und nicht das Meer befindet.

Man muss schon ein sehr geschultes Auge haben, wenn man in dieser Wildnis menschliche Siedlungen ausfindig machen will: vielleicht eine zerrissene Rauchsäule, die sich über das Grün erhebt, oder das winzige Fleckchen, das einen indianischen Acker anzeigt. Nates Tagebuch fährt fort: »Als ich am Morgen des 19. September mit dem wöchentlichen Vorrat an Frischgemüse nach Arajuno flog, war die Luft ungewöhnlich klar. Die Sicht betrug etwa hundert Kilometer, und die vielen kleinen Flusstäler, die sonst im leichten Dunst mit dem Blattwerk verschwimmen, waren bereits aus der Ferne klar zu erkennen.

Als ich aus der Maschine kletterte, begrüßte ich Ed und fragte ihn, wie er über einen kleinen Blick zu seinen ›Nachbarn‹ denke. Er war sofort dabei, und so machten wir uns daran, aus Marilous Speisekammer eine ›eiserne Ration‹ zu plündern. Eine halbe Stunde später starteten wir.

Wir folgten dem Nushino-Fluss nach Osten, flogen aber diesmal auf der Nordseite. Dort konnten wir einen etwa neun Kilometer langen Rauchschwaden ausmachen. Über einem Punkt, etwa 75 Kilometer ostwärts von Eds Heim, gingen wir auf Kurs Nord in Richtung auf Coca am Rio Napo. Nach etwa fünf Minuten entdeckten wir einige Stellen, die den Eindruck machten, als sei dort vor Jahren Maniok gepflanzt worden. Aus der Vogel-

schau kann aber selbst das geübteste Auge so etwas nicht mit Sicherheit feststellen. Wir kreisten und gingen dann wieder auf Kurs Nord, bis wir in der Nähe des Napo-Flusses waren, wo wir jedoch nichts weiter ausfindig machen konnten. Nun drehten wir zum unvermeidlichen Heimflug ab. Wir hatten nicht genügend Treibstoff an Bord, um noch weiter vorzudringen, und das Gebiet, das wir uns für heute vorgenommen hatten, war nun abgeflogen. Trotzdem fiel es uns schwer zurückzukehren, zumal man hier nur selten so ideales Wetter antrifft. Da entdeckte ich in etwa acht Kilometer Entfernung einen eigenartigen Fleck. Ed konnte nichts sehen, doch wir beschlossen, einige Minuten in jener Richtung zu fliegen.

Der Fleck glich jetzt einer Pockennarbe und entpuppte sich dann als eine ziemlich große Lichtung mit ordentlich gehaltenen Maniokfeldern. Das war es, was wir suchten! Wir hatten nur langsam über dem Dschungel gekreuzt und unser Treibstoffverbrauch war gering gewesen, sodass wir noch etwa fünfzehn Minuten in der Luft hängen konnten, ohne den Reservetank einschalten zu müssen. Wir stellten etwa fünfzehn Lichtungen und einige Häuser fest. Diese Entdeckung hatten wir uns immer erhofft.

Wir verzichteten darauf, mit der Maschine tiefer zu gehen. In erster Linie wohl im Hinblick auf unseren Treibstoffvorrat, dann aber auch, um die Menschen dort unten nicht gleich bei unserem ersten Besuch zu erschrecken. Wir würden wiederkommen, und inzwischen konnten wir uns überlegen, wie wir uns den Leuten hier am besten näherten.

Auf dem Rückflug äußerte Ed die Vermutung, dass es auch Siedlungen in der Nähe seines Heims geben müsste; denn von hier bis nach Arajuno sei es doch ein recht weiter Anmarsch für die Aucas. Ich war anderer Ansicht, denn ich hielt es für ganz logisch, dass sie seit dem Angriff auf ihre alte Siedlung am Nushino ein gutes Stück weiter in die Wildnis gezogen waren. Wir beschlossen, die ganze Angelegenheit noch einmal zu überdenken. Weiter beschlossen wir, die Nachricht von unserer Ent-



deckung auf den engsten Familienkreis zu beschränken und sie erst dann zu verbreiten, wenn wir den richtigen Zeitpunkt für gekommen hielten.

Marj sowie Ruth und Johnny Keenan fanden den Bericht von der ersten Auca-Lichtung, die uns je zu Gesicht gekommen war, sehr erregend.

Einige Wochen später – am 29. September – musste ich Jim Elliot und Pete Fleming nach Villano hinüberbringen, wo sie einige Zeit unter einer Ketschua-Gruppe missionieren wollten, die noch nie von Christus gehört hatte. Unsere Route führte über Arajuno. Daher beschlossen wir, bei dieser Gelegenheit auch das Auca-Gebiet zu überfliegen. Da der Transport der beiden Missionare und ihrer Ausrüstung und der indianischen Führer zwei Flüge erforderte und ich somit das fragliche Gebiet viermal überfliegen würde, wollten wir die Augen gut offen halten und jedes Mal einen etwas anderen Kurs nehmen.

Auf dem ersten Flug nahm ich Jim und die gesamte Ausrüstung mit. Nirgends ein Lebenszeichen. Auch der Rückflug war ergebnislos. Dann startete ich mit Pete und den beiden Führern. Wir hatten beschlossen, diesmal weiter nach Osten abzubiegen. Wir flogen langsam und hielten uns an die Dschungeltäler, die einen freundlichen Eindruck machten.

Etwa fünfzehn Minuten hinter Arajuno entdeckten wir einige Lichtungen. Pete und ich konnten unsere Erregung nicht verbergen. Unsere indianischen Führer hatten die Lichtungen ebenfalls bemerkt. Sie wussten gleich Bescheid und sagten: Aucas. Die Indianer saßen zum ersten Mal in einem Flugzeug, aber sie wussten sofort, wo sie sich befanden, und kannten auch die Namen der Flüsse. Wir flogen einen kleinen Fluss entlang und sahen ein halbes Dutzend größerer Häuser, die von kleineren Bauten umgeben waren. Hier also war es! Man sah alles so klar und deutlich ... und dies nur 15 Flugminuten von Eds Heim bei Arajuno entfernt!

Während wir Villano anflogen, sprachen wir darüber, wie wir die beiden Indianer zum Schweigen bewegen könnten.

Ich setzte an dem nach Villano zu gelegenen Ende des Landestreifens mit ziemlich hoher Geschwindigkeit auf, sodass ich eine sehr lange Strecke ausrollen musste und weit von der wartenden Menge abkam. So gewann Pete Zeit, den Führern absolutes Stillschweigen über das Gesehene ans Herz zu legen. Sie versprachen, das Geheimnis – das wohl genau so ein Geheimnis bleiben würde, wie ein großer Spielzeug-Elefant unter dem Weihnachtsbaum – zu wahren.

Jeder, der mit unseren Plänen vertraut war, wurde durch diese weitere Entdeckung stark beeindruckt. Für manche von uns waren nicht die gewonnenen Informationen das Wichtigste, sondern die Tatsache, dass wir nach so vielem vergeblichem Suchen zunächst eine entfernt gelegene Gruppe der Aucas gefunden hatten und dabei wochenlang über die näher gelegene hinweggeflogen waren. Einige Tage später wollte Johnny Keenan mit Jim, Pete und deren Führern von Villano zurück nach Arajuno fliegen. Er hatte schlechtes Wetter und musste schließlich in Shell Mera landen. Das war die Nacht, in der vier Männer um die auf dem Fußboden des Wohnzimmers ausgebreitete Karte hockten und der Überzeugung waren, dass nun der Herr unsere weiteren Schritte in seine Hände genommen hatte.

Wir besprachen bis in die frühen Morgenstunden, was nun weiter geschehen sollte. Wie würden wohl die Aucas auf die einzelnen Arten der Annäherung reagieren?«

Ein wichtiges Problem, mit dem sich die Missionare noch in jener Nacht befassten, war das der Sprache. Wollte man die Aucas davon überzeugen, dass sie freundlich gesinnte Weiße vor sich hatten, dann musste man sie in ihrer eigenen Sprache anreden. Dieser Punkt würde von ausschlaggebender Bedeutung sein. Jim fand die Lösung. Er entsann sich seiner Begegnung mit Dayuma. Die Hazienda, auf der sie arbeitete, lag nur vier Stunden von Shandia entfernt.

Einige Tage später machte er sich auf den Weg. Dayuma war sofort bereit zu helfen, obgleich er ihr nicht erklärte, aus welchem Grund er wichtige, allgemeine Redensarten der Aucas

erlernen wollte. Dayuma – an die seltsame Wissbegier der Fremdlinge gewohnt – glaubte wohl, dass Jim nur so nebenbei am Erlernen der Auca-Sprache interessiert sei.

»*Biti miti punimupa*« bedeutet: »Ich habe dich gern und möchte dein Freund sein.«

Jim trug es sorgfältig in sein Notizbuch ein.

Dann folgte: »*Biti winki pungi amupa*« – »Ich möchte dich kennenlernen«, oder wörtlicher: »Lass uns zusammenkommen.«

Jim fragte auf Ketschua: »Wie heißt du?«

»*Awum irimi*«, antwortete Dayuma auf Auca.

So stellte Jim eine ganze Liste von Vokabeln zusammen und konnte eines der größten Hindernisse aus dem Weg räumen.

Das Anbieten von Geschenken war offensichtlich genauso wichtig. Vielleicht konnte ein sorgfältig vorbereiteter, regelmäßiger Geschenk-Abwurf den Indianern zeigen, dass die Absichten dieser weißen Männer friedlicher Art waren, und die ständige Wiederholung sollte das dann zur Gewissheit machen.



## ***Botschaften des guten Willens***

Der Plan stand fest: Sie würden mit dem Abwerfen von Geschenken über dem Gebiet der Aucas so bald wie möglich beginnen und sich dabei der von Nate Saint erstmalig bei den Achuaras angewandten »Spiral-Technik« bedienen. Schon damals war ihr unbedingtes Funktionieren von Wichtigkeit gewesen. Hier erhielt sie einen weiteren Wert, da man so den Aucas zeigen konnte, dass es in der Macht ihrer Besucher lag, den Augenblick der Überreichung der Geschenke zu bestimmen. Von gefangenen Aucas wusste man nämlich, dass die Indianer glaubten, sie fielen deshalb aus dem »Leib« des Flugzeuges heraus, weil er von ihren Speeren verwundet oder erschreckt werde. Nate fährt dann in seinem Bericht über den Beginn des »Unternehmen Auca« fort:

»In dieser Nacht wurde entschieden, dass wir unsere ›Besuche‹ aus der Luft fortsetzen müssten. Jede Woche sollte etwas anderes abgeworfen werden, um die Neugier der Aucas zu wecken. Wir meinten, dass ihre feindliche Einstellung so aufhören würde. Am folgenden Tag wurden Jim und Ed von Johnny nach Arajuno zurückgefliegen. In Shell Mera begann ich mit

Versuchen, einen einfachen und zuverlässigen Mechanismus zu bauen, um unsere Geschenke in dem Augenblick freizugeben, in dem sie den Boden berührten. Meistens flogen Johnny und ich gemeinsam, während Marj und Ruth die Versuchsgewichte einhakten und ihre Auslösung überwachten. Wir markierten ein Ziel auf der Startbahn und versuchten, es anzuvisieren.

Schließlich konnten wir mit der ›Generalprobe‹ beginnen. Schon der erste Versuch glückte. Nur als wir über den Landestreifen flogen, um die Leine abzuwerfen, verfang sie sich in der Klammer. Wir mussten ein Messer an einen Stock binden und sie abschneiden. Dabei entstand die Gefahr, dass sie zu früh frei wurde und sich in den Bäumen verfang, die rund um das Rollfeld standen. Prompt geschah es auch. Nach unserer Landung war es bereits zu dunkel, sie zu suchen.

Am nächsten Morgen band ich ein Gewicht an eine Angelschnur, die ich dann quer über die in den Bäumen hängende Leine warf. Nach vielem Zerrn und Rucken bekam ich sie schließlich frei, und um neun Uhr war ich startbereit.

6. Oktober 1955. Unser erstes Geschenk war ein kleiner Aluminiumkessel mit Deckel. In das Innere legten wir etwa 20 bunte Knöpfe; sie waren natürlich keineswegs für die nicht vorhandene Kleidung der Aucas bestimmt, sondern als Schmuck. Ferner legten wir ein Säckchen mit einigen Pfund Steinsalz ein. Wir wussten, dass die Aucas kein Salz kennen, doch hofften wir, dass sie bald herausfinden würden, wofür man es verwendet und wie gut es schmeckt. Dann befestigten wir an dem Ganzen wohl fünfzehn bunte Bänder von etwa je einem Meter Länge.

In Arajuno war schon alles auf dem Posten und voll freudiger Spannung. Ich hatte starke Befürchtungen, dass mir ein Fehler unterlaufen könnte, der schon unseren ersten Versuch zum Scheitern bringen würde.

Wir nahmen unsere Notausrüstung an Bord, montierten das Sondergepäck, machten noch einen letzten Abwurfversuch und gingen auf ostwärtigen Kurs. Fast konnten wir es nicht glauben, dass uns beiden das Vorrecht zuteilwurde, die ersten Schritte

zur Gewinnung der Aucas zu tun. Ein Flug von fünfzehn Minuten Dauer brachte uns über die ersten Lichtungen. Ed sollte heute endlich seine ›Nachbarn‹ zu Gesicht bekommen, und das war ein ungemein spannender Augenblick für ihn.

Wir hatten beschlossen, die Siedlung vom stromabwärts gelegenen Ende her anzufliegen, damit wir uns im Falle einer Notlandung stromabwärts aus dem Gebiet entfernen konnten. Nachdem wir weitere fünfzehn Minuten lang Umschau gehalten hatten, befanden wir uns über dem Auca-Haus, das wir suchten.

Wir flogen in etwa neunhundert Meter Höhe über dem Boden und konnten nichts Lebendes entdecken. Und doch deutete alles darauf hin, dass das Haus bewohnt war. Der große Bau hatte ein Blätterdach mit abgerundeten Ecken im Stil der Jivaros. Um ihn herum standen mehrere ziemlich viereckig gebaute kleinere Häuser mit viereckig gehaltenen Blattdächern. Gut ausgetretene Pfade führten von den kleineren Häusern zu dem großen Bau in der Mitte. Das Haupthaus lag etwa 35 Meter vom Flussufer entfernt, und davor war eine Sandbank, die vielleicht 70 Meter lang und an ihrer breiteren Stelle etwas über 20 Meter sein mochte. Der zu ihr führende Pfad sagte uns, dass die Indianer oft auf ihr waren. Dies war also unser Ziel!

Wir drosselten die Geschwindigkeit auf 80 Stundenkilometer, hielten unsere Geschenke außenbords – die Tür hatten wir in Arajuno gelassen – und hakten die automatische Auslöse-Vorrichtung ein. Langsam ließen wir das Geschenkpaket hinab, bis es frei vom Flugzeug hing. Dann erhöhten wir die Geschwindigkeit auf hundert Kilometer und begannen in qualvoller Arbeit die Leine auszurollen.

Qualvoll sage ich, weil die ganze Arbeit umsonst gewesen wäre, wenn sich die Leine auch nur ein wenig verwickelte. Dann hätte das ganze Manöver wiederholt werden müssen. Diesmal ging aber alles glatt, und wir begannen zu kreisen.

Da unser Höhenmesser nur die Höhe über dem Meeresspiegel anzeigt, war es uns nicht möglich, unseren augenblicklichen

Bodenabstand genau zu bestimmen. Unten war immer noch kein Lebenszeichen zu erkennen. Wir kreisten weiter, bis das Geschenk träge unter uns schwebte und nur die bunten Bänder lustig flatterten. Wenn uns wirklich niemand beobachtete, war es besonders wichtig, dass wir den Topf an einer gut sichtbaren Stelle niederlegten. Einstweilen befand er sich noch einige Hundert Meter über dem Boden; kreisend zog ich die Maschine herunter, wobei wir eine beträchtliche Abdrift durch den aus Norden wehenden Wind feststellten. Das zwang uns bei jeder Runde zu einer entsprechenden Korrektur.

Nun schien uns das Paket ziemlich dicht über den Bäumen zu hängen. Jetzt war der Augenblick für den Versuch gekommen. Der Wind erschwerte das Manöver, zumal die Hügel beiderseits des Stroms mit hohen Bäumen bestanden waren. Mehrmals konnten wir unsere Last gerade noch im letzten Augenblick über die am Rand der Sandbank stehenden Bäume hochziehen. Einmal glaubte ich zu sehen, wie eines der Bänder einen Baum streifte und dort für einen Augenblick festhing. Jedenfalls gelangten wir bei diesem Anflug in die richtige Abwurfhöhe. Wir unternahmen etwa sechs Versuche, wobei wir unser Geschenk gegen den Wind immer weiter voranschoben, bis es über dem Sandstreifen stand. Dann flogen wir unsere Spirale steiler und hielten den Atem an, während sich das Geschenk dem Boden näherte. Es wäre nicht gerade gut, wenn es in das Wasser fiel, dem es sich mehr und immer mehr näherte. Plumps! Einen knappen Meter vom Fluss entfernt ging es nieder, unmittelbar neben dem Pfad, der zum Haus führte. Die Aucas würden es kaum übersehen, zumal sie wohl an dieser Stelle ihr Wasser holten.

Während wir – immer noch kreisend – langsam höher gingen, tauchten in mir Zweifel auf, ob das Geschenk nun wirklich unten lag oder immer noch an der Leine hing. Mein nächster Blick zeigte mir, dass die Leine frei war. Dort unten auf dem Sandstreifen lag der Sendbote an ein Volk, das wohl 400 Meter unter uns und 80 Kilometer von unserer letzten Außenstation



entfernt lebte, in seinem Wesen aber durch Kontinente von uns getrennt war.

Was wissen die Leute eigentlich? Welches Bild machen sie sich von dem wenigen, das sie von der Außenwelt gesehen haben? Uns war nur bekannt, dass sie Landung und Start der Flugzeuge der Shell Oil Company bei Arajuno stets überwacht und diese unheimlichen Boten aus einer anderen Welt beobachtet hatten.

Der Rückflug nach Arajuno war kurz und wurde in froher Stimmung zurückgelegt. Als wir wieder daheim waren, fragte jeder als Erstes, ob wir Aucas angetroffen hätten. Als wir gestehen mussten, keine Menschenseele zu Gesicht bekommen zu haben, war man etwas skeptisch, ob überhaupt jemand unser Geschenk entdecken würde. Immerhin – der erste Schritt war getan!

Freitag, den 14. Oktober 1955. Ich kam nicht dazu, meine Aufzeichnungen auf dem Laufenden zu halten. Bevor die aufregenden Ereignisse der Zwischenzeit in mir abklingen, möchte ich die heutigen Ereignisse berichten.

Das Wetter war günstig, und wir starteten bereits gegen acht Uhr. Unterwegs stellten wir fest, dass hier und da noch die Frühnebel in den Flusstälern lagen. Wir hatten es daher nicht besonders eilig. Nach der Landung in Arajuno bereiteten wir unseren ›Abwurf‹ vor. Diesmal sollte es eine neue Machete sein. Wie oft schon hatten die Aucas auf den Feldern arbeitende Indianer überfallen und getötet, um ihre Macheten und Äxte zu bekommen! Es lässt sich gut denken, was solche Dinge für ein Volk bedeuteten, das noch auf der Stufe der Steinzeit stand.

Wir umwickelten die Klinge mit Leinwand, damit sich niemand verletzen konnte, und banden dann wieder eine Anzahl bunter Bänder daran. Wir brachten die automatische Auslösung, die sich bei Bodenberührung betätigte, an und kletterten in das Flugzeug. Nach kurzem Gebet um den Erfolg starteten wir. Als Erstes machten wir noch einen Probeabwurf. Das Wegfieren der

Leine ist für mich stets eine etwas aufregende Sache. Jetzt dros-selte ich die Geschwindigkeit und ließ vorsichtig unseren zwei-ten ›Botschafter des guten Willens‹ an der Seite herab. Als die Leine vollkommen ausgekurbelt war, befanden wir uns schon fast am Ziel. Diesmal verwendeten wir etwas weniger Leine.

Heute wollten wir die Sandbank einer näheren Untersuchung unterziehen. Trotz einiger tief hängender Wolken fanden wir schon bald das Haus und den Sandstreifen. Das Geschenk war fort. Ein Blick durch das Fernglas beseitigte jeden Zweifel über diesen Punkt. Entweder hatten es die Aucas ›angenommen‹, oder das Hochwasser hatte es weggeschwemmt. Obgleich wir niemanden sahen, waren offenbar ziemlich viele Menschen in der Nähe.

Das Flugzeug sollte diesmal das weiter stromaufwärts ge-lege-ne Nachbarhaus anfliegen und dort das Geschenk abwerfen. Wir befürchteten nämlich, dass die Aucas – wenn wir immer das gleiche Haus wählten – eifersüchtig werden und den Verdacht schöpfen könnten, dass seine Bewohner mit uns im Bund und somit in gewissem Sinn Verräter an ihrer Sache seien. Als wir unser Ziel erreichten, lag es gerade unter einer tief hängenden Wolke. Wir flogen daher die nächste Auca-Siedlung an.

Hier entdeckten wir einige Kanus, die man an Land gezogen hatte. Das war für uns insofern besonders interessant, als die Aucas nach unseren Informationen keine Boote haben sollten. Jetzt sahen wir sie vor uns.

Als wir in einer Höhe von etwa 700 Metern zu kreisen began-nen, stellte sich heraus, dass wir immer wieder für eine kurze Zeit durch eine Wolkenbank mussten. Alle sonstigen Bedingun-gen aber schienen so günstig zu sein, dass wir uns entschlos-sen, den Abwurf durchzuführen. Die Machete schwebte ganz manierlich in der Luft. Ed konnte sich nicht vom Fernglas tren-nen. Plötzlich stieß er einen lauten Ruf aus und lehnte sich weit aus der offenen Tür heraus, um besser sehen zu können. Wir bekamen unseren ersten Auca zu Gesicht! Er lief offen und frei umher und schien keine Angst zu haben.

Sehr bald schon standen drei von ihnen vor dem großen Haus mit dem Blätterdach. Jetzt war uns klar, dass sie das Geschenk der vorigen Woche erhalten haben mussten und dass unsere Idee schnellen Anklang gefunden hatte. Wenn ihnen die Sache auch nur halb so viel Freude machte wie uns, dann war ihre Erregung durchaus verständlich.

Nach vier Kreisflügen – alle für den Wind erforderlichen Flugkorrekturen waren durchgeführt – ließen wir die Machete herunter. Wir brauchten uns keine Sorge zu machen, dass sie diese vielleicht nicht bekommen könnten, denn sie ließen das in der Luft baumelnde Paket keinen Augenblick aus den Augen. Beim weiteren Herablassen hatte es fast den Anschein, als würde es das Haus berühren, aber dann wurde es nach dem Fluss zu getrieben.

Platsch! – Unmittelbar darauf spritzte das Wasser zum zweiten Mal hoch. Ein Auca tauchte nach dem Schatz. Wenige Minuten später waren ein gutes halbes Dutzend Männer am Ufer zu sehen, die das Geschenk untersuchten. Wir beobachteten es mit dankerfülltem Herzen, denn wir hatten damit gerechnet, dass es vielleicht Monate dauern würde, ehe wir ein Lebewesen zu sehen bekamen. Was mochten die da unten jetzt beratschlagen?

Eins schien festzustehen: Sie hatten unser erstes Geschenk erhalten und bei dieser Art der Annäherung keine Angst vor uns.

Nach der Rückkehr erfuhr Ed in Arajuno eine weitere interessante Neuigkeit. Seine Leute meldeten die Spuren von Aucas, die sich offensichtlich in der Nähe im Busch versteckt hatten, um die Vorgänge in Eds Haus genau zu beobachten. Obgleich sich das nicht genau nachprüfen ließ, sprach doch viel für die Richtigkeit dieser Vermutung. Joaquina, eine von den Aucas gefangene und ihnen später wieder entwischte Ketschua-Frau, hatte Dr. Tidmarsh einmal erzählt, dass die Aucas von einem bestimmten Platz aus damals alles beobachtet hätten, was in Arajuno vor sich ging.

Sie verfügten offenbar über ein gut eingearbeitetes Kundschaffersystem, das vielleicht gerade jetzt auf das Haus der McCullys angesetzt war.

Die Missionare beschlossen, ein Holzmodell des gelben Flugzeuges anzufertigen, an dem sie bunte Bänder befestigen wollten, um es dann vor Eds Haus aufzuhängen.

So sollte er mit unseren Auca-Besuchen in Verbindung gebracht werden.«

Acht Tage nach seinem letzten Bericht spannte Nate Saint einen Bogen in seine Maschine, der die Überschrift trug: Bericht über den dritten Besuch bei den ›Nachbarn‹.

»Wir bezeichnen die Aucas als ›Nachbarn‹ und ihr Gebiet als ›Nachbarschaft‹, um ihren wirklichen Namen im Missionsfunk oder vor anderen, die nichts mit der Angelegenheit zu tun haben, nicht benutzen zu müssen.

Am Donnerstag konnten wir ihnen den geplanten ›Besuch‹ nicht abstaten, weil wir von der in unserer Nähe gelegenen Garnison gebeten wurden, einen Flug in das Landesinnere am Curaray-Fluss entlang zu unternehmen, wo wir nach der Leiche eines ertrunkenen Soldaten suchen sollten. Von dem Vermissten sahen wir nichts, wohl aber ein gutes Stück von Ecuador, das noch unbesiedelt ist. Erst jenseits des abgesuchten Gebiets, in Richtung auf den Napo-Fluss, tauchten wieder die ersten Spuren der Zivilisation auf. Wir flogen bald eine Stunde alle Windungen des Curaray ab, ohne irgendeine Spur menschlichen Lebens zu entdecken. Nur etwas Wild bekamen wir zu sehen: einige Tapire, ein paar Riesenschildkröten und große Mengen von Paradiesvögeln, die in ihrer Pracht über die Wälder strichen.

Am folgenden Tag starteten Ed und ich gegen elf Uhr von Arajuno. Inzwischen hielt Marilou die Indianer in der Schule fest, damit sie uns nicht mit allzu vielen unangenehmen Fragen belästigten.

Diesmal ging es den Curaray abwärts, wobei wir nach Plätzen Umschau hielten, die sich vielleicht als Landstreifen eig-

nen könnten. Wir befanden uns etwa 80 bis 90 Kilometer oberhalb der Stelle, wo das Gebiet anfang, das wir gestern nach dem vermissten Soldaten durchsuchten. Wir entdeckten wohl einige Landemöglichkeiten, fanden aber keine Stelle, die man für ein Rollfeld als ideal hätte bezeichnen können.

Am Horizont, entlang den Hügelrücken, machten wir so etwas wie eine Rauchsäule aus. Da es ungefähr die Stelle sein konnte, wo wir die Aucas wussten, beschlossen wir, einmal nachzusehen. Wenn die Burschen dort ein Feuer unterhielten, würden wir sie bestimmt mit unserem Geschenkbeutel erreichen. Der Rauch entpuppte sich allerdings als der Rest einer tief hängenden Wolke, aber wir befanden uns jetzt tatsächlich über unserer ›Nachbarschaft‹. Da wir geringe Höhe hatten, benutzten wir die günstige Gelegenheit, um jedes der vier größten Häuser zu umkreisen und einige Luftaufnahmen zu machen. Überall sahen wir Indianer. Einige liefen von den Maniokfeldern auf die Häuser zu, andere kamen den Fluss entlang. Furcht schienen sie jedenfalls nicht zu haben. Wir riefen Sätze in der Auca-Sprache hinunter, bis wir heiser waren.

Dann kreisten wir über dem Haus, bei dem man uns in der vorigen Woche so ungezwungen empfangen hatte, und flogen kurz den Nachbarbau an. Die Indianer nahmen wohl an, dass wir diesmal dort unsere Vorstellung geben würden, denn sie machten sich stromabwärts auf den Weg. So trafen wir, als wir dann den Abwurf vorbereiteten – wir wollten unsere ›Freunde‹ für ihr Vertrauen belohnen – die Stelle verlassen an. Nur zwei Frauengestalten waren zu sehen. Sehr bald aber eilten die Männer zurück. Dort unten schien große Aufregung zu herrschen.

Für diesmal hatten wir als Geschenk wieder einen Aluminiumtopf dabei, der mit Schmuck, Glasperlen und bunten Bändern ausgerüstet war. Außerdem banden wir einen leeren indianischen Korb von etwa 25 Zentimetern Durchmesser an. Wir hofften dabei im Stillen, dass sie etwas hineinlegen und ihn an uns zurückschicken möchten. Als wir das Ganze frei vom Flugzeug hatten, versagte aus irgendeinem Grund die auto-

matische Auslösung, und wir verloren den Kessel über dem Dschungel, etwa 300 Meter von einem kleinen Maniokfeld entfernt. Vermutlich würden sie ihn finden, aber so ganz sicher war das nicht, weil sich alles auf der großen Lichtung befand, um dort den Beginn der Vorstellung abzuwarten. Wir waren schon von dem ständigen Fotografieren und von dem vielen Schreien ein wenig ermüdet, doch hatten wir das Empfinden, dass wir nicht wegfliegen durften, ohne ihnen etwas gegeben zu haben. Kurz entschlossen banden wir eine neue Machete, die wir für den Notfall an Bord hatten, an den kleinen Korb und ließen das Ganze ohne den Freigabe-Mechanismus hinunter.

Der Anflug wurde durch einen böigen Wind sehr erschwert. Wir wurden ständig hin- und hergeworfen und hatten eine ziemliche Abdrift nach Südwesten, sodass auch die Machete beträchtlich weggetrieben wurde. Manchmal, wenn der Korb in ihrer Nähe hing, stürzten die Aucas Hals über Kopf in seine Richtung.

Sie halten es anscheinend für einen großartigen Sport. Wir wissen nicht, ob unsere Geschenke nach einem bestimmten System verteilt werden. Allem Anschein nach bereiten ihnen unsere ›Besuche‹ sehr viel Spaß.

Nach einigen nicht ganz geglückten Versuchen setzten wir den Korb etwa drei Meter vor der Vordertür ihres Hauses auf den Boden. Sie machten sich sofort darüber her und schleppten ihn ans Flussufer. Hier brachte der starke Wind das Ganze in Unordnung. Um nämlich die Luftströmung abzugleichen, musste ich bei jeder Runde vollkommen aus der Kurve rollen, und dann kam jedes Mal ein besonders starker Zug auf die Leine. Die Indianer hielten die Leine einige Minuten lang in den Händen. Wir konnten nicht sehen, ob sie etwas hineintaten oder nicht. Jetzt lief einer der Burschen quer in den Fluss hinein. Dort machte er sich an irgendetwas zu schaffen – vermutlich hakte er die Leine aus. Ich fühlte jedenfalls, wie der Zug auf die Leine nachließ – wir waren frei. Vor Freude darüber, dass die Aucas sich so aufgeschlossen gezeigt hatten, jubelten wir einander zu.

Jetzt wollten wir noch so tief an ihnen vorbeifliegen, dass sie uns erkennen konnten. Dazu mussten wir zunächst die ganze Leine einholen; ein hartes Stück Arbeit, das aber in zehn Minuten geschafft war. Dann schraubten wir uns tiefer. Während wir hinuntergingen, verschwanden etwa acht der Männer, sodass wir jetzt nur noch zwei von ihnen sahen. Wir hielten ein weiteres Bündel mit Bändern bereit, das wir ihnen beim Überfliegen zuwarfen. Wir beobachteten einen braunhäutigen Mann, der die Bänder einfing; seine Bewegungen, die er machte, erinnerten uns an die einer Spinne. Aus den Gesten des Mannes und aufgrund der Erfahrungen, die wir bei ähnlichen Begegnungen gemacht hatten, glaubte ich zu erkennen, dass er uns etwas zurief. Er war jetzt der Einzige, der noch zu sehen war, und als uns die Maschine auf die andere Seite des Hauses führte, sahen wir, wie er auf der einen Seite ins Haus sprang und dann auf der anderen wieder herauskam.

Ich hatte einige Gewissensbisse, wenn ich daran dachte, wie sehr wir die Aucas da unten durch unseren Tiefflug erschreckt haben mussten. Als wir dann aber unsere Maschine immer höher zogen, erschienen die Menschen allmählich wieder. Wie sehr hofften wir, dass sie wieder von freundschaftlichen Gefühlen erfüllt sein und sich über ihre eigene Furcht lustig machen würden.

Jetzt geht es wieder dem Curaray zu, und wir haben immer stärker das Gefühl, dass dies hier der Ort unserer ersten Fühlungnahme sein wird, sofern es Gott gefällt, unser Bemühen auch weiterhin zu segnen.«





## ***Die Antwort der Wilden***

Allem Anschein nach hatten die Aucas Verständnis für diese Art der Annäherung. Sie schienen die Regelmäßigkeit der Flüge bemerkt zu haben, denn in den folgenden Wochen erschienen sie in immer größerer Zahl auf der Bildfläche und bemühten sich eifriger denn je um die Geschenke. Ob sie sich mit dem Gedanken an Gegengaben befassten? Wie würden sie wohl später auf unsere Besuche reagieren?

Diesmal hatte Nate das Flugzeug mit einem aus einer Batterie gespeisten Lautsprecher ausgerüstet. Als sie sich der Lichtung näherten, rief Jim den Aucas in ihrer Sprache zu: »Ich habe euch gern! Ich bin euer Freund! Ich habe euch gern!«

Dann ließen sie wieder eine Machete herunter, die in der üblichen Weise eingepackt und geschmückt war. Jims Tagebuch beschreibt die Reaktion wie folgt:

»Eine Gruppe stürmte unter die hohe Baumgruppe hinter dem Haus, während ein einzelner Mann ans Ufer ging. Er hielt die hohlen Hände vor den Mund und schien etwas zu rufen. Dann schwang er die neue Machete über dem Kopf. Wir warfen einen kleinen Aluminiumtopf mit Bändern ab. In ihm steckten eine

gelbe Hemdbluse und Glasperlen. Die Aucas machten sich sofort darüber her – »wie Frauen beim Ausverkauf«, meinte Nate –, und bald schwenkte einer von ihnen die Hemdbluse durch die Luft. Als wir uns dem Haus näherten, machten zwei Kanus, die wir in einiger Entfernung entdeckt hatten, sofort kehrt und paddelten eilig zurück. Ich bemerkte, wie Leute durch das Wasser ans Ufer liefen, und sah dann einen Indianer mit einem weißen Tuch.

Wir flogen über dem Curaray zurück und hielten dabei Ausschau nach einem zum Landen geeigneten Uferstreifen. Aber immer noch war kein Anlass zur Hoffnung. Herr, führe uns!«

Nach Arajuno zurückgekehrt, hielten die drei Pioniere Gottes Kriegsrat und kamen zu dem Entschluss, beim nächsten Vollmond den Versuch zu unternehmen, mit diesen so abgelegenen wohnenden Aucas direkte Verbindung aufzunehmen.

Nate schrieb an jenem Abend:

»Möge Gott weiterhin seine gütige Hand über unsere Arbeit halten; und mögen wir sie aufgeben, wenn wir nicht ganz sicher sind, dass sie auf seine Weisung hin geschieht. Doch wir sind der unbedingten Ansicht, dass Gott mit uns ist. Ihm sei alles Lob. Wie herrlich wäre es, wenn Aucas dereinst mit uns vor seinem Thron die Stimme zu seinem Lob erheben würden! Amen.«

Beim nächsten Flug wurden sie noch freundlicher aufgenommen. McCully rief über das Mikrofon: »Wir haben euch gern! Wir haben euch gern! Wir sind gekommen, um euch zu besuchen!« Die Aucas tanzten wild umher, packten die Machete, die man ihnen zugeworfen hatte, und zogen die Segeltuch-Umhüllung ab, sodass das Messer im Sonnenschein blitzte. Während sie in niedriger Höhe kreisten, lehnte sich Ed weit aus dem Flugzeug und streckte beide Hände aus. Einige der Indianer beantworteten diese Geste und breiteten ebenfalls die Arme aus.

In Eds Tagebuchaufzeichnungen heißt es:

»Heute sahen wir nichts, was auf Furcht hingedeutet hätte – auch dann nicht, als das Flugzeug in sehr geringer Höhe flog. Niemand lief davon. Die meisten standen – vermutlich der

Sonne wegen – unter den Bananenbäumen. Das Flugzeug flog ganz dicht an sie heran, aber irgendwie hatte man das Verlangen, noch näher heranzukommen. Keinerlei Anzeichen von Groll oder Ärger. Keine Speere zu sehen. Gäbe es eine Leiter vom Flugzeug herunter, wir könnten uns ruhig und sicher unter ihnen bewegen.«

Inzwischen hatte sich jeder der an diesen Flügen Beteiligten ein Urteil bilden können. »Unsere verschiedenen Ansichten variieren zwischen Ungeduld und Abwarten«, schrieb Nate.

Pete, der ständig auf die anderen drei einredete, glaubte nicht, dass der nächste Vollmond schon der richtige Zeitpunkt für den ersten Versuch einer Fühlungnahme sei. Die Zeit war nach seiner Meinung noch zu kurz, um den tief eingewurzelten Hass der Aucas gegenüber dem weißen Mann zu überwinden.

Ed vertrat die Ansicht, dass der nächste Schritt nicht unbedingt der Versuch eines direkten Kontaktes sein müsse. Er hielt zunächst die Errichtung eines brauchbaren Landstreifens am Curaray, etwa in acht Kilometer Nähe der ›Nachbarschaft‹, für wichtig.

Jim überlegte sich die Sache gründlich. Wenn es zu einem freundschaftlichen Kontakt kam, waren Jim und ich bereit, unsere Arbeit in Shandia für eine gewisse Zeit aufzugeben und unter den Aucas zu leben.

Nate meinte, man solle den bereits eingeschlagenen Kurs beibehalten und auf keinen Fall Schritte unternehmen, bevor nicht die Saat Wurzel geschlagen hatte.

Am 12. November schrieb Nate Saint in sein Tagebuch: »In sechs aufeinanderfolgenden Wochen haben wir nun die ›Nachbarn‹ besucht. Heute war Samstag und ein ganz herrlicher Morgen. Es gab nicht viel Fracht zu befördern, und die Flusstäler waren fast nebelfrei. Deshalb suchte ich gegen 8.30 Uhr Ed auf. Als ich in Arajuno landete, wartete er bereits auf dem Rollfeld.

Wir hatten die Lautsprecheranlage und die Winde an Bord, außerdem wurde eine Machete sowie ein kleiner und ein grö-

ßerer, mit Bändern geschmückter Aluminiumtopf mitgenommen. Wir flogen in niedriger Höhe den Curaray stromabwärts, um uns mit den verschiedenen Landemöglichkeiten vertraut zu machen. Je öfter wir die Sandbänke sahen, umso nützlicher schienen sie uns für unsere Zwecke zu sein. Als wir ganz in der Nähe der ›Nachbarn‹ waren, entschlossen wir uns, ihre Siedlung nicht anzufliiegen, sondern etwas weiter flussabwärts nachzusehen, ob dort nicht ein guter Landeplatz zu finden sei. Umsonst! Wir entschlossen uns, den Kurs beizubehalten und dann den kleinen Nebenfluss aufwärtszufliiegen, an dem die Aucas leben.

Nach etwa acht bis zehn Minuten stießen wir auf ein ganz eigenartig gebautes Haus. Sein Dach war mit gröbereren Blättern bedeckt, als das im Allgemeinen der Fall ist, und bis auf den Boden heruntergezogen. Die beiden Schmalseiten des Hauses bestanden ebenfalls aus Blättern und waren um etwa zehn bis fünfzehn Grad nach außen gebogen. Wir sahen keinen Menschen. Das Haus schien sehr klein. Wenn diese Vermutung stimmte, dann waren die Türen an den Enden so niedrig, dass man sich sehr tief bücken musste, um eintreten zu können. Etwas weiter weg sah man deutlich zwei verschiedenartige Pflanzungen – zwei Stückchen Land. Die größere der Anpflanzungen war von dunklerem Grün und hatte eine Größe von vielleicht 4000 Quadratmetern. Maniok schien es nicht zu sein, denn diese Pflanzungen waren größer und ihr Blattwerk war üppiger. Besonders bemerkenswert war, dass das Land eine recht gut ausgeführte Umzäunung hatte. Sie bestand aus etwa zwei Meter voneinander entfernten Pfählen, zwischen denen ein Gewebe gespannt war, wie es zum Flechten von Bambuskörben verwendet wird. Offensichtlich konnte kein Tier, das größer als eine Katze war, hindurchschlüpfen.

Nach dreimaligem Umkreisen flogen wir weiter stromaufwärts auf das nächste Haus zu, das wir bisher für das am weitesten nach Osten gelegene dieser Gruppe gehalten hatten. Heute sahen wir – zum ersten Mal auf diesem Flug – eine

Gruppe von etwa sechs Menschen. Einer von ihnen stand auf dem Sandstreifen, wo wir damals den Aluminiumtopf mit den Knöpfen herabgelassen hatten, und wartete geduldig. Wir winkten ihm zu, und er erwiderte unsere Grüße. Das aber geschah nicht mit der gleichen Freude, wie wir sie an der anderen Stelle festgestellt hatten. Er schien ein älterer Mann zu sein, dessen nackter Körper mit einer undurchsichtigen, tonartigen Masse bestrichen war. Wir warfen ihm eine Machete zu, die wir frei fallen ließen.

Er landete auf dem Sandstreifen und wurde ohne besondere Begeisterung fortgetragen. Immerhin stellten wir weder eine feindselige noch eine furchtsame Haltung fest. Nachdem wir dem Mann über die Lautsprecheranlage zugerufen hatten, dass wir Freunde seien, setzten wir den Flug fort.

Beim nächsten Haus trafen wir einige der ›Nachbarn‹ auf dem Sandstreifen an. Wir flogen sehr niedrig, winkten ihnen zu und riefen, ohne die Lautsprecheranlage zu benutzen, einige freundliche Sätze hinunter. Dann warfen wir ihnen einen kleinen Topf zu. Er landete in ihrer Nähe und wurde begeistert in Empfang genommen. Erregt sprangen sie dabei hin und her. Auch bei diesem Haus – von Osten gezählt war es das dritte – machten wir zwei besondere Feststellungen. Zunächst standen beiderseits des Eingangs etwa sechs Meter breite und anderthalb Meter hohe Bretter, die mit leuchtend roten Verzierungen bemalt waren. Ich hielt sie für eine Art von Tür. Und dann hatten seine Bewohner eine aus Blättern geflochtene Matte an der sonst zum Fluss hin offenen Seite ihres Hauses angebracht.

Nun ging es weiter zu Haus Nummer vier, das bisher von uns am häufigsten besucht wurde. Hier hatte man uns eigentlich immer mit sichtlicher Begeisterung empfangen. Diesmal begrüßten uns ziemlich viele Menschen. Zu unserem Erstaunen war hinter dem Haus, wo sich bisher Bäume und Buschwerk befanden, eine saubere Lichtung mit einem Durchmesser von etwa 70 bis 80 Metern ausgehauen worden. Hier und da standen noch einige Baumstümpfe, aber sonst war die Stelle sauber

wie ein Basketball-Platz. Aus dem Verhalten der Leute da unten schloss ich, dass sie sich nicht schlüssig darüber waren, ob sie den Abwurf auf der neuen Lichtung oder, wie bisher üblich, neben dem Haus erwarten sollten.«

Ed schrieb hierüber in sein Tagebuch:

»Wir flogen tief an und warfen eine in Segeltuch gewickelte Axt ab. Sie fiel in die Büsche am Rande der Lichtung. Sie stürzten sich sofort darauf. Dann riefen wir: ›Wir geben euch einen Topf!‹, und zogen das Flugzeug höher. Wir banden den Topf an und ließen ihn hinab. Eigentlich hatten wir ihn frei abwerfen wollen, um die Schwierigkeiten mit der Leine zu umgehen, aber Nate gelang diesmal das Manöver ausgezeichnet. Ich hielt die Leine und konnte deutlich fühlen, wie sie sich an ihr zu schaffen machten. Sie schnitten den Topf ab und – banden etwas an die Leine! Auf dem Rückflug stellte sich dann heraus, dass es ein *maitu* – ein Kopfband mit eingeflochtenen Federn – war. Das war eine erste Antwort auf unsere Gebete, eine Ermutigung zum Fortsetzen unserer Arbeit und ein Zeichen dafür, dass freundschaftliche Beziehungen möglich sind, bzw. dass sie Gottes Wort hören wollen!«

Am 26. November berichtete Nate Saint über die weitere Entwicklung der Dinge:

»Da Ed letzte Woche nicht rechtzeitig aus Quito für den üblichen Flug zurück war, begleitete mich Jim Elliot. Ich holte ihn in Shandia ab, nachdem ich vorher zwischen Pano und Tena sowie zwischen Pano und Shandia hin- und hergependelt war. Wir flogen Arajuno an, um das ›Gerät‹ an Bord zu nehmen. In der Nähe des Flugzeugs standen zwei Indianer, die trotz unserer Vorsichtsmaßnahmen anscheinend herausgefunden hatten, was wir an Fracht mitnahmen. Sie sagten zu Jim: ›Warum gebt ihr törichte Burschen all diese guten Sachen den Aucas?‹ Jim überhörte die Frage, aber sie zeigte uns, dass unser Geheimnis kein Geheimnis mehr war, wenn auch die Indianer natürlich keine Einzelheiten wissen konnten.

Wir nahmen, soweit ich weiß, direkten Kurs zur ›Nachbar-

schaft« und machten überall unsere Besuche. Beim Haus Nummer vier waren zwei Männer auf eine Erhöhung geklettert, die wir bisher für ein Sonnenschutzdach gehalten hatten. Es war ein in etwa zwei Meter Höhe über dem Boden errichtetes Bambusdach, eine Art ›Anstand‹, wie ihn die Jäger benutzen. Wir kreisten mehrmals in niedriger Höhe und beschlossen dann, einen bereits besprochenen Plan durchzuführen, der sie veranlassen sollte, auf der Rückseite der Lichtung weitere Bäume zu roden und eine Anflugschneise oder eine Art ›Karussell‹ zu schaffen. Dort würden wir später die Maschine so weit herunterdrehen können, dass sie uns deutlich sehen und uns später am Boden wiedererkennen würden: Wir wollten also unsere Geschenke gegen die Bäume werfen, die nach unserem Willen gefällt werden sollten.

Zuerst kam das Eisenteil einer Axt dran. Bei der nächsten Runde folgten vier Plastik-Kämme, an die wir Fähnchen aus Verbandsmaterial angebunden hatten. Zum Glück blieben sie in den Bäumen hängen.

Dann flogen wir das Haus Nummer drei an. Alle Bewohner schienen außerhalb des Hauses zu sein. Sie waren in froher Stimmung. Einer der Männer trug eine früher von uns abgeworfene Hemdbluse, während die anderen die für sie typische Kleidung trugen. Wir winkten ihnen zu und flogen weiter in Richtung auf das Haus des alten Mannes. Er stand mit seinen beiden Frauen im Freien. Da wir hier kein besonders schönes Geschenk für angebracht hielten, warfen wir ihm eine billige Hose zu. Wir kreisten noch einmal, um uns davon zu überzeugen, dass er sie erhalten hatte, und flogen dann zurück zu Nummer drei. Dort warfen wir den Leuten eine Machete zu, an die wir eine Kniehose gebunden hatten.

Nun ging es zurück zu Nummer vier, wo – es war unser letzter Besuch dieses Tages – ein Kessel herabgelassen werden sollte.

Ed hatte die Tasche mit dem Notgerät geöffnet und beim Kramen eine Rolle Seidenpapier gefunden. Wir hielten es für nützlich, wenn wir hiermit die Kronen der Bäume drapierten, die

wir gefällt sehen wollten. Vielleicht würden die Indianer etwas enttäuscht über den Fund sein, aber das musste in Kauf genommen werden. Als wir die Rolle abwickelten, riss ein etwa zwei Meter langes Stück ab, das der Wind entführte. Das wiederholte sich mehrere Male, bis unter uns eine seltsame weiße Linie auf die Bäume zuschwebte.

Der Wind war heute ziemlich stark, sodass ich das Flugzeug nur mit Mühe über der Lichtung halten konnte, während wir den Kessel hinabließen. Erst nach etwa acht Versuchen landete er in dem kleinen Fluss an der Kante der Lichtung. Sie machten sich sogleich darüber her. Im selben Augenblick musste ich aus der Kurve rollen, um den Wind auszugleichen, der das Flugzeug von der Lichtung wegtrieb. So kam gerade in dem Augenblick, als die Aucas das Geschenk erhielten, ein ziemlich starker Zug auf die Leine; nach etwa einer halben Minute wurde sie freigegeben. Ein Geschenk schien an ihr zu hängen – ein kleiner Gegenstand.

Als wir das Gebiet verließen, schaltete ich das Funkgerät ein und Marj berichtete, dass das Baby der Drowns erkrankt sei, und dass ich mich bereithalten sollte, nach Macuma zu fliegen. Ich flog mit erhöhter Geschwindigkeit heim, und dabei verloren wir das Geschenk. Erst als wir bereits die halbe Strecke zurückgelegt hatten, bemerkte ich den Verlust. Wir waren sehr enttäuscht.«

Und Jim schrieb über diesen Tag:

»Ich sah etwas, das mich stark bewegt hat. Es schien ein alter Mann zu sein, der neben dem Haus stand und mit beiden Armen winkte, als wollte er uns auffordern, zu ihm zu kommen. Ein Auca, der mich zu sich winkte! O Gott, sende mich bald zu ihnen!«

Am Schluss seines Berichtes über den achten Besuch schrieb Nate: »Eines der Probleme, denen wir uns jetzt gegenübergestellt sehen, ist die Gewinnung eines weiteren Mitarbeiters für diese Sache, um unsere Mannschaft auf volle Stärke zu bringen. Der Herr vermag viel!«



Obgleich fünf Mann gegebenenfalls bereit waren, das ›Unternehmen Auca‹ durchzuführen, hatten sich zu diesem Zeitpunkt erst drei – Nate, Jim und Ed – endgültig verpflichtet.

Nate dachte an Roger Youderian. Er hatte mit ihm zusammen das Gebiet der Achuaras erschlossen und zwei neue Rollfelder bei Außenstationen errichtet. Nate setzte volles Vertrauen in Rogers Fähigkeiten. Er sah in ihm einen Soldaten Christi und schrieb über ihn: »Ein sehr energischer, erfahrener und disziplinierter Mann. Er weiß, wie ungeheuer wichtig die unbedingte Unterordnung unter den Willen eines Führers ist. Gehorsam ist nicht die für den Augenblick getroffene Wahl, sondern eine schon lange im Voraus übernommene, eisern feststehende Entscheidung. Roger war ein disziplinierter Fallschirmjäger. Er gab als Soldat Uncle Sam sein Bestes, und jetzt ist er entschlossen, Jesus Christus ebenfalls sein Bestes zu geben. Alles, was ihn zu einem guten Soldaten gemacht hat, ist jetzt dem Herrn geweiht – seinem neuen Führer!«

Ed und Jim kannten Roger kaum. Da sie unter anderen Stämmen in Ost-Ecuador arbeiteten, hatten sie ihn bisher nur flüchtig kennengelernt. Sie setzten aber unbedingtes Vertrauen in Nates Urteil.

Zufällig befand sich Roger gerade in Shell Mera. Er war von Macuma gekommen, wo er bei der Errichtung eines von der Mission gestifteten Krankenhauses geholfen hatte. So kam es, dass Nate sich eines Tages zu Roger gesellte, der gerade Aluminiumplatten auf das Dach nagelte, und ihm von dem ›Unternehmen Auca‹ erzählte. Dann bat er ihn mitzumachen, da unbedingt noch ein vierter Mann benötigt wurde, denn Nate wollte sein Flugzeug nicht über Nacht frei auf dem Rollfeld stehen lassen, wo es beschädigt werden konnte. Und es bereitete ihm Sorge, die beiden Freunde dann im Auca-Gebiet allein ihrem Schicksal zu überlassen. Ob Roger wohl mitmachen würde?

Roger war sofort bereit.

Da er aber seine beiden Gefährten kaum kannte, war ihm

nicht klar, ob er mit ihnen ein solches Wagnis eingehen konnte. Stimmt es denn in ihrer geistlichen Einstellung auch mit ihm überein?

Nur er und Barbara wussten um diesen inneren Kampf. Oft fragte er sich in dieser Zeit, was er denn überhaupt auf dem Missionsgebiet leiste! Warum war seinen vielen Mühen bisher der Erfolg versagt geblieben?

Der Missionar kämpft in der ersten Zeit im Ungewissen und nimmt dann wohl an, dass sich die Dinge ändern werden, sobald er die Sprache der Eingeborenen beherrscht. Er ist höchst erstaunt, wenn sich – sehr oft – herausstellt, dass dies nicht zutrifft. Alles, was man als »Romantik« bezeichnen könnte, ist dann aus seinem Leben gewichen. Das Leben ist mehr oder weniger zur Schablone geworden. Ein Tag folgt dem anderen – in ununterbrochener Reihenfolge. Es gibt weder Krisen noch Massenbekehrungen. Manchmal sind nicht einmal ein oder zwei Menschen vorhanden, auf die er zeigen und von denen er sagen kann: »Dort ist ein Leben umgewandelt worden. Wäre ich nicht gekommen, so würden sie niemals Christus als ihren Befreier angenommen haben.«

Unter den Indianern wird es immer Menschen geben, die sagen, dass sie Christen seien. Aber haben sie ihre heidnischen Sitten abgelegt? Und wie steht es mit ihrer Abkehr von der Sünde und der Hinkehr zum christlichen Lebenswandel? Der Missionar war zuerst voll Hoffnung – und dann blutet ihm sein Herz. Die Kräfte des Bösen, die im Unterbewusstsein schlummerten, wenden sich jetzt gegen ihn.

Roger Youderian bekam diese Kräfte und ihre Macht zu spüren. In sein Tagebuch schrieb er:

»Ich bin fast so weit, dass ich alles aufgebe. Für uns hier im Gebiet der Jivaros scheint es keine Zukunft zu geben, und wir handeln wohl am klügsten, wenn wir uns ganz zurückziehen. Ich will noch mit Barb darüber sprechen, um zu hören, was sie dazu meint. Wir könnten Weihnachten noch hier verleben, das Krankenhaus in Shell fertig bauen und dann nach Hause fahren.

Der Grund: ein erfolgloser Versuch, ein guter Missionar zu werden und dieses Volk hier als Freunde zu gewinnen. Soweit mein Herz und Streben davon betroffen sind, ist die Angelegenheit für mich klar. Es ist nicht ganz einfach, die Gründe für diesen Misserfolg zu finden und zu sagen, welche Kräfte gegen mich arbeiten. Seit wir im März Wambimi verließen, haben wir keine Botschaft vom Herrn empfangen. Ich habe die Bibel zur Hand genommen, um bei dem gleichen Herrn zu sein, der vor elf Jahren in England ein neues Wesen aus mir gemacht hat. Kein Wort der Ermutigung habe ich diesmal von ihm vernommen. Er hat uns wunderbar beschirmt und hat uns keinen Mangel leiden lassen, aber hier handelt es sich um mehr! Bei den Jivaros und den Spaniern gibt es für mich keine Aufgabe – ich gebe mich darüber keinen Täuschungen hin. Ich möchte keinen Missionar ermuntern, von dem ich weiß, dass er so ist wie ich, und werde auch umgekehrt niemand darum bitten. Drei Jahre sind Zeit genug, um eine Erkenntnis zu gewinnen und das gründlich zu tun. Manche Menschen begreifen nur langsam. Für Barb und die Kinder wird es hart sein, aber ich habe mich immer wieder davon überzeugen können, dass sich Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit bezahlt machen. Der Sache Christi ist durch unser Hiersein kein Schaden entstanden, aber ich bin ehrlich genug zu gestehen, dass sie auch nicht gefördert wurde. Für viele meiner Freunde wird dies gar keine so große Überraschung sein. Sie werden nur meinen: ›Das habe ich dir doch gleich gesagt.‹

Ich habe diese Entscheidung nicht unter irgendeinem Druck getroffen, ja, auch ohne jede Erregung.

Ich bin mir darüber im Klaren, dass viele sagen werden, dass wir diese Arbeit allzu leicht aufgegeben haben. Vielleicht stimmt das. Ich aber glaube, dass man Gottes Weg geht, wenn man der Entscheidung ins Auge sieht, und wenn wir unser Ja ein Ja und unser Nein ein Nein sein lassen. Mein Ganzes gebe ich für die Sache Christi, ich glaube aber, dass ich dem Amt, das ich wählte – nein, das ist wohl falsch, denn Gott wählte gewiss die Jivaros für mich –, dass ich dem Amt nicht gewachsen war.

Man wird mir antworten: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand!

Ich beschuldige weder irgendwelche Personen noch Umstände. Es ist mein Versagen, und ich habe es nicht erreicht, Christus persönlich so zu erfassen, dass ich den Anforderungen hier gewachsen gewesen wäre. Ich habe keine Ernte eingebracht.

An meiner Frau und den Kindern liegt es nicht. Die Station Macuma bietet ihnen ein eingeräumtes Heim, und alles, was wir benötigen, wurde uns gegeben. Es liegt an mir selbst.

Ich fühle mich entmutigt, weil ich keine befriedigende Antwort auf mein Versagen finde. Viele Monate hindurch habe ich darum gekämpft und darüber gegrübelt. Kein Zeichen, nichts. Eine Fülle von Überlegungen stürmte auf mich ein und hat mich zerschmettert. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich ein Vorhaben aufgegeben, aber man sagt ja, dass es für alle Dinge ein erstes Mal gibt.

Wir sind eine glückliche Familie. Der Herr hat uns wohlbehütet und schenkte uns einen gesunden Leib, und, wie wir zuversichtlich hoffen, auch einen gesunden Geist. Alles, was er für uns bereitet hat, ist vortrefflich, aber ich fürchte, dass mir alles, was zu einem guten Missionar gehört, versagt blieb. Wenn ich es hier in Macuma nicht geschafft habe, so bin ich nicht so töricht zu glauben, dass ein Wechsel der Umgebung dies ändern würde. Dies ist mein ›Waterloo‹ als Missionar.

Es liegt mir nicht, nun einfach zu versuchen, die Dinge von einem unpersönlichen Standpunkt aus zu betrachten. Nur das eine weiß ich genau: Es wird mir ein Ansporn sein, sein Wort noch mehr zu lesen, anderen gegenüber verständnisvoller zu sein und bei meinen Unternehmungen mehr zu überlegen.

Man wird vielleicht fragen, warum wir uns nicht unter der spanischen Bevölkerung oder den Ketschuas betätigen. Offen gestanden, dazu verspüre ich keinen Drang. Vor allem aber werde ich mir nach dieser Erfahrung nicht den Kopf noch mehr zerbrechen. Nur ein Narr macht zweimal den gleichen Fehler. Eine Niederlage sollte genügen.

Hier sitze ich am Mittwoch um elf Uhr vormittags und höre dem Gottesdienst zu. Ich habe ihnen vom Fenster aus gesagt, dass ich nicht kommen würde. Zuerst sangen sie: ›Schalle wieder im höher'n Chor, herrliches Gotteswort‹ und dann: ›Freudig stimm heut' in das Lob ich ein‹. Ich habe ein englisches Gesangbuch gefunden und darin nach Trost gesucht. Es gibt keinen. Jedenfalls nicht für mich. Ich habe viel Zeit vergeudet. Die Geleise sind tief ausgefahren, und es wird nicht einfach sein, die Gewohnheiten zu ändern. Aber es wird den Kampf wert sein. Mein Geist wurde geschaffen, ihn allein zu lieben; und auch mein Leib, auch meine Zunge.

Ich will vom Heiligen Geist geleitet und gelehrt werden. Gott wünscht, dass wir unsere Fähigkeiten ganz entfalten und voll betätigen. Der Heilige Geist kann und wird mich in dem Maß leiten, in dem ich Zeit und Mühe darauf verwende, Gottes Willen zu erkennen und auszuführen; um ihn zu finden, muss ich die Bibel lesen.

Die Woche, in der ich kürzlich in Shell Mera war und immer und immer wiederholte: ›Herr, dein Wille geschehe‹, hat viel dazu beigetragen, mich für diesen Kampf zu stärken.«

Roger war noch nicht aus dem »nächtlichen Dunkel seiner Seele« aufgetaucht, als er von Nate angesprochen wurde. Er rang den ganzen folgenden Tag mit Gott um die richtige Entscheidung. Über seinen eigenen Wunsch bestand keinerlei Zweifel: Er würde gehen! Aber darauf allein kam es nicht an. Gott musste den Entschluss segnen.

Roger erkannte weitgehend, was diese Entscheidung für ihn bedeutete, und die Stunden, die er vor Gott kniend verbrachte, zeugten von seiner Seelenpein. Gott aber, »der uns den Sieg gibt«, führte ihn aus dem Dunkel seiner Verzagtheit heraus.

Am 19. Dezember schrieb er in sein Tagebuch: »Ich will mich von mir lossagen. Ich will sofort damit anfangen, Gott treulich zu bitten, mich an eine Stelle zu bringen, wo ich mich ständig von mir selbst lossagen muss. Ich will zu Gott hin leben. Ihn zu lieben mit Herz, Geist, Seele und Leib, das möchte ich lernen.«

Unmittelbar vor seinem Aufbruch nach Arajuno, wo er sich den vier anderen anschließen wollte, schrieb er:

*»Da ist ein Suchen in aufrechter Liebe  
von einer Seele, die sturmwindgepeitscht,  
dass Christus segnend allzeit bliebe  
doch bei den Blinden, Geschlagenen, Verlorenen.*

*Denn die da suchten, Kraft fanden von oben,  
wurden mit himmlischer Freude erfüllt;  
heut wandeln sie mit Christus droben*

*...«*

Die letzte Zeile wollte ihm nicht mehr gelingen. Als er die Feder beiseitelegte, sagte er: »Barb, ich werde sie nach meiner Heimkehr schreiben.«

## ***Auf der Suche nach »Palm Beach«***

Obgleich sich die Pläne für einen direkten Kontakt mit den Aucas immer wieder verzögerten, wurden die wöchentlichen Besuche von »Terminal City« (Endziel-Stadt) – diesen Namen hatten wir dem Auca-Dorf gegeben – ohne Unterbrechung fortgesetzt.

Am 3. Dezember berichtete Nate über seinen neunten Besuch: »Gegen 8.45 Uhr verließen wir bei gutem Wetter Arajuno. Vor dem Start machten wir einige Fotos von Ed und mir, von denen wir hoffen, dass sie sich so stark vergrößern lassen, dass unsere ›Nachbarn‹ uns hiernach später wiedererkennen können. Wir machten außerdem Großaufnahmen von unseren Gesichtern und sorgten dafür, dass auch der Kopfschmuck zu sehen war, den sie uns gegeben hatten.

Als wir über der Nummer vier standen, bemerkten wir, dass dort, wo wir beim letzten Mal die Geschenke in einer bestimmten Absicht in die Bäume geworfen hatten, einige besonders hohe gefällt worden waren. Jetzt befanden sich nur noch wenige Bäume zwischen den beiden Lichtungen. Wenn es uns gelänge, die Aucas zum Fällen auch des Restbestandes zu veranlassen,

könnten wir hier ohne Weiteres Tiefflüge durchführen. Einmal stießen wir jetzt so tief herab, dass sich die beiden Männer, die auf der erhöhten Plattform standen – wir nannten sie den ›Verkehrs-Turm‹ – niederduckten. Als wir dann noch einmal herabstießen, begnügten sie sich damit, unsere Vorführung vom Boden aus zu verfolgen. Der Turm schien zwei bis drei Meter über dem Boden zu liegen. Die beiden Männer trugen die Hemdblusen, die wir ihnen geschenkt hatten. Bei unseren Flügen warfen wir ein Axteisen, einen Plastik-Becher und ein billiges Messer ab und versuchten, die Gegenstände in die Bäume zwischen den beiden Lichtungen zu werfen. Beim Haus waren ungefähr sechs Aucas zu sehen.

Dann ging es nach Nummer drei. Bei dem Tiefflug wären wir vor Staunen fast aus dem Flugzeug gefallen, denn auf dem Grasdach des Hauses stand ein Flugzeugmodell! Wir fragten uns, ob sie es wohl aufgrund ihrer Beobachtungen bei Eds Haus gebaut haben mochten. Auf alle Fälle war es ein Beweis des guten Willens und einer Handwerkskunst, wie wir sie bei diesem so primitiven Volk bisher nicht für möglich gehalten hatten.

Wir entdeckten noch einen weiteren Turm, der größer als der andere und aus Chonta-(Stechpalmen-)Holz hergestellt war. Meiner Schätzung nach musste er etwa viereinhalb Meter über dem Erdboden liegen. Auf ihm stand ein mit einer Hemdbluse gekleideter Mann. Er erwiderte unser Winken. Wir führten mehrere Anflüge durch und warfen eine Machete ab, die unmittelbar hinter dem ›Verkehrspolizisten‹ niederfiel. Die Ostwand des Hauses, die aus Blättern bestanden hatte, war abgenommen, sodass wir in das Innere hineinschauen konnten. Wir sahen einige Feuerplätze; alles machte einen freundlichen Eindruck. Wahrscheinlich will man die Blätterwand durch eine aus Chontaholz hergestellte ersetzen. Ja, ich habe eben das Foto von Nummer drei nachgeprüft, das wir vor einiger Zeit aufgenommen haben. Damals lief noch eine Blätterwand rings um das Haus, nur die dem Fluss zugewandte Seite war offen. Welche Veränderungen bringt schon allein der Besitz eines so



einfachen Werkzeuges wie die Machete in das Leben dieser Wilden!

Als Nächstes wollten wir eine frisch geschlagene Lichtung untersuchen, die man auf dem Hügelrücken bei Haus Nummer drei angelegt hatte. Kein Mensch in der Nähe. Wir hielten es für günstig, wenn wir die Aucas hierherbringen könnten, und beschlossen einen Versuch zu machen. Bei der ersten Runde warfen wir einen Aluminiumkessel ab. Er war nicht gut gezielt und fiel in den Wald, glücklicherweise aber an dem Abhang, der dem Haus Nummer drei gegenüberlag. Dabei stellten wir fest, dass man damit begonnen hatte, das Unterholz am Abhang fortzuräumen. Es war anzunehmen, dass sie auch noch die Bäume dort umlegen würden; dann konnten wir ohne jedes Risiko bis auf etwa sechs Meter an sie heranfliegen. Ed veranlasste mich, als weiteres Lockmittel ein billiges Messer mit Plastik-Griff abzuwerfen. An all diesen Geschenken flatterten reichlich Bänder und Verbandstoff. Wegen des ersten Fehlwurfes sagte ich beim Anflug zu Ed: ›Lass uns das Ding mitten auf das Dach des Hauses werfen.‹ Damit meinte ich den schuppenartigen Bau, der wohl den Aucas als Sonnenschutz diente, wenn sie an der Erweiterung der Lichtung arbeiteten. Und genau dort landete das Messer denn auch, mitten auf dem Dach.

›Nun wollen wir einmal nachsehen, wie dem alten Indianer die neue Hose gefällt,‹ schlug ich vor, und wir nahmen Kurs auf sein Haus, das etwa zwei Minuten von Nummer drei entfernt liegt. Der Mann erwartete uns in der Hose und im Leinenhemd. Seine beiden Frauen waren ebenfalls draußen. Beide waren unbedeckt, während eine von ihnen ein Baby trug. Die nähere Umgebung des Hauses war sehr ordentlich gehalten, das Gras bis an die Wurzeln abgeschnitten. Der alte Mann zeigte wieder seinen Mangel an Begeisterung. Wir warfen ihm eine Machete ab. Eine der Frauen holte sie. Wir flogen in etwa 60 Meter Entfernung dreimal an ihnen vorbei und nahmen dann Kurs flussabwärts.

Zurück im Gebiet von Nummer drei, untersuchten wir die Lichtung auf dem Hügelrücken noch einmal. Schon aus 400

Meter Entfernung erkannte ich Menschen. Wir waren begeistert über einen so schnellen Erfolg, denn wir hatten angenommen, dass es Wochen dauern würde, bis wir sie so weit hätten. Die Gestalten entpuppten sich als zwei junge Frauen, deren Alter ich auf etwa 16 und 20 Jahre schätzte. Sie hatten das Messer bei sich. Wir flogen sehr niedrig und machten Aufnahmen. Viermal flogen wir vorbei und sahen dabei zum ersten Mal voll in ein Auca-Gesicht. Die Frauen sahen gut aus, das Haar lag im Pony-Schnitt auf ihren Stirnen. Der ›Verkehrspolizist‹ von Nummer drei befand sich noch auf seinem Turm. Wir winkten ihm zum Abschied zu und nahmen Kurs auf Nummer vier.

Jetzt kam als letzter Akt der ›Eimer-Abwurf‹. Langsam abgleitend kam der Kessel gut vom Flugzeug frei. Nach drei Spiralen setzten wir ihn mitten auf die große Lichtung hinter dem Haus. Die Aucas rannten in geschlossener Gruppe hin und her. Ich fürchtete schon, die Leine leer einholen zu müssen, aber dafür stand eigentlich zu viel Zug auf der Leine. Schließlich, nach etwa anderthalb Minuten, gaben die Aucas die Leine frei, und sie kam mit einem Geschenk hoch – leuchtend rot und verhältnismäßig groß.

Um es diesmal nicht zu verlieren, flogen wir ganz langsam nach Arajuno zurück. Es gelang ohne Schwierigkeiten, mit der nachschleppenden Leine auf dem Rollfeld aufzusetzen. Nach der Landung liefen wir sofort auf den Eimer zu. Wir fanden einen mit Federn geschmückten Kopfputz, diesmal einen ganz neuen, der wohl erst kürzlich angefertigt worden und an dem ein kleines Bündel handgewobener Wollfäden befestigt war. Das Ganze war mit einem Kreuzknoten an unsere Abwurfleine befestigt.«

Noch am gleichen Abend schrieb Ed in sein Tagebuch: »Es wird Zeit, dass wir ihnen persönlich näherkommen.« Und an Jim schrieb er: »Ich habe über den Flug nachgedacht, und meine Ansicht ist folgende: Wir sollten eine ganz bestimmte Anzahl von Tagen festlegen, in deren Verlauf wir am Curaray auf sie warten. Wenn sie sich bis zu diesem Zeitpunkt nicht zeigen,

sollten wir direkt zu ihnen gehen. Was mich betrifft, so bin ich endgültig bereit, den Schritt zu wagen, und ich habe das Gefühl, dass wir ihn mit einiger Sicherheit wagen können, soweit man so etwas bei einer ersten Begegnung mit diesen Wilden überhaupt sagen kann! Bei unserer Begegnung mit diesen Wilden sollten wir

1. jeder einen Kopfputz tragen,
2. kleine Flugzeugmodelle in der Art des bei mir aufgehängten zeigen,
3. Geschenke in der bisher bei uns üblichen Aufmachung mitbringen,
4. sie mit *biti miti punimupa* (ich habe dich gern) begrüßen, oder auch mit anderen freundlichen Worten, wie wir sie ihnen bereits vom Flugzeug aus zugerufen haben.

Wenn Gott mit uns ist – und wir haben volles Vertrauen, dass er es ist –, so denke ich, dass wir auf diese Weise Zutritt zu ihren Herzen bekommen. Dieses Unternehmen geht schneller voran, als wir ursprünglich zu hoffen wagten. Ich glaube, dass wir nicht länger zögern sollten.«

Am 10. Dezember wird Nates Tagebuch mit einem Bericht über den nächsten Besuch fortgesetzt:

»Trotz unserer Vorsichtsmaßnahmen erzählten uns Eds Indianer, sie wären in der vorigen Woche den Curaray abwärtsgefahren und hätten uns vorbeifliegen sehen. Und als sie uns kommen hörten, hätten sie – gewitzt, wie sie sind – rasch ihre Kleidung abgelegt und Stöcke in die Hand genommen, die wie Speere aussahen, damit wir sie für unsere ›Nachbarn‹ hielten. Vermutlich hofften sie, dass wir ihnen Geschenke abwerfen würden.

In dieser Woche beschlossen wir, am 2. Januar unseren ersten Besuch bei den Aucas abzustatten. Wir dachten uns die Sache so, dass wir zunächst einige unserer Indianer mitnehmen, die wir dann nach dem Bau einer Unterkunft zurückschicken kön-

nen. Mit dem Flugzeug wollen wir dann versuchen, die ›Nachbarn‹ zu bestimmen, uns einen Besuch zu machen. Wir können ihnen zum Beispiel ›Komme in mein neues Haus‹ zurufen und ihnen in ihrer Sprache sagen, wo es liegt; und außerdem können wir auch durch wiederholtes Kreisen über dem Hügelrücken ihre Neugier erwecken, sodass sie an den großen Fluss hinüberkommen.

Und dabei darf nur das Missionspersonal Waffen tragen, die aber unsichtbar bleiben müssen. Denn es muss damit gerechnet werden, dass schon der erste Schuss den Zusammenbruch des ganzen Unternehmens bedeutet und für lange Zeit auch jede Hoffnung auf einen Erfolg zunichtemacht. Wir müssen mit größter Vorsicht handeln und von der Schusswaffe nur in äußerster Not und nur zur Abschreckung der Wilden Gebrauch machen. Wir gingen von zwei verschiedenen Möglichkeiten aus:

Die erste Möglichkeit bestand darin, eine provisorische Unterkunft am ›Palm Beach‹ (Palmenstrand) – auf diesen Namen hatte wir uns geeinigt, um den am Flussufer zu wählenden Landstreifen zu bezeichnen – zu errichten und dann abzuwarten, bis die ›Nachbarn‹ uns aufsuchen. Später würden wir nach Arajuno zurückkehren können.

Wir könnten zweitens ein festes Haus bauen und sofort von dort aus versuchen, mit den Aucas Fühlung aufzunehmen.

Da der heutige Vormittag die endgültige Entscheidung wohl noch beeinflussen wird, will ich dieses Thema einstweilen zurückstellen.

Heute früh starteten wir gegen 9.15 Uhr von unserer ›Basis‹ (Arajuno), ausgerüstet mit bunt verpackten Macheten, Äxten, kleinen Messern und Plastik-Gegenständen.

Wir hatten auch sechs Farbstoffpakete von je einem Pfund in Pulverform und in drei leuchtenden Farben mitgenommen. Mit ihrer Hilfe wollten wir den für ›Palm Beach‹ geeigneten Platz ausmessen. Gestern haben wir damit noch in Shell Mera Versuche angestellt. Dabei kamen wir zu dem Ergebnis, dass wir bei einer Geschwindigkeit von 110 Stundenkilometern in

Abständen von sieben Sekunden kleine Pulversäckchen abwerfen müssen, um ziemlich genau 170 bis 190 Meter Landebahn markieren zu können. Es ist nämlich fast unmöglich, die Länge der Sandstreifen auch nur einigermaßen genau abzuschätzen, wenn keinerlei Vergleichsmöglichkeiten in Augennähe sind.

Wir nahmen den Flugweg am Nushino entlang, weil einige der Indianer von Eds Station in dieser Woche wieder dort unten fischten. Dann drehten wir allmählich nach Süden ab, um dort auf den Curaray zu stoßen, wo wir eine geeignete Stelle für ›Palm Beach‹ zu finden hofften. Die meisten der größeren Sandufer lagen an den Flusswindungen und fielen als Landeplatz aus, da sie das Freilegen einer entsprechend großen Anflugschneise voraussetzten. Bei den vielen Flusswindungen dauerte es geraume Zeit, bis wir einen längeren Streifen entdeckten. Langsam überflogen wir ihn. Sein einziger Nachteil war, dass man bei dem hier im Allgemeinen herrschenden Wind mit Rückenwind starten musste – eine ernsthafte Schwierigkeit. Trotzdem bombardierten wir den Streifen nach mehrmaligem Tiefflug mit Farbe und stellten fest, dass seine brauchbare Länge etwa 150 Meter betrug. Leider ergab sich noch eine weitere Schwierigkeit; denn wir entdeckten noch einen abgestorbenen Baum, sodass man das eigentliche Rollfeld sehr nahe an das Laubwerk des Flussufers legen müsste.

Die nächste Möglichkeit fanden wir einen Kilometer flussabwärts. Die Stelle schien geeigneter zu sein. Sie bot auf jeden Fall bessere Landemöglichkeiten. Der Anflug würde zwar steil erfolgen müssen, war aber möglich. Der Platz lag direkt am Wasser, sodass er bei Überschwemmungen leicht überflutet würde, aber sein Kieselboden schien fest zu sein. Wir legten einen weiteren Farbteppich und stellten bei vorsichtiger Schätzung 180 Meter Rollstrecke fest. Sie lief allem Anschein nach so aus, dass man bei ungewöhnlich langem Ausrollen im flachen Wasser landen würde. Wir überflogen die Stelle noch mit guter Geschwindigkeit, um uns mit dem Abflug-Gelände vertraut zu machen. An einer Stelle hingen die Bäume ziemlich weit über

die Ufer. Sie konnten aber später ohne Weiteres gefällt werden und bildeten kein Problem.

Dies hier würde also unser ›Palm Beach‹ werden. Wir entschlossen uns zu einer Scheinlandung. Ich konnte dabei den Boden genau in Augenschein nehmen und setzte zweimal leicht mit dem Fahrgestell auf, während ich gleichzeitig auf höhere Geschwindigkeit ging und das Flugzeug hochzog. Der Boden war glatt wie ein Brett und schien fest. Abgesehen von der Überflutungsgefahr war dieser Platz geradezu ideal.

Jetzt hatte ich die Möglichkeit, unsere Gruppe mit einem auf einem Baum aufzumontierenden Fertighaus und mit Aluminiumplatten für das Dach gleich an Ort und Stelle zu fliegen. In diesem Fall konnten wir auf die Hilfe unserer Indianer ganz verzichten. Fieberhaft arbeitete ich den Orientierungsplan aus:

1. An einem Freitagvormittag werden wir, so Gott will, aus niedriger Höhe Vorräte und Baugerät abwerfen. Das muss sehr vorsichtig geschehen, damit auf keinen Fall der Landestreifen versperrt wird.
2. Ich lande Jim und Roger. Dabei muss das Flugzeug möglichst leicht sein.
3. Wir bringen Ed samt dem Aluminium heran.
4. Ich lande Pete – sofern er sich entschließt, mit uns zu gehen – und weitere Vorräte.

Nach der Ankunft haben Jim und Roger als Erstes die zwei oder drei Bäume zu fällen, die den Anflug behindern. Danach suchen sie einen geeigneten Baum aus, auf den das Fertighaus montiert werden kann, und legen dort eine Lichtung an. Sobald dann die anderen bei ihnen sind, werden alle flussabwärts bis an die nächste Biegung gehen, um dort wenigstens einen der Bäume umzulegen, die den Durchflug durch die Schneise behindern. Das ist nicht unbedingt notwendig, wäre aber wünschenswert. Während dieser Abschnitte muss einer der Freunde stets eine schussbereite Waffe zur Hand haben. Sie darf nicht zu sehen

sein, muss aber notfalls sofort Warnschüsse abgeben können, um angreifende Aucakrieger zu erschrecken.

Dann zurück zum Landstreifen. Dort müssen zwei Mann die Lichtung am Fuße des Baumes erweitern, während zwei das Baumhaus montieren und das Aluminiumdach anbringen. Sobald das Haus fertig ist, müssen die Männer weiter an der Lichtung arbeiten, während abwechselnd einer von ihnen dafür sorgt, dass Lebensmittel, Feuerung und Wasser nach oben geschafft werden. Jeweils einer der Freunde kann sich ausruhen und von dem Baumhaus aus für die Sicherheit der unter ihm arbeitenden Kameraden sorgen, immer darauf bedacht, dass seine Waffe nicht zu sehen ist. Am Abend muss bereits eine ansehnliche Lichtung am Fuße des Baumes und von ihr aus ein Zugang zum Landeplatz geschaffen sein. Nachdem das Funkgerät im Baumhaus montiert und erprobt ist, fliege ich nach Arajuno zurück. Am folgenden Tag beginnt das Flugzeug dann, die ›Nachbarn‹ an den ›Palm Beach‹ einzuladen. Diese Einladung wird so lange wiederholt, bis man uns verstanden hat.

Es muss auch daran gedacht werden, ein verhältnismäßig großes Flugzeugmodell an unserem neuen Wohnort anzubringen.

Etwa fünf Tage werden wir warten. Bleibt uns der Erfolg versagt, dann gehen wir zurück. Das wird entweder auf dem Luftwege geschehen, oder indem man uns eine Gruppe von Indianern in Kanus entgeschickt. Die Vorräte in unserem Baumhaus sind für zwei Wochen gedacht, denn wir müssen immer mit einer Überschwemmung oder mit einer Belagerung durch die Aucas rechnen.

Falls sich die Indianer weigern, zu unserer Rettung aufzubrechen, werden wir mit einem aus Luftkissen und Bambusstäben hergestellten Floß versuchen, uns stromabwärts treiben zu lassen und einen Militärstützpunkt zu erreichen.

Mein Plan war fertig.

Doch nun zurück zu den heutigen Ereignissen: Wir schätzten Kurs und Entfernung von ›Palm Beach‹ bis zu ›Terminal

City« auf 135 Grad beziehungsweise drei Flugminuten bei einer Stundengeschwindigkeit von 140 Stundenkilometern. Demnach betrug der Luftweg zwischen ›Palm Beach« am Curaray und der Auca-Siedlung etwa sieben Kilometer.

Langsam flogen wir weiter ostwärts auf das Haus des alten Indianers zu. Er selbst war nicht zu sehen, wohl aber ein junger Mann, der etwas in der Luft schwang, das wie ein Fell aussah und das er offensichtlich zum Tausch anbot. Im Verlauf von vier Anflügen warfen wir ein kleines Messer, einen Plastikbecher und wohl auch einige Kleidungsstücke ab – Letzteres weiß ich allerdings nicht mehr genau.

Dann ging es über die Lichtung zu Nummer drei, dem Haus mit dem Flugzeugmodell. Dort sahen wir zwei Frauen. Wir warfen ihnen ein kleines Messer zu. Der Hausherr stand auf seinem Turm, um den ›Verkehr« zu leiten. Er trug ein rot-schwarz kariertes Hemd, das wir vorige Woche abgeworfen hatten. Wir riefen ihm eine Begrüßung zu und forderten ihn durch Zeichen auf, den Hügel zu erklettern. Während wir noch einige Kreise zogen, verschwand er vom Turm, und zwei jüngere Männer übernahmen seinen Posten. Nun flogen wir noch einmal im Tiefflug vorbei und warfen in ihrer Nähe eine Axt ab. Dadurch hatten wir die Burschen wohl sehr erschreckt, denn der eine hielt einen Speer in der Hand, als wir wieder herankamen. Das war eine entschieden unfreundliche Geste, und wir flogen noch einmal tief an, um zu sehen, ob sie sich feindselig zeigten. Irgendjemand musste sie wohl ermahnt haben, denn der Speer war verschwunden, und alles schien wieder in bester Ordnung. Jetzt entdeckten wir den Hausherrn oben auf dem Hügel. Wir wollten ihn nicht unbeachtet lassen und flogen deshalb zweimal an ihm vorbei. Beim zweiten Mal warfen wir ihm eine Hose zu, die er aus der Luft auffing.

Bis wir den Burschen Auge in Auge gegenüberstehen, werden sie wohl wie ›Modepuppen« angezogen sein.

Dann ging es zur Hauptvorstellung nach Nummer vier. Die Honoratioren – es waren vier – in weißen Tropenhemden,



die Jüngeren und die Frauen in ihrer üblichen ›Uniform‹. Die Bäume, die wir durch den Abwurf von Geschenken kenntlich gemacht hatten, waren verschwunden. Auch die Chonta-Wände waren vor dem Haus abgenommen worden. (Ich vergaß zu erwähnen, dass dies auch bei Nummer drei der Fall war.) Neben dem Haus hatte man einen neuen und höheren Turm – entsprechend dem des Nachbarhauses – errichtet.

Wir flogen einige Male in niedriger Höhe vorbei und riefen ihnen zu: ›Wir haben euch gern! Wir haben euch gern!‹ Beim letzten Tiefflug warfen wir eine Machete ab. Dabei sahen wir, wie einer der ›Honoratioren‹ ein rundliches braunes Päckchen hochhielt. Wir nahmen an, dass es für uns bestimmt sei. Ich zog das Flugzeug hoch. Ed war heute nicht in bester Form. Es war an sich schon ein ungewöhnlich anstrengender Tag gewesen, und er hatte am frühen Morgen jenseits des Flusses bereits ein krankes Baby behandelt. Ed war von Beginn unseres Fluges an nicht recht auf der Höhe gewesen. Auch ich fühlte mich, als hätte man mich ›durch die Mangel gedreht‹. Und doch, hier lohnte es sich! In 900 Metern Höhe nahm ich das Gas weg und ging im Gleitflug abwärts, während Ed das Geschenk an der Leine über Bord ließ. Diesmal erhielten sie ein paar Rollen Bindfaden, einige kleinere Gebrauchsgegenstände und vier Vergrößerungen von den Köpfen unserer Gruppe. Sie waren farbig ausgeführt und zeigten als Wahrzeichen unseres Unternehmens das kleine gelbe Flugzeug. Wir hatten sie auf starke Pappen aufgeklebt.

Als das Paket nahe bei den Bäumen landete, schleppten es die Aucas in die Mitte der Lichtung. In einem unentwirrbaren Knäuel stürzten sie sich auf den Inhalt, der sich in einem weißen Mehlsack befand. Nur ein Indianer beteiligte sich nicht daran. Er knotete das für uns bestimmte Geschenk fest. Ich sah, wie er es freiließ. Jetzt baumelte es träge an der Leine. Daraufhin rollte ich aus der Spirale und steigerte die Geschwindigkeit. In wenigen Sekunden sauste das Geschenk in die Höhe, und auch der letzte Mann gesellte sich zu dem drängenden Haufen der anderen, die sich über die Bilder hergemacht hatten. Was hätten wir

darum gegeben, die Burschen beim Betrachten der Bilder miterleben zu können!

Langsam machten wir uns auf den Rückflug. In Arajuno setzten wir unsere Schleppplast an der Kante des Landestreifens ab und kappten die Leine. Kaum gelandet, bahnte ich mir eilig einen Weg durch das Gestrüpp, während Ed den Wettlauf verlor. Dies ist das erste Mal, dass ich diesen Preis gewonnen habe (seine Beine sind nämlich mindestens dreißig Zentimeter länger als meine). Als ich den aus Bast angefertigten Korb erreichte, bewegte er sich. Da wir den Aucas vorige Woche ein Huhn gebracht hatten, dachte ich zunächst an einen Vogel. Als ich den Korb öffnen wollte, kam mir plötzlich der Gedanke an eine Schlange. Vorsichtig arbeitete ich weiter. Der Inhalt entpuppte sich indes als ein bunter Papagei mit dem restlichen Reiseproviant in Form einer angeknabberten Banane!

Mit Ed und Marilou aß ich dann zu Mittag, und wir sprachen über die Möglichkeiten, die sich für uns durch das Auffinden von ›Palm Beach‹ ergaben. Wir dankten Gott für dieses erneute Zeichen seiner Führung und seiner Fürsorge.

Wir glauben daran, dass wir nun in kurzer Zeit das Vorrecht haben werden, bei diesen Leuten zu sein und ihnen die Geschichte von Gottes Gnade zu predigen.«

## ***Ein Auca unterwegs***

»Freitagvormittag!« Nate schrieb diese Seiten auf einer in Arajuno geliehenen Schreibmaschine. »Als ich mich heute früh in dem neben dem Funkraum gelegenen Schlafzimmer ankleidete, hörte ich, wie Marj eine gerade von Marilou McCully durchgegebene Meldung wiederholte. Während Ed einer Glaubenskonferenz in Puyupungu beiwohnte, war Marilou in Arajuno geblieben. Sie sagte, dass sie guten Grund zur Annahme habe, dass Aucas in der Nähe der Station seien.

Mir gingen sofort zwei Gedanken durch den Kopf. Der erste war, dass hier die Gelegenheit zu einer Fühlungnahme war, und gleichzeitig dachte ich daran, dass einer von Eds Indianern schießen und alle bisherigen Mühen zunichtemachen könnte, und dass dann die Tür wieder zuschlug, die sich uns gerade zu öffnen schien.

Während Marj die Meldung nach Puyupungu weitergab, schob ich bereits das Flugzeug aus dem Schuppen. Es stand zu viel auf dem Spiel. Das Missionshaus in Puyupungu liegt etwa fünf Minuten vom Landestreifen entfernt. Ich war etwa eine Minute vor Ed auf dem Rollfeld, und dann flogen wir

sofort nach Shell Mera zurück. Während Johnny das Flugzeug auftankte, brachten Marj und Ruth Gemüse und Lebensmittel herbei, die Ed im Flugzeug verstaute. Ich holte noch einige Ausrüstungsgegenstände, die wir für die besondere Art der Expedition benötigten. Ich fand, dass es ein recht angenehmes Gefühl war, die kleine blanke Pistole, die ich erst kürzlich in Quito gekauft hatte, in der Tasche zu haben. Der Grund hierfür war wohl das Bewusstsein, dass die Waffe nur zur Abwehr eines Angriffs gedacht war und außerdem niemanden verletzen würde. Sie konnte nämlich auch mit Tränengaspatronen geladen werden. ›Na, schön‹, hatte Ed damals gesagt, ›wenn du nahe genug an den Angreifer herankommst, dann kannst du ja Tränengas schießen, aber ...‹

Das Wetter blieb gut, bis wir über den Tälern des Quellgebiets bei Arajuno standen. Dort zwangen uns tief liegende Wolken hinunter. Fünf Minuten vor Arajuno lagen sie bereits auf den Kämmen der Hügel, die das etwa 800 Meter breite Tal umsäumen. Ich blickte auf die Wolken in dem dahinter liegenden Tal, warf nochmal ein Auge auf das klare Gebiet jenseits der Bewölkungsgrenze und überlegte kurz. Sollten sich Schwierigkeiten ergeben, so würde ich in Spiralen auf 1500 Meter hochgehen und mit Südwestkurs das fünf Flugminuten entfernte Gebiet mit klarer Sicht ansteuern. Ich bog vom Kurs ab, um den Wendezügel zu überprüfen, ohne den ein solches Manöver nicht durchführbar ist. In Ordnung. Leichter, strichweise stärker werdender Regen veranlasste uns, einige Male zu kreisen, um gute Sicht zu erhalten. Wir glitten über den Hügelrücken und stiegen in das andere Tal hinab. Nach einer weiteren Minute – von denen uns eine jede Stunden zu dauern schien – hatten wir den Landestreifen unter uns. Wir nahmen zwar an, dass sich die Aucas das am Boden liegende Flugzeug hatten ansehen wollen und wieder in den Busch zurückgekehrt waren, nachdem es nicht Arajuno war. Trotzdem kreisten wir mehrmals, damit die ›Nachbarn‹ wissen sollten, dass wir zurück waren. Gegen 8.30 Uhr landeten wir. Da sich das Schlechtwettergebiet

nach Südwesten verlagerte, wären wir zu spät gekommen, wenn wir auch nur fünf oder zehn Minuten länger gezögert hätten.

Auf dem Weg zum Haus fragten wir uns, ob die Aucas uns wohl beobachteten. Ed ging schwer bepackt voraus. Wenn sie nach großen Steaks an langen Knochen Ausschau hielten, dann würden sie enttäuscht sein. Ich hatte die eine Hand in der Tasche und schaltete lässig die Sicherung meiner Pistole ein und aus. Dabei überlegte ich, wie lange es wohl dauerte, bis ein Schuss das Ende des ganzen Unternehmens ankünden würde. Als wir uns der Station näherten, hörten wir ein Weihnachtslied auf Ketschua singen. Ed sagte, dass Marilou mit den Indianern für die Weihnachtsfeier probte. Im Unterrichtssaal übernahm nun Ed für einige Minuten die Leitung. Er hielt den Indianern einen beredten Vortrag über das Thema ›Wie man Freunde gewinnt und Menschen beeinflusst‹. Dabei brachte er seinen Zuhörern auch die Verpflichtung nahe, die wir den Aucas gegenüber haben. Es hatte den Anschein, als ob in dieser Hinsicht das Maß an Missionseifer bei diesen neubekehrten Indianern in hohem Grad davon abhinge, wann und unter welchen Umständen sie auf die Aucas stoßen würden.

Dann gingen die Proben für das Weihnachtsfest ziemlich lustlos weiter. Er forderte danach die Indianer freundschaftlich auf, nach Hause zu gehen, aber sie lungerten noch weiter herum. Schließlich versprach er ihnen Süßigkeiten, und man wurde sich bald einig.

Als wir endlich allein waren, schlenderte Ed in den Wohnraum hinein, als sei er der freundliche Polizeibeamte, der hier sein Revier hat. Er sagte zu Marilou: ›Nur nicht verzweifeln, Lady. Gleich wird alles in Ordnung sein. Wir möchten nur gern die Tatsachen hören, die sich zugetragen haben.‹ Unsere Fähigkeit, derartige Dinge in einer ernstesten Situation einzuwerfen, bedeutet ein großer Aktivposten. Sie bringt einen jeden garantiert dazu, den zweiten Gang einzuschalten, wenn er zu forsch Gas gegeben hat.

Es ergab sich Folgendes: Gegen 5.40 Uhr war Fermin, der Indianer, der während Eds Abwesenheit aus Sicherheitsgründen im Schulhaus schlief, in Richtung Feld gegangen, um ein menschliches Bedürfnis zu verrichten. Als er ungefähr bei dem Pfahl angekommen war, an dem das Flugzeugmodell hängt, entdeckte er dort einen Mann – nackt und mit auf dem Hinterkopf zu einem Knoten gebundenem Haar. Er war mit einem Speer bewaffnet. Als sich die beiden zu Gesicht bekamen, machte ein jeder sofort kehrt. Zehn Sekunden später hatte Fermin vor Marilous Fenster nach Munition gerufen. Zum Glück war sein im Schulraum befindliches Gewehr nicht geladen. Als Marilou seinem Wunsch nicht nachkam, wurde er bleich vor Erregung und versuchte, Ratschläge zu erteilen, wie man die Aucas behandeln müsse.

Als Nächstes nahm Marilou dem erregten Kerl das ungeladene Gewehr fort. Dann holte sie eine Machete – sie wollte ihm diese als Geschenk geben – und ging den Pfad entlang. Dabei rief sie: ›*Biti miti punimupa* – Ich habe euch gern – Ich habe euch gern.‹ Zwischen ihren Rufen hörte sie das Schreien Fermins: ›Du bist wahnsinnig – Du bist wahnsinnig. Sie werden dich töten!‹ Dann kamen Fermin und Carmela – das ist das Indianermädchen, das bei Marilou wohnt und ihr bei den Hausarbeiten hilft – gelaufen, um sie zurückzuholen. Im gleichen Augenblick entdeckten sie eine frische, nasse Fußspur auf dem trockenen Brett, das dort über einem kleinen Graben liegt. Die Spur zeigte in Richtung auf das Haus. Marilou hatte dann die Machete auf die frische Spur gelegt und noch einige Male gerufen, dann war sie ins Haus zurückgekehrt. Eine halbe Stunde später war der Mediziner der Ketschuas zur Schule gekommen und hatte Marilou bis an die kleine Brücke begleitet. Da keine weiteren Anzeichen auf die Nähe von Besuchern hindeuteten, hatte sie die Machete wieder an sich genommen.

Carmela hatte die Vermutung aller wiedergegeben, als sie den Verdacht äußerte, Fermin habe den Aucamann nur in seiner Einbildung gesehen, und erst die Fußspur konnte sie von der

Richtigkeit seiner Behauptung überzeugen. Später hatte Marilou gehört, wie Fermin Carmela fragte, ob die Señora Angst habe. Auf Carmelas verneinende Antwort hin hatte er geantwortet: ›Sie wird sich wohl noch fürchten, wenn es Nacht wird und ich nicht mehr zu ihrem Schutz da bin. Ohne ein geladenes Gewehr bleibe ich nicht mehr hier. Ohne Gewehre werden wir alle getötet.‹

Wir besprachen noch eine Zeit lang die Lage, während Ed eine Machete und einen Topf für die ›Nachbarschaft‹ zurecht machte. Um 10.30 Uhr fiel immer noch leichter Regen. Wir setzten unseren Federkopfputz auf und gingen im Parademarsch über das Rollfeld. Dabei riefen wir freundliche Worte auf Auca und schwenkten die Geschenke über den Köpfen. Wir müssen wohl ausgesehen haben wie Don Quijote und Sancho Panza, die den Bäumen ihre Reverenz erweisen und sie beschenken wollen.

Nachmittags ging es ein weiteres Mal bis zum Ende der Rollbahn, wo wir unseren etwas ungewöhnlichen Auftritt wiederholten.

Wir waren der Ansicht, dass wir wahrscheinlich noch heute Abend mit den Aucas in Fühlung kommen würden. Wir wollten deshalb den für morgen vorgesehenen Abwurf schon jetzt durchführen. Um 15.30 Uhr waren wir über ›Palm Beach‹. Etwa zehn Minuten lang überprüften wir den Strand. Farbe und Verbandsstoff lagen noch da, obgleich nahe gelegene Uferteile seit unserem letzten Besuch anscheinend unter Wasser gestanden hatten. Wir rollten etwa 70 Meter über den Strand und gaben dann wieder Gas.

Der Anflug ist tatsächlich schwierig, während der Abflug – bis auf die weiter stromabwärts gelegene enge Stelle – sehr gut ist. Nun ging es zur ›Nachbarschaft‹. Unsere Freunde waren anscheinend von diesem Besuch überrascht. Keine ›Verkehrsposten‹ erwarteten uns. Vielleicht hatten wir sie durch die Regelmäßigkeit unserer früheren Besuche mit der Sieben-Tage-Woche vertraut gemacht. Wir führten einige Tiefflüge über dem Haus des Alten aus und filmten dabei. Unter uns hielt jemand

wieder ein Bündel – ähnlich dem der vorigen Woche – hoch. Wir warfen nichts ab. Am Haus, vor dem das Flugzeugmodell hing, sahen wir vier Menschen, während wir drei weitere auf der Lichtung entdeckten. Ein Bursche oben auf dem Hügel trug die rote Badehose, wir warfen ihm ein kleines, mit bunten Bändern geschmücktes Messer zu und flogen dann das Haupthaus an. Jetzt waren wir fest davon überzeugt, dass wir heute weniger Leute als sonst angetroffen hatten und dass mit einem Besuch Arajunos zu rechnen war.

Wir führten noch einige Tiefflüge aus und ließen einen an der Leine befestigten Topf abwärtsgleiten. Diesmal enthielt er in Bananenblätter eingewickelte Lebensmittelpäckchen mit Rindfleisch, Schokolade, Maniok, Keks, Süßigkeiten sowie Glasperlen. Sie übernahmen die Geschenke und holten sich etwa 20 bis 40 Meter der Leine heran, an die sie ihr Geschenk banden. Es war größer und schwerer als alle bisherigen. Mit ihm im Schlepptau nahmen wir Kurs auf Arajuno.

Nach der Landung stürmten wir durch das Gestrüpp und setzten dabei voraus, dass die Schlangen intelligent genug waren, uns aus dem Weg zu gehen. (Im Übrigen haben wir ja Schlangenserum im Flugzeug.) Das Geschenk erwies sich als ein großer schwarzer Vogel. Offenbar handelte es sich hier um eines ihrer Hühner. Das Tier saß in einem Korbkäfig, der durch Netzwerk und ein Bastgewebe verstärkt war. Über die Verwendung des Vogels sind wir uns noch nicht klar geworden. In dem Käfig befand sich auch ein Spinnrocken mit Wollgarn – ein sehr willkommenes Geschenk.

Abend und Nacht in Arajuno ...«



## ***Warum gingen die Männer fort?***

Der Zeitpunkt, an dem das »Unternehmen Auca« gestartet werden sollte, rückte schnell heran. Die Männer und ihre Frauen saßen viele Stunden zusammen und besprachen seine Durchführung.

Als ich mit Jim einmal über die Gefahren sprach, die dort im Dschungel auf ihn lauerten, war seine ruhige Antwort gewesen:

»Gut, wenn Gott es will, dann bin ich bereit, für die Aucas zu sterben.«

Als Jim noch Student am College war, hatte er einmal geschrieben: »Der ist kein Narr, der dahingibt, was er nicht behalten kann, um zu gewinnen, was er nicht verlieren kann.«

Zwei Geschenkflüge sollten noch durchgeführt werden, ehe man in »Palm Beach« landen würde. Am 23. Dezember – wir und die Flemings waren in Arajuno, um mit den McCullys Weihnachten zu feiern – flogen Nate und Jim über die Auca-Siedlung. Als sie den alten Mann, den sie auch früher immer angetroffen hatten, auf einer Lichtung sahen, flogen sie im Tiefflug in etwa 15 Metern Entfernung an ihm vorbei.

»Alle Wetter!«, sagte Jim. »Der Bursche versteht es, seinen Schreck zu verbergen!«

Nate gab ihm recht. »Sie scheinen sich eisern vorgenommen zu haben, nichts zu tun, was auf Furcht oder Feindseligkeit schließen lassen könnte«, schrieb er später. »Vielleicht fürchten sie das Huhn abzuschrecken, das ihnen goldene Eier ins Nest legt. Ihre Augen aber lügen nicht. Sie zeugen von Schrecken ... Und das ist auch verständlich. Sie machen den Eindruck von Sechsjährigen, die in der vordersten Reihe im Zirkus sitzen und denen der Clown die große Muskete direkt vor die Nase hält. Sie wissen, dass alles nur Spaß ist, aber ... o Bruder!«

Beim Haupthaus stand der ›leitende Verkehrsbeamte‹ in voller Uniform: Hemd und Hose. Die anderen – Jim zählte dreizehn Personen – trugen lediglich ›Uniform! Beim ersten Vorbeiflug hielt einer der Indianer etwas hoch, offensichtlich ein für sie bestimmtes Geschenk. Sie warfen ein Tragnetz ab, in dem ein weißes Tuch, eine Taschenlampe, eine Hose und verschiedene Schmuckstücke verpackt waren. Wie gerne hätten sie zugesehen, wie die Aucas hinter den Sinn der Taschenlampe zu kommen versuchten!

Jim verkündete, dass sich das Paket der Aucas an der Leine befand, und Nate rollte aus der Spirale, um es hochzuziehen. Es war wohl das bisher schwerste Geschenk.

In Arajuno schlug das in Bast eingewickelte Bündel heftig auf den Boden. Es fiel knapp 20 Meter von Eds Haus entfernt ins Buschwerk. Sein Inhalt war:

Gekochter Fisch,  
einige kleine Pakete mit Erdnüssen,  
mehrere Stücke gekochter Maniok,  
eine gekochte Banane,  
zwei Eichhörnchen, die – offenbar durch den harten Aufprall – getötet waren,  
ein Papagei, lebendig, aber ein wenig verstört,  
zwei Bananen im Käfig des Papageis,  
zwei beim Aufprall zerbrochene Tongefäße,  
ein Stück gekochtes Fleisch  
und ein geräucherter Affenschwanz.

Dies war bei Weitem die größte und vielseitigste Kollektion, die unsere ›Nachbarn‹ im Verlauf der Tauschgeschäfte zusammengestellt hatten. Jim und Ed untersuchten das Fleisch, und alle knabberten von den Erdnüssen.

Obgleich Pete seine endgültige Entscheidung noch nicht getroffen hatte, war er mit Olive und drei weiteren Paaren, die in unmittelbarer Beziehung zu dem Projekt standen, am 23. zu einer Besprechung zusammengekommen.

Roger und Barbara Youderian befanden sich noch auf ihrer Station Wambimi, tief unten im südlichen Dschungel.

Die Frauen waren besonders daran interessiert zu wissen, welche Vorsichtsmaßnahmen im Einzelnen getroffen werden sollten. Roger hatte den Operationsplan aufgestellt. Jim erhielt die Aufgabe, ein Haus vorzuarbeiten, das ohne Weiteres in einem Baum aufgeschlagen werden konnte. Dies würde für Sicherheit bei Nacht sorgen, besonders wenn man ständig eine Gaslaterne brennen ließ, um das Gelände am Fuße des Baumes zu erleuchten. Ed sollte sich um den Ausbau der Handelsbeziehungen zu den Aucas kümmern, Roj hatte die sanitäre Ausrüstung des Unternehmens sicherzustellen, Nate die Verbindungen und den Warentransport, Jim hatte für Waffen und Munition sowie deren Instandhaltung zu sorgen, und Pete sollte, falls er sich noch zur Teilnahme entschloss, Nate bei den Flügen nach und von Arajuno sowie bei den Flügen über die Aucahäuser behilflich sein. Außerdem würden die Vorräte in »Palm Beach« seiner Verwaltung unterstehen. Roger hatte bereits ein System von Code-Zeichen ausgearbeitet, die man im Sand am Ufer auslegen konnte, und für jeden Teilnehmer eine Karte gezeichnet mit den Decknamen, die er für die richtigen Punkte festgelegt hatte. Das Material über die Aucasprache, das Jim in den vergangenen Monaten mit mir zusammengetragen hatte, wurde geordnet und von allen Teilnehmern notiert.

Marj hatte bereits ihren Posten am Funkgerät in Shell Mera, den sie stets besetzt hielt, wenn das Flugzeug in der Luft war,

und mit dem sie nach einem festgelegten Plan die Verbindung zu den Männern am Boden aufrechterhielt.

Man beschloss, dass Barbara in Arajuno bleiben sollte, um Marilou bei der Zubereitung des Essens zu helfen, das Nate täglich nach »Palm Beach« fliegen würde.

Das Auftauchen des Aucas bei Arajuno, die Tatsache, dass die Ketschuas hellhörig waren, der starke Auftrieb, den die Geschenkflüge gebracht hatten, und selbst das Wetter – dies alles rückte den Tag der Entscheidung in unmittelbare Nähe. In einem Monat würde die Regenzeit beginnen, in der die Flüsse über ihre Ufer traten, sodass jede Landung unmöglich wurde. Die ideale Zeit für die Errichtung des Brückenkopfes »Palm Beach« würde Anfang Januar sein, wenn der Vollmond war. So setzten sie Dienstag, den 3. Januar, für den Beginn des »Unternehmens Auca« fest.

Das Weihnachtsfest in Arajuno wurde fast so weihnachtlich wie daheim gefeiert. Dies war in erster Linie Marilou zu verdanken. Sie hatte einen kleinen Weihnachtsbaum aus Bambus mit Lichtern und Lametta hergerichtet. Ed und Jim, die bereits »reservierte Plätze« für die Reise nach »Palm Beach« belegt hatten, waren bester Laune.

Eines Abends – wir Frauen waren allein – kam das Gespräch auf die Möglichkeit, dass wir eines Tages unsere Männer verlieren könnten. Doch diese Tatsache erregte uns nicht. Gott hatte uns den Frieden des Herzens und das Vertrauen geschenkt, dass sein Wort bestehen bleibt und dass er, wenn er »seine Schafe austreibt, vor ihnen hergeht«. Bisher war Gottes Führung ganz unverkennbar zu sehen. Als wir unsere Männer heirateten, hatte eine jede von uns gewusst, dass es niemals die Frage geben konnte: Wer kommt zuerst?

Gott und sein Werk hatten bei ihnen allen den ersten Platz inne. Dies war die Bedingung für wahre Jüngerschaft und wurde jetzt für uns von schicksalhafter Bedeutung.

War es der Drang nach erregendem Abenteuer, der unsere Männer vorantrieb? Nein, niemals! Mit aller Klarheit war es in

ihren Briefen und Tagebüchern zu lesen, dass sie nicht hinausgezogen waren, um einen Löwen zu erlegen oder einen Bergriesen zu bezwingen. Sie erhielten ihren Auftrag von einer anderen Stelle. Ein jeder von ihnen hatte eine persönliche Abmachung mit Gott, denn sie alle vergaßen nie, dass sie Gott gehörten, weil sie von ihm erschaffen worden und durch den Tod seines Sohnes, Jesus Christus, erlöst worden waren. Dieser doppelte Anspruch auf das Leben eines jeden Einzelnen regelte ein für alle Mal die Frage ihres Treueverhältnisses. Hier handelte es sich nicht um das Streben, es dem Leben unseres großen, vollkommenen Lehrers gleichzutun. Das wird keinem menschlichen Wesen möglich sein. Für diese Männer war Jesus Christus der Sohn Gottes, der nur deshalb Mensch geworden war, um für die Menschen sterben zu können. Durch seinen Tod wandte er nicht nur die Strafe für ihre Sünden ab, sondern er verhalf auch zum ewigen Leben in Kraft und Herrlichkeit. Das bedeutete einfach, dass sie Christus zu gehorchen hatten, und darüber hinaus, dass er die Kraft zum Gehorsam geben würde. Der Augenblick der Entscheidung war erreicht. Gottes Gebot »Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur«, war der kategorische Imperativ. Die Frage der persönlichen Sicherheit war vollkommen unwichtig.

Am Sonntagnachmittag, dem 18. Dezember, saß Nate an seiner Schreibmaschine, um der Welt für alle Fälle zu sagen, warum sie hinausgingen. Und diese Worte schrieb er für alle: »Wenn wir die Zukunft abwägen und Gottes Willen zu erforschen suchen, ist es dann richtig, dass wir unser Leben für eine Handvoll Wilder aufs Spiel setzen? Wenn wir uns selber diese Frage vorlegen, dann wird uns klar, dass es nicht der Ruf einiger Tausend armer Menschen ist, sondern vielmehr der schlichte Wink des prophetischen Wortes, dass am Jüngsten Tag etliche von jedem Stamm vor Gottes Thron stehen sollen. Dann empfinden wir in unseren Herzen, dass es Gott wohlgefällig ist, wenn wir es uns zur Aufgabe machen, für Christus eine Bresche in das Gefängnis zu schlagen, in dem die Aucas leben.

Wenn wir hier das hohe Fest der Weihnacht begehen, dann wollen wir, die wir Christus kennen, auf den Schrei der Verdammten hören, wenn sie kopfüber in die christlose Nacht stürzen, wo es nie eine Hoffnung für sie gibt. Mögen wir so vom Mitleid ergriffen werden, wie unser Herr, Jesus Christus, es war. Mögen wir Tränen der Reue für die vergießen, die wir nicht aus dem Dunkel herausführen konnten. Mögen wir außer den freundlichen Szenen von Bethlehem auch den bedrückenden Todeskampf von Golgatha sehen. Möge uns Gott neue Einsicht in seinen Willen hinsichtlich der Verlorenen und unserer Verantwortung schenken.

Ach, könnten wir doch nur das Schicksal dieser Steinzeit-Menschen verstehen, die in tödlicher Furcht vor Hinterhalten im Dschungel leben – für die der Knall eines Gewehrs geheimnisvollen Tod bedeutet – und die glauben, alle Menschen auf der Welt seien Mörder wie sie. Wenn Gott uns diese Einsicht geben würde, dann käme das Wort ›Opfer‹ nie mehr über unsere Lippen und in unsere Gedanken.

Die Dinge, die uns heute so kostbar erscheinen, würden wir hassen. Unser Leben wäre auf einmal zu kurz. Nutzlose Zerstreuungen würden wir verachten, und in Christi Namen würden wir den Feind mit aller Energie angreifen. Möge Gott uns helfen, uns selbst nach den Ewigkeiten zu beurteilen, welche die Aucas davon trennen, das Wunder der Weihnacht und Jesus Christus zu begreifen, der, obgleich er reich war, unsertwegen arm wurde, damit wir durch seine Armut reich gemacht würden.

Herr, Gott, sprich du zu meinem Herzen, tue mir deinen heiligen Willen kund und gib mir die Freude, in ihm zu wandeln.«

## ***Wir gehen nicht allein***

Neujahrstag 1956. Wir hatten Ed und seine Familie sowie Pete und Olive Fleming in Shandia zu Besuch.

Roger und Barbara Youderian weilten im Haus der McCullys in Arajuno, um zur Stelle zu sein, falls die »Nachbarn« einen Besuch machen sollten.

Nate schloss seine verantwortungsvollen Vorbereitungen ab, die dem Transport der Missionare und der Ausrüstung nach »Palm Beach« galten.

Inzwischen hatte sich Pete zum Anschluss an unser Unternehmen entschlossen. Nate hatte daher vorgehabt, am 2. Januar Pete und Olive und die McCullys von Shandia nach Arajuno zu fliegen. Jim sollte einen Tag später folgen. Bei der morgendlichen Funkverbindung meinte Nate aber: »Ich halte es für besser, wenn du heute nach Arajuno kommst, Jim. Wir haben noch einiges zu besprechen, und es dürfte ratsam sein, das gute Wetter auszunutzen.«

Während die McCullys und die Flemings nach Arajuno geflogen wurden, machte sich Jim daran, seine Sachen in ein indianisches Tragnetz zu packen. In den Beutel kam alles, wovon er

glaubte, dass es den Aucas helfen oder Freude machen könnte: eine Mundharmonika, eine Tasche mit Mitteln gegen Schlangenbisse, eine Taschenlampe, ein Vorführgerät mit Filmrollen und ein Jo-Jo-Spiel. Vor allem vergaß er nicht das kostbare Heft mit dem vielen Material über die Auca-Sprache, zu dem eine sorgfältig ausgearbeitete Formenlehre gehörte. Ich half Jim beim Packen, und ganz unwillkürlich kam mir der Gedanke: »Wird dies das letzte Mal sein, dass ich für ihn etwas tun kann? Wird dies das letzte Mittagessen sein, das ich ihm zubereiten darf?«

Als das kleine Flugzeug heranbrummte, über dem Rollfeld kreiste und zur Landung ansetzte, um Jim, das Gepäck und die letzten wenigen Teile des von ihm vorgearbeiteten Baumhauses an Bord zu nehmen, gingen wir gemeinsam nach draußen. Jim sah nicht zurück. Auf dem Landestreifen küsste er mich zum Abschied, und das Flugzeug startete.

An jenem Abend in Arajuno setzten die fünf Männer einen genauen Zeitplan für ihre Landung auf »Palm Beach« fest. Sie wollten sich ganz sicher sein, dass dort alle notwendigen Arbeiten bis zum Abend geschafft sein konnten. Nichts wurde außer Acht gelassen. Sie fertigten Listen der für jeden Flug vorgesehenen Ladungen an, und jeder der Beteiligten bekam eine Kopie ausgehändigt. Nach dem Abendessen wurde die gesamte Ausrüstung bereitgelegt. Bald sah der Platz vor dem Haus wie ein Kai einige Stunden vor der Abfahrt eines Dampfers aus. Jeder überprüfte seine Ausrüstungsliste und vervollständigte sie.

Nachts konnte Nate, auf dem die Hauptverantwortung lag, schwer Schlaf finden. Er war in Arajuno geblieben, um am folgenden Morgen sofort bereit zu sein. In sein Tagebuch schrieb er:

»Ich war sehr bald eingnickt, sah aber das Leuchtzifferblatt meiner Uhr um 0.30 Uhr und dann wieder um 2.00 Uhr. Von diesem Zeitpunkt an lag ich gleichsam auf Horchposten. Ich betete, versuchte Verse aus dem Gedächtnis aufzusagen und zu zählen. Alle meine Gedanken schienen sich um den ersten Start und die erste Landung zu drehen. Ich hatte den Freunden gesagt, dass



ich beim ersten Flug nur einen mitnehmen würde. Das bedeutete, dass einer von ihnen zunächst allein auf der Sandbank bleiben musste. Roger kam dafür nicht infrage, weil er nur den Dialekt der Jivaros sprach. Ed und Jim stritten darum, wer mitkommen sollte, und Jim führte ins Feld, dass er leichter sei. Als ich dann sagte, dass ein Unterschied von 15 Pfund schon entscheidend sein könnte, holten sie die Waage aus dem Baderaum. Ed war nur sieben Pfund schwerer als Jim.«

Nate fuhr dann in seinem Tagebuch fort: »Wenn ich jetzt unsere Möglichkeiten nicht richtig eingeschätzt habe, dann sitzen Ed und ich tatsächlich schön in der Klemme. Wird das Flugzeug bei der Landung beschädigt, ist es bei einer Überschwemmung so gut wie verloren. Vielleicht werden wir es sogar abmontieren und einen neuen, höher gelegenen Landestreifen herrichten müssen: und das alles in einem von Aucas bevölkerten Urwald! Aufgrund der früheren Erfahrungen haben wir das alles berücksichtigt und sind doch bei dem Entschluss geblieben, auf dem einmal beschrittenen Weg weiterzugehen. Es ist immer noch ein schwerer Entschluss.

Zum letzten Mal nickte ich gegen 4.00 Uhr früh ein. Ich schlief dann durch, bis sich um 5.45 Uhr das Leben im Haus zu regen begann.«

Der Morgen des 3. Januar brachte klares Wetter. Irgendwie hat Nate später noch die Zeit gefunden, über die Ereignisse jenes Tages zu berichten, an dem sie zum ersten Mal auf Aucagebiet landeten:

»Roj und ich gingen sofort zum Flugzeug. Die rechte Bremse hatte Flüssigkeit verloren. Mit einer Zehn-Kubikzentimeter-Spritze saugten wir Bremsflüssigkeit aus dem linken Hauptzylinder ab und spritzten sie in den rechten ein. Kein Erfolg. Es genügte nicht. Es war gestern Abend beim Anbringen der Bremsvorrichtung zu viel verloren gegangen.

Die anderen schleppten Bretter, Ausrüstungsgegenstände und Aluminium auf den Landestreifen und legten dort alles der Reihe nach hin.

Beim Funkanruf um sieben Uhr früh sagten wir Marj, sie möge Johnny bitten, uns so schnell wie möglich Bremsflüssigkeit herauszubringen. Im Übrigen hatte Olive eine schlechte Nacht gehabt – sie war krank – und wollte mit Johnny nach Shell zurückfliegen. Durch diese Verzögerung gewannen wir Zeit, in Ruhe zu frühstücken und gemeinsam zu beten.«

Zum Abschluss ihrer Gebete sangen die fünf Männer eines ihrer geistlichen Lieblingslieder »Wir bau'n auf dich« nach der mitreißenden Melodie von »Finlandia«. Jim und Ed kannten dieses Lied seit den gemeinsamen Tagen auf dem College. Beim letzten Vers klang tiefe Überzeugung aus ihren Stimmen:

*Wir bau'n auf dich, du unser Schild beim Streiten,  
dein ist die Schlacht und dein sei auch der Ruhm,  
wenn durch das Tor der Herrlichkeit wir schreiten,  
um ewig bei dir auszuruhn.*

Nates schlichter Bericht fährt dann fort:

»Es war ein herrlicher Tag. Die Sandflöhe sorgten dafür, dass wir ständig etwas zu tun hatten. Um 7.40 Uhr landete Johnny. Wir verabredeten, dass er sich hier bereithalten sollte, bis klar war, wie die erste Landung verlaufen war. Drei Minuten nach acht waren Ed und ich in der Luft. Das entsprach fast genau unserem Zeitplan. Als wir den ersten Hügelrücken überflogen hatten, wurde es uns angesichts des Flussnebels, der über dem Curaray lagerte, klar, dass wir keinesfalls früher hätten starten dürfen. Der Nebel wurde beunruhigend dick, doch immer wieder auftretende Löcher ermöglichten es uns, den Fluss im Auge zu behalten. Da die Sonne schien, hielten wir es für gut, weiterzufliegen und wenn nötig zu warten, bis sich der Nebel gesenkt hatte.

Als wir uns bis auf etwa zwei Flugminuten »Palm Beach« genähert hatten, wurde der Nebel dünner, sodass wir zum Anflug abgleiten konnten. Wir setzten wie zu einer richtigen Landung an, überprüften die ganze Rollstrecke auf irgendwelche Hindernisse und zogen dann wieder hoch.

Ich hatte drei Anläufe vor der endgültigen Landung geplant, aber wir trafen alles genau so an, wie wir es schon mehrmals zuvor gesehen hatten. Beim zweiten Mal drückten wir das Flugzeug zwischen den Bäumen steil hinunter. Da alles in bester Ordnung schien, setzte ich die Maschine auf. Das rechte Rad landete knapp zwei Meter neben dem Wasser. Als sich das Gewicht auf beide Räder verlagert hatte, merkte ich, dass der Sand doch recht weich war, aber es war zu spät, die Maschine nochmals hochzuziehen. Ich stellte den Steuerknüppel zurück und wartete. Noch eine weichere Stelle, und wir würden auf der Nase liegen – oder auf dem Rücken. Aber alles ging gut. Wir sprangen aus dem Flugzeug und atmeten erleichtert auf. Ich war froh darüber, dass wir dieses Hindernis hinter uns hatten, und ich dachte kaum noch an die drohende Möglichkeit, dass mir der Start nicht glücken könnte. Jedenfalls war es ein herrlicher Erfolg, dass wir nun hier Fuß gefasst hatten.

Wir liefen auf dem Sandstreifen hin und her, um die beste Strecke für einen Startversuch zu finden, und beseitigten Hindernisse, die einen der Reifen hätten beschädigen können. Dann ging Ed mit der Filmkamera an das andere Ende, während ich in Startstellung rollte.

Etwa 25 Meter vor dem Ende der Bahn bemerkte ich, dass das rechte Rad einsank – und auch mein Herz begann zu sinken. Ich stellte den Motor ab, und Ed kam herbeigelaufen. Er hob den Flügel an und schwenkte das Schwanzstück herum. Mithilfe des Motors und während Ed den Flügel abstützte, kamen wir los und stellten den Motor wieder ab. Dann suchten wir aufs Neue nach festerem Boden. Schließlich schoben wir das Flugzeug rückwärts in die Büsche am Ende des Strandes. Das bedeutete den Verlust von etwa 25 der insgesamt verfügbaren 180 Meter: bei dem beinahe überall recht weichen Boden ein schmerzlicher Verlust. Da das Flugzeug jetzt aber leichter war und wir uns in einer Höhe von etwa 300 Metern über dem Meeresspiegel befanden, würden wir mehr Windauftrieb haben.

Während ich in das Flugzeug stieg, ging Ed wieder an das andere Ende des Strandes. Mir war nicht ganz wohl zumute, wenn ich daran dachte, was seine Filmkamera jetzt festhalten würde. Noch ein prüfender Blick über den Startstreifen, und ich brauste los. Der Sand schien die Räder an sich reißen zu wollen, da aber die Beschleunigung befriedigend war, wagte ich, das Höhensteuer zu betätigen, und befand mich nach etwa 120 Metern in der Luft und nach weiteren 40 Metern über dem Wasser. Ich flog mit etwa 50 Stundenkilometern. Zunächst hielt ich mich dicht über dem Wasser, um die Geschwindigkeit zu steigern, dann zog ich die Maschine steil aus der mit Hartholz bestandenen Schlucht heraus. Noch einmal kreiste ich, grüßte Ed und nahm dann Kurs auf Arajuno, nicht ganz im Klaren darüber, wie es das nächste Mal klappen würde. Immerhin wusste ich, womit ich zu rechnen hatte.

In Arajuno herrschte allgemeine Freude, als man das Flugzeug zurückkommen sah, aber mein Bericht dämpfte die Feststimmung beträchtlich. Wir setzten die Liste für den zweiten Flug außer Kraft. Stattdessen nahm ich Jim und Roj sowie besonders dringend benötigte Dinge – so das tragbare Sprechfunkgerät – und einigen weiteren Proviant an Bord. Wenn etwas beim Landen schiefging, dann waren wir zumindest zu viert. Johnny blieb weiter in Bereitschaft. Er gab uns den Rat, die Luftreifen des Fahrgestells nicht so stark aufzupumpen, dann würden sie weniger tief in den Sand einsinken. Auf den Gedanken war ich noch gar nicht gekommen, und ich fühlte mich schon wohler, als ich den Luftdruck auf etwa zweieinhalb Atmosphären je Rad verringert hatte.

Drei Minuten später als vorgesehen starteten wir. Der Nebel war fast völlig verschwunden. Wir kreisten vor der Landung noch einmal, überprüften die Sicherungsgurte und glitten dann zwischen den Bäumen in die Anflugschneise. Die weichen Räder hielten sich weit besser auf dem Sand, der inzwischen durch die Sonne trockener geworden war.

Jubelnd begrüßten sich die ›drei Musketiere‹. Sie mach-

ten sich sogleich ans Werk und säuberten den Platz von allen Hindernissen, während ich die Maschine in Startstellung brachte. Alles verlief dann wie beim ersten Mal: zunächst über das Wasser und dann steil hoch.

Flug Nummer drei brachte weiteres Werkzeug und die wichtigsten Bretter für das Baumhaus mit. Ich glaube, wir waren etwa zehn Minuten gegenüber der angesetzten Zeit im Verzug.

Die ›drei Musketiere‹ hatten bereits einen geeigneten Baum ausgesucht, der – ein wenig schräg gewachsen – nahe an der offenen Sandfläche stand. Als Erstes nagelten sie die Leiter an. Es ging etwas langsam, denn man hatte sich ausgerechnet einen Eisenholzbaum ausgesucht, der obendrein seinem Namen besondere Ehre machte. Mit den nächsten Flügen wurden persönliche Gebrauchsgegenstände, weitere Lebensmittel sowie die letzten Bretter und Aluminiumplatten herangebracht.«

An Sicherheitsgurten arbeitend und von Myriaden von Schweißfliegen sowie winzigen Mücken geplagt, gelang es den Männern, die beiden Plattformen festzunageln, auf denen sie in nächster Zeit schlafen würden. – Als Nate den fünften Flug durchgeführt hatte, nahm er Kurs auf »Terminal City«, wo er den Aucas über die Lautsprecheranlage zurief: »Kommt morgen an den Curaray.« Den Indianern machte diese Botschaft offenbar Kopfzerbrechen. Nate flog noch einmal an »Palm Beach« vorbei und rief den Kameraden zu, dass er den Aucas die Botschaft überbracht habe, dann flog er weiter nach Arajuno zur Nachtruhe.

Am folgenden Morgen schrieb mir Jim:

»Ich habe mich an der Handkurbel des Funkgeräts abgemüht. Niemand hört uns, während wir alle Morgenverbindungen deutlich bekommen. Wir haben eine gute Nacht verbracht, mit einer Unterbrechung bei Kaffee und Sandwiches um zwei Uhr früh. Heute Nacht hat niemand Wache gehalten, weil wir uns hier in unserer kleinen Kabine, etwa zehn Meter über dem Erdboden, sehr wohl und sicher fühlen. Der Strand ist für Landun-

gen gut geeignet, aber zu weich für den Start. Wir haben jetzt drei Möglichkeiten:

1. Wir könnten warten, bis die Sonne den Strand hart gemacht hat und eine steife Brise gute Startmöglichkeiten gibt.
2. Wir könnten nach ›Terminal City‹ umziehen und dort einen Landestreifen anlegen.
3. Wir könnten überhaupt aufgeben.

Wir sahen die Spuren eines Pumas und hörten während der Nacht sein Brüllen. Der Dschungel hier ist prachtvoll, offen und voller Palmen. Viel heißer als Shandia. Obwohl ich des Nachts nur ein Netz über mir hatte, musste ich sehr schwitzen. Wir sind voller Hoffnung, sahen aber noch keinerlei Anzeichen von den ›Nachbarn‹. Vielleicht ist heute der Tag, an dem wir sie sehen. Der Aufbau unserer Hütte war sehr anstrengend, aber nun werden wir dadurch belohnt, dass wir frei vom Boden sind. Jetzt steigen wir nach unten. In der Tasche die Pistolen, in den Händen Geschenke und in unseren Herzen Gebete. Bald mehr ...«

Und Ed schrieb an Marilou:

»Liebste,

es ist ein Uhr nachmittags, und wir haben eben zu Mittag gegessen. Nate startet, um zu sehen, ob er die Burschen ausfindig machen kann. Wir warten darauf, dass sie sich hier zeigen. Die Mahlzeiten sind gut und reichlich. Heute Abend schicke ich mit Nate schmutzige Wäsche zurück. Die Insekten sind schlimm. Nachstehend eine Liste der von uns noch benötigten Dinge:

1. Zwei Luftmatratzen – die Plastik-Matratzen schicken wir zurück,
2. den Pfriem für den Spirituskocher,
3. drei *Shigras* (indianische Tragnetze), die wir in unserem Baumhaus aufhängen und in denen wir unsere Sachen aufheben wollen,
4. eine leere Milchkanne, in die wir die Süßigkeiten tun können,
5. Brennstoff für den Spirituskocher,

6. Sonnenbrille,
7. Insekten-Schutzmittel,
8. mehr Milch und Limonade,
9. alte Fleischreste als Fischköder,
10. Tropenhelm, falls dort aufzutreiben.

Ich liebe dich sehr. Liebe Grüße an die Jungen. Ed  
Dank für alles.«

Am Mittwoch starteten Nate und Pete schon sehr früh von Ara-juno. Sie flogen über »Terminal City« und bemerkten dort eine »spürbare Verringerung der Schaulustigen«. Das veranlasste sie zu der Annahme, dass die Aucas unterwegs nach »Palm Beach« seien. Bei der Landung trafen sie Ed, Roger und Jim, wie sie am Ufer entlanggingen, Geschenke hochhielten und Begrüßungs-worte zu den Bäumen hinüberriefen. Nate machte sich sofort an die Überprüfung des Funkgeräts. Er stellte fest, dass der Sen-der nicht funktionierte, weil sich ein Kabel im Mikrofon gelöst hatte. Er war sehr erleichtert, als er die Verbindung mit Shell Mera wiederhergestellt hatte. Dann errichtete er zusammen mit Roger am Strand ein kleines Badehaus: Später schwammen sie im Fluss. Ed und Jim ruhten im Baumhaus aus.

Der Nachmittag schlich träge dahin, und als die Tropensonne hinter den hohen Bäumen des Waldes verschwand, zwängte Nate sein kleines Flugzeug wieder aus dem Flusstal heraus. Mit Pete an Bord nahm er Kurs auf Arajuno, um dort die Nacht zu verbringen. »Gott sei gedankt für die ungewöhnlich deutliche Segnung, die uns gestern und heute zuteilwurde«, schrieb Nate in sein Tagebuch. »Gott sei gedankt für eine so gute Mannschaft, und er möge verhüten, dass einer von uns nicht mit einstimmt in sein Lob.«

Schon am Donnerstag, dem 5. Januar, schrieb Nate über den weiteren Fortgang des Unternehmens. Offenbar fand er keine Ruhe, ehe er nicht alles niedergeschrieben hatte. Der Bericht über die täglichen Ereignisse jener letzten Woche war mit Blei-stift in ein Schulheft gekritzelt. »In »Palm Beach« ist alles ruhig.

Wir haben das Empfinden, dass man uns beobachtet. Heute morgen sind Pete und ich auf dem Hinflug über ›Terminal City‹ gewesen. Beim Haus des alten Indianers sahen wir nur zwei Frauen und zwei Kinder. Das Haus mit dem Flugzeugmodell davor lag ganz verlassen. Die Frauen und Kinder sind wohl zu dem großen Haus gegangen, denn dort entdeckten wir etwa sechs Frauen, mehrere Kinder und – vermutlich – einen älteren Indianer.

Während wir in Richtung auf ›Palm Beach‹ gingen, suchten wir die etwa 1,5 Kilometer weiter flussabwärts gelegenen Sandplätze ab. Wir sahen verschiedene Spuren, die wohl von Tapiren und anderen kleineren Tieren herrührten. Als wir uns dem Lager näherten, wollten wir dicht über dem Fluss fliegen und die Kameraden begrüßen, dann wieder hochziehen und zur Landung ansetzen. An der letzten Biegung des Flusses aber entdeckten wir plötzlich Fußspuren. Wir flogen daher die gleiche Strecke nochmals ab, um uns von der Richtigkeit unserer Beobachtung zu überzeugen. Ja, es waren ganz unverkennbar Fußspuren. Dann ging es im Tiefflug am Lager vorbei, wir grüßten die Freunde, zogen hoch, überprüften noch die beiden Plätze oberhalb des Lagers (keine Spuren dort!) und landeten. Die Nachricht von den Fußspuren munterte die ›Musketiere‹ sichtlich auf. Alle hatten prachtvoll geschlafen. Um neun Uhr abends war starker Wind aufgekommen und hatte solchen Lärm gemacht, dass die drei davon wach wurden. Gleich darauf waren sie wieder eingeschlafen. Sie hatten oben eine Laterne brennen, um den Ort gut erleuchtet zu halten. Um fünf Uhr früh leuchteten sie mit der Taschenlampe nach unten, um nach der Machete zu sehen, die sie am Vorabend dort niedergelegt hatten. Sie war verschwunden! Während der nächsten Viertelstunde hallte der Dschungel von Aucaworten wider – mit einem Akzent, der an den des nordamerikanischen Mittelwestens erinnerte. Sie leuchteten dann wieder nach unten, um noch einmal genau nachzusehen. Ein großes Blatt war auf die Machete gefallen und verdeckte sie. Welche Enttäuschung!



Als Pete und ich landeten, war Jim draußen im Fluss und fischte – fast in Auca-Uniform. Auf Formen scheinen sie hier angesichts der ›Bekleidung‹ unserer Nachbarn nicht allzu großen Wert zu legen. Wenn sie uns nach unserer Kleidung beurteilen, dann tun wir alles, um bei ihnen einen guten Eindruck zu machen. Pete sah in seinem Hemd mit den langen Ärmeln, der verbeulten Hose und dem alten Strohhut wie ein Vagabund aus. Die Fliegen sorgten dafür, dass wir anderen uns mit Leinwandhemden, Hosen und Tennisschuhen bekleideten. Wenn Jim nicht fischt oder mitten im Fluss steht und uns aus seinem Notizbuch Unterricht in der Auca-Sprache erteilt, sitzt er im Rauch des Feuers.

Sieht man von den 47 Billionen fliegenden Insekten jeder Art ab, so ist dieses Fleckchen hier ein kleines Paradies. Mithilfe von Rauch und Insektenpulver erfreuen wir uns alle sehr dieses Erlebnisses. Vorhin hat Jim einen fast 40 Zentimeter langen Wels aus dem Fluss gezogen, der jetzt über dem Feuer brät. Ed und Roger sind dabei, an der Flussbiegung eine beim Anflug störende Baumgruppe zu beseitigen. Die Schneise ist dort sehr eng, nun wird das erheblich besser werden.

Pete ist immer tätig. Im Augenblick kocht er das Mittagessen und hat gerade einen Plastikbeutel mit zubereitetem Rohgemüse in das Kochgefäß geleert, in dem schon Fleisch schwimmt. Er steigt in das Baumhaus, um Salz zu holen.

Das Panzerhemd (aus Brust- und Magenplatten), das Roj aus einem alten Benzinkanister angefertigt hat, bewährte sich ausgezeichnet als Herd. Wenn wir Feuer machen, werfen wir – nach Sitte der Indianer – Termitennester hinein, um die Mücken zu verjagen.

Als die drei ›Musketiere‹ zurückkehrten, war das Essen fertig. Wir machten uns mit großem Appetit darüber her. Es verschwand im Handumdrehen und wurde mit beträchtlichen Mengen lauwärmer Limonade hinuntergespült.

Als Pete und ich von den Fußspuren berichteten, wurden wir lärmend ausgelacht. Schließlich aber drängte die Neugier doch

dazu, der Sache nachzugehen. Jim und Roj machten sich stromabwärts auf den Weg. Sie wateten am Ufer entlang und suchten alles ab. Wir vereinbarten, dass wir nach einer Stunde aus der Luft Nachschau halten würden. 50 Minuten später sahen wir sie zurückkehren. Ich ging ihnen entgegen und fing schon von Weitem das Wort ›Tapir‹ auf. Als wir näher beieinander waren, riefen sie: ›Aucas – mindestens dreißig!‹

Typische Auca-Fußspuren hatten sie gesehen, die von einem Erwachsenen, einem etwa zwölfjährigen Kind und einem kleinen Knirps stammten. Die Spuren waren aber wohl rund eine Woche alt. Der Schlamm wies bereits Risse auf. Trotz der Geschwindigkeit, mit der wir darüber hinweggebraust waren, hatten wir doch ganz richtig die Fußabdrücke inmitten der zahlreichen Tierspuren erkannt. Unter den Spuren gab es auch einige, die von Alligatoren, Pumas und Tapiren stammten. Auch schöne fette Enten bekamen wir zu Gesicht. Einer der Freunde meinte: ›Wie schade, dass sie jetzt Schonzeit haben!‹ (Um die Indianer nicht zu erschrecken, war vereinbart worden, dass niemand schießen sollte.) Als ein anderer aber scherzend bemerkte, wir sprächen hier mitten in Ecuador kein Wort Spanisch, erhielt er zur Antwort: ›Das tut auch sonst niemand in der ganzen Gegend.‹

Wir hatten bald herausgefunden, wie angenehm es sich in dem seichten Wasser faulenzieren ließ. Nachdem ich die für zwei Uhr nachmittags vereinbarte Funkverbindung gehabt hatte, warf ich die Kleidung ab, setzte den Tropenhelm auf und floh vor den lästigen Mücken ins Wasser. Die Freunde hielten das für einen Anblick, welcher der Nachwelt erhalten werden sollte, zückten die Kameras, um – einen Tropenhelm und zwei nackte Füße zu knipsen. Einige Aufnahmen wurden noch wirkungsvoller, dass man der Wasser-Siesta die Zeitschrift *Time* beifügte.

Um drei Uhr nachmittags startete ich und ging auf 1800 Meter Höhe, von wo aus ich ›Terminal City‹ und ›Palm Beach‹ gleichzeitig übersehen konnte. Dann ging ich in einen langsamen Gleitflug über, den ich hin und wieder unterbrach, um

mit Vollgas enge Kreise zu fliegen, sodass mich jeder hören und die Richtung feststellen konnte, aus der das Motorengeräusch kam. Als ich wieder zur Landung ansetzte, glaubte ich, zwei Flussbiegungen stromaufwärts inmitten von alten Tapirspuren frische menschliche Spuren zu sehen. Im Lager konnte ich mit meiner Nachricht keinerlei Begeisterung erwecken. Das nahm auch mir die Begeisterung – für alles.

Gegen 16.30 Uhr waren wir überzeugt, dass die Aucas unseren Wohnsitz noch nicht ausfindig gemacht hätten. Alle waren entschlossen abzuwarten, bis sie unseren Standort entdecken und sich zeigen würden. Eines war sicher: Wenn wir schon durch das Warten mürbe werden, dann werden die Aucas nach einem ein-, zwei- oder dreitägigen Marsch durch den Dschungel bestimmt auch ihren Schwung verloren haben. Um 16.45 Uhr waren Pete und ich zum Start nach Arajuno bereit. Die Luft war absolut still. Wir ließen alles unnötige Gewicht zurück. Als wir durch den weichen Sand über die Startbahn humpelten, hatten wir wenig Glück. Etwa auf der halben Strecke nahm ich das Gas weg, und wir kamen schon bald zum Stehen. Fast sah es so aus, als müsste Pete in dieser Nacht helfen, das Baumhaus zu bewachen, aber zunächst rollten wir zu einem neuen Versuch zurück. Roj schlug vor, den Motor abzustellen und gemeinsam das Flugzeug so weit wie möglich zurückzuschieben. Das Schwanzrad war jetzt nur noch etwa einen Meter vom Wasser entfernt! Dann ging Jim zum Windsack, um von dort aus den Start zu leiten. Ed und Roj schoben an den Verstrebungen der Flügel nach, und der Start begann. Diesmal verlief alles nach Wunsch. Ich flog auf ›Terminal City‹ zu. Wir kreisten zweimal über dem Haupthaus und wiederholten die Worte: ›Curaray Apa‹ (Fluss).

Wiederholt begann der Motor zu stottern. Anscheinend waren die Zündkerzen nicht in Ordnung. Auf dem ›Turm‹ kniete ein Mann und zeigte mit beiden Händen in Richtung auf unser Lager. Das veranlasste uns, schnell noch einmal zurückzufliegen und die Nachricht nach unten zu rufen. Als wir das

Zeichen verstanden erblickten, traten wir den Heimflug an. In Arajuno kreisten wir mehrmals, riefen jedem, der vielleicht im Dickicht spionierte, ein Willkommen zu und landeten. Danach schritten Pete und ich mit einer Machete den Landestreifen ab – nichts.

Wir stellten fest, dass unsere Gefühle gegenüber den Burschen mit der Zeit immer freundschaftlicher geworden waren. Das darf uns nicht zur Sorglosigkeit verleiten.

Hier sind schon alle zu Bett gegangen und schlafen. Es ist also meine Aufgabe, den Pfad hinunterzugehen und das Dieselaggregat abzustellen. Bei einem solchen Weg in der Dunkelheit ist mir mein blanker Revolver ein willkommener Begleiter. Doch meine Sicherheit liegt allein bei Gott, dem Herrn.

Mögen wir die Aucas recht bald zu Gesicht bekommen. Gute Nacht.«

## ***Erfolg am Freitag***

Am Freitag, dem 6. Januar, saßen Nate und Pete gegen elf Uhr vormittags in dem kleinen Küchenzelt, das sie am Strand errichtet hatten. Ed stand am oberen Ende des Ufers, Roj in der Mitte und Jim am unteren Ende. Alle drei riefen unermüdlich ihre Einladung an die Aucas in den Dschungel. Um 11.15 Uhr beantwortete eine klar zu hörende Männerstimme Eds Ruf. Im gleichen Augenblick traten drei Aucas ins Freie, ein junger Mann und zwei Frauen, von denen die eine etwa dreißig Jahre alt sein mochte, während die andere ein Mädchen von vielleicht sechzehn Jahren war. Abgesehen von Schnüren, die sie um Hüften, Handgelenke und Schenkel trugen, sowie von ihren traditionellen großen Holzpflocken in den Ohrläppchen, waren sie unbekleidet. Die Missionare, die bei diesem überraschenden Auftauchen zunächst sprachlos waren, brachen schließlich in den Auca-Ruf aus: *Puinani* – Willkommen!

Der Auca antwortete mit einem Redeschwall, wobei er immer wieder auf das junge Mädchen zeigte. Seine Worte waren nicht zu verstehen, aber seine Gesten waren umso verständlicher. »Er bietet sie uns als Handelsobjekt an«, rief Pete, »oder vielleicht auch als Geschenk.«

Die Aucas schienen den Wunsch zu haben, dass einer von uns zu ihnen hinüberkam und sie holte. Schnell schlüpfte Jim in seine Shorts und watete durch den Fluss. Die Freunde warnten ihn, und Jim zögerte etwas; auch die Aucas wurden ein wenig unsicher. Als Jim dann näher kam, ging das Mädchen an das Wasser heran und schob mit dem Fuß einen Holzklotz beiseite. Der Mann und die andere Frau folgten in kurzem Abstand. Jim ergriff ihre Hände und führte alle drei hinüber.

Mit breitem Lächeln, vielen Gesten und *puinanis* machten die fünf Männer den Aucas klar, wie sehr sie sich über ihren Besuch freuten und dass sie sich nicht zu fürchten brauchten. Das Unbehagen der Aucas schien zu weichen, und sie begannen fröhlich miteinander und mit den Männern zu schwatzen, »wobei ihnen offenbar gar nicht der Gedanke kam, dass wir sie nicht verstanden«.

Roj holte einige Schälmesser hervor, die sie mit entzückten Rufen bestaunten. Nate schenkte ihnen eine Machete und ein Flugzeugmodell. Den anderen fiel plötzlich ein, dass ihre Waffen im Küchenzelt und im Baumhaus lagen. Während sie ihre Kameras holten, nahmen sie auch schnell ihre Waffen zu sich.

Dann wurden Dutzende von Aufnahmen gemacht. Inzwischen sahen sich die Frauen ein Heft der *Time* an, und der Mann wurde mit Insektenpulver bestreut, um ihm vor Augen zu führen, wie schnell man mit dieser fliegenden Pest fertig werden konnte.

Dem jungen Auca gaben sie ganz spontan den Namen George. Nun ging das Mädchen – die Männer nannten sie Delila – zum »Piper«-Flugzeug hinüber und rieb ihren Körper an der Flügelbespannung. Dabei ahmte sie mit den Händen die Bewegungen des Flugzeugs nach. – »Sie machten einen verträumten Eindruck«, schrieb Pete über diese Begegnung in sein Tagebuch, »während sich der Mann natürlich sowie beherrscht gab und ganz ohne Furcht zu sein schien. Vor den Kameras hatten sie alle keine Angst, anscheinend begriffen sie auch ihren Zweck nicht.

Der Mann schien sich sehr für das Flugzeug zu interessieren. Seinen Worten glaubten wir zu entnehmen, dass er gern über das Aucadorf fliegen würde. Wir zogen ihm ein Hemd an (dort oben ist es kalt), und er kletterte in die Maschine. Dabei merkte man ihm – wenngleich sehr eifrig bei der Sache – keinerlei Erregung an. Er zeigte uns, wie er zu rufen gedachte, und wiederholte mehrmals die Worte. Nate rollte den Landestreifen entlang und startete, während George ständig etwas rief. Nach kurzem Rundflug landete Nate wieder, um dem Burschen vor dem Flug zu seiner Siedlung noch etwas Ruhe zu gönnen. Das kam aber für George gar nicht infrage! Er wollte sofort weiter.«

Also startete man gleich wieder, um diesmal über »Terminal City« zu kreisen. Welche Gedanken mögen wohl diesen Wilden bewegt haben, als er auf die Baumkronen und das grüne Meer hinabsah, um plötzlich eine Lichtung zu erblicken, auf der sich vertraute Gestalten bewegten? George stieß jedenfalls entzückte Laute aus und lehnte sich weit aus der Maschine, um seinen Leuten zuzuwinken und zuzurufen. »Die Frau beim Haus des alten Indianers«, schrieb Nate, »riss den Mund weit auf, als sie George erkannte ... und das Gesicht des jungen Mannes auf dem Verkehrsturm strahlte vor Freude.«

Kaum war die Maschine wieder in »Palm Beach« gelandet, da sprang George schon aus dem Flugzeug und klatschte in die Hände. Und die fünf Männer sammelten sich zum Gebet und dankten Gott für dieses sichtbare Zeichen. Um ihren Besuchern klarzumachen, dass sie sich ihrem himmlischen Vater zugewendet hatten, erhoben sie die Köpfe zum Himmel. Wie in Jeremia brannte auch in ihnen Gottes Wort wie lebendiges Feuer, aber die Schwierigkeiten des Auca-Dialektes bildeten ein zu großes Hindernis für den Drang dieser fünf, den Aucas die Botschaft von der Erlösung durch Christi Blut zu bringen. Könnten sie doch dieses Hindernis überwinden, könnten sie doch den Aucas wenigstens etwas von Gottes großer Liebe weitergeben! Die Missionare zeigten ihren Gästen solche Wunder der Neuzeit wie Gummibänder, Ballonreifen und ein Jo-Jo-Spiel. Man reichte

ihnen Limonade und Hamburger (Fleischbrötchen) mit Senf, die ihnen offenbar ausgezeichnet mundeten.

Auf die Aufforderung der Missionare, sie in die Auca-Siedlung zu begleiten, reagierten sie leider nicht, und am wenigsten begeistert schien George.

»Warum mochte er wohl so ablehnend sein, wenn man auf diese Einladung zu sprechen kam?«

»Um 16.15 Uhr«, schrieb Nate, »beschließen wir, nochmals loszufliegen. George will mitkommen. Wir sagen ›nein‹. Er aber nimmt seine Machete und legt sie mitsamt seinen Schätzen in das Flugzeug. Dann sieht er Pete an und klettert, als habe dieser ihn dazu aufgefordert, in die Maschine. Unterwegs bekam ich endlich Sprechfunkverbindung mit Marj. Große Freude.

Wieder in »Palm Beach«; zunächst Lagebesprechung. Wir beabsichtigen, die Auca-Siedlung zu besuchen, falls etwa sechs Indianer das Geleit übernehmen. Dann würden wir als Erstes alle Bemühungen darauf konzentrieren, dass im dortigen Tal ein Landstreifen angelegt wird. Die Kameraden versuchten, George zu erklären, wie er in seinem Dorf die Vorbereitungen hierfür treffen sollte.«

Zunächst verstand er das von ihnen für »Baum« benutzte Wort nicht. Als er es schließlich begriffen hatte, stellte er die Aussprache der Missionare richtig. Sie steckten Stöckchen in den Sand, die Bäume darstellen sollten. Dann zeigte Nate anhand eines Flugzeugmodells, wie das Flugzeug hier zwischen den Bäumen zerschellen würde. Als das Modell mit dem Rücken auf dem Sand lag, schüttelten die Männer die Köpfe und jammerten verzweifelt. Dann wurde die gleiche Szene noch einmal gespielt, nur dass man diesmal Macheten nahm, alle »Bäume« fällte und den Sand sorgfältig glättete. Das Modell setzte zu einer glatten Landung an, was von Zeichen großer Freude begleitet wurde.

Im Laufe der Zeit legte Delila eine immer größere Unruhe an den Tag. Als Jim Elliot die Gruppe verließ, um in das Baumhaus zu klettern, versuchte sie, ihm zu folgen. Jim kam schon bald



zurück, und sie setzte sich wieder zu den anderen und schien sehr niedergeschlagen zu sein.

Nate und Pete machten sich zum Rückflug nach Arajuno fertig, und George schien zu begreifen, dass er sie diesmal nicht begleiten konnte. Ehe das Flugzeug startete, sammelten die Kameraden alle bereits belichteten Filme und die schriftlichen Aufzeichnungen, damit, falls etwas Unvorhergesehenes eintrat, die Unterlagen wenigstens gerettet waren.

Die Aucas schienen diese Nacht am Ufer verbringen zu wollen; sofort boten ihnen die drei »Musketiere Gottes« gastfreundlich das kleine Zelt an, das sie zum Kochen benutzten, und machten den drei Aucas klar, dass es ihnen allein zur Verfügung stehe. Delila aber hatte andere Ideen. Sie drehte sich um und schritt am Ufer entlang. George rief ihr etwas nach, aber sie ging weiter. Da folgte er ihr in den Wald. Die ältere Frau blieb am Feuer und schwatzte mit Roj, ohne dass beide viel voneinander verstanden. Sie blieb während des größten Teils der Nacht am Ufer. Als Jim am folgenden Morgen das Feuer entzünden wollte, war sie verschwunden, aber die Asche am Boden war noch warm.

Die Ereignisse des folgenden Tages waren etwas enttäuschend. Voller Erwartung rechneten die Männer damit, dass die Aucas auftauchen und ihnen eine Einladung in ihr Dorf überbringen würden. Aber niemand erschien.

Gegen Mittag sah Jim auf seine Uhr. »Also, Brüder, ich gebe ihnen noch fünf Minuten. Wenn sie dann nicht auftauchen, werde ich hinübergehen!« Seine Freunde konnten ihn im Augenblick von der Ausführung dieses Vorhabens abbringen, aber Jim pirschte sich später auf einem alten Dschungelpfad, der hinter dem Baumhaus einsetzte, in den Wald. Er hoffte, hier Spuren der Aucas zu finden. Dabei stellte er fest, dass der Waldboden ziemlich frei von Gestrüpp war, und er entdeckte zahlreiche Tierspuren, aber keine menschlichen Fußabdrücke.

Am Spätnachmittag flogen Nate und Pete über »Terminal City«. Dort stellten sie zu ihrer Enttäuschung Anzeichen von

Furcht fest. Beim ersten Anflug liefen alle Frauen und Kinder fort und versteckten sich. Einige Männer, die man zu Gesicht bekam, schienen erleichtert zu sein, als sie Nates Ruf »Kommt, kommt, kommt!« hörten. Um sie ganz zu beruhigen, warf man ihnen eine Wolldecke und einige Shorts zu.

Beim zweiten Flug erschien George mit einer Gruppe von Männern. Ein älterer Indianer zeigte nach »Palm Beach« hinüber. Er »machte einen freundlichen, aber nicht gerade überschwänglichen Eindruck«. Beim dritten Anflug war gut zu sehen, dass die Angst verschwunden war. Nate berichtete: »Ich sah, wie George und ein anderer junger Mann, der vielleicht auch auf einen Rundflug spekulierte, mehrmals freundlich lächelten.«

An jenem Nachmittag schrieb Ed an Marilou:

»Mein liebstes Mädchen,

es ist 16.30 Uhr, und wir haben immer noch keinerlei Lebenszeichen von unseren Besuchern, aber wir glauben, dass sie entweder heute Abend oder spätestens morgen früh auf der Bildfläche erscheinen. Nochmals Dank für die Kleidungsstücke und das Essen. Es geht uns allen recht gut, und wir können wohl sagen, dass wir bislang ausgezeichnet gepflegt wurden. Nach meinem Gefühl sollten wir jetzt darauf drängen, zu den Aucas hinüberzugehen und den Landestreifen so schnell wie möglich fertigzustellen. Wir werden aber wohl warten müssen, bis Gott uns – und auch sie – ruft. Pete wird morgen früh bei euch sein und euch helfen. Richte Stevi und Mikey liebe Grüße aus und sage ihnen, dass ich sie bald besuchen werde, und Carmela auch. Das ist alles für heute. Von ganzem Herzen

Ed«

Als Nate sich in jener Nacht auf seinem Lager in Arajuno hin- und herwarf, fragte er sich, ob auch wirklich alles getan war, um das Interesse der drei Aucas wachzuhalten. Hatte man sie ge-

nügend ermutigt, den Besuch zusammen mit ihren Freunden zu wiederholen? Warum waren sie so interesselos gewesen? Wenn er an ihr Benehmen zurückdachte, hatten sie einen fast gelangweilten Eindruck gemacht. Doch Jims Erklärung hatte ihn dann beruhigt:

»Das ist typisch indianisch. Würdest du ihn auf den Mond fliegen, so würde das schon nach fünf Minuten nichts Erregendes mehr für ihn bedeuten.«

Als Nate und Pete am Sonntagmorgen in den Piper kletterten, rief Pete: »Auf Wiedersehen. Betet für uns. Ich glaube, dass heute der Tag ist.«

In »Palm Beach« ließen sich die Freunde die Eiscreme und das frische Teegebäck mit Heidelbeeren gut schmecken. Mari-lou hatte ihnen diese Kostbarkeiten mitgeschickt. Dann kam man zu dem Entschluss, »Terminal City« einen Gegenbesuch zu machen. Diesmal flog Nate allein. Über die Siedlung kreisend, konnte er nur einige Frauen und Kinder ausfindig machen. Das gab ihm neuen Mut. Zweifellos waren die Männer nun endlich auf dem Weg zum Curaray! Tatsächlich sah er dann auf dem Rückflug eine Gruppe von Männern, die sich »Palm Beach« näherte. Als er zur Landung aufsetzte, rief er den Kameraden zu: »Jetzt ist es so weit, Freunde! Sie sind unterwegs!«

Mit Shell Mera hatte er für 12.30 Uhr Funkverbindung vereinbart. Atemlos und sich immer noch der Code-Worte bedienend, erzählte Nate, dass er auf dem Weg von »Terminal City« eine zehnköpfige Abordnung festgestellt habe. »Es sieht so aus, als würden sie zum Gottesdienst am frühen Nachmittag hier sein. Betet für uns. Ich melde mich um 16.30 Uhr wieder.«



## Schweigen

Punkt 16.30 Uhr schaltete Marj voller Spannung das Funkgerät auf Empfang. Jetzt musste die große Nachricht kommen. Hatten die Aucas die Missionare zu sich eingeladen? Was würde Nate ihr zu berichten haben?

Wieder sah sie auf die Uhr. Ja, 16.30 Uhr war vorbei. Doch kein Laut von »Palm Beach«. Sie und Olive neigten sich tief über das Gerät. Atmosphärische Störungen waren nicht festzustellen. Vielleicht ging Nates Uhr ein wenig nach.

Auch in Arajuno hatten sich Marilou und Barbara eingeschaltet – Schweigen. Sie warteten einige Minuten. Dann riefen sie Shell Mera.

»Arajuno ruft Shell Mera. Hier Arajuno. Stehen auf Empfang für Shell Mera. Habt ihr Nachricht von »Palm Beach«, Marj? Ende.«

»Hier Shell Mera. Nein, bisher kein Wort. Wir bleiben auf Empfang stehen.«

Kein Laut, kein Knacken unterbrach das Schweigen.

Waren die Männer so sehr von der Unterhaltung mit ihren Brüdern in Anspruch genommen, dass sie die verabredete

Funkverbindung vergaßen? Fünf Minuten – zehn Minuten – nein, unmöglich, dass niemand daran denken sollte. Es war das erste Mal, seit Nate im Jahr 1948 mit den Dschungel-Flügen begonnen hatte, dass er und Marj auch nur für eine Stunde ohne Verbindung gewesen waren. Immerhin, vielleicht versagte ihr Funkgerät. So etwas passierte zuweilen. Auf den Gedanken, dass irgendetwas Schlimmes passiert sein konnte, kam niemand. Sie empfanden im Augenblick nur dies als etwas bedrückend, dass die meisten der an das Funknetz angeschlossenen Missionsfreunde in der Heimat gar nicht wussten, dass das Unternehmen Auca bereits angelaufen war.

In Arajuno warteten Barbara und die kleine Beth Youderian in fröhlicher Stimmung, denn es war vorgesehen, dass Roj für die nächste Nacht nach Arajuno kommen und Pete ihn draußen im Baumhaus ablösen sollte. Sicher würde das kleine Flugzeug noch vor Sonnenuntergang über die Baumwipfel hereingeschwebt kommen. Mutter und Tochter wanderten auf dem Landestreifen wartend auf und ab.

Kurz nach Sonnenuntergang kam Dr. Art Johnston, einer der Ärzte am Krankenhaus Vozandes, das an die Missionsfunkstation HCJB in Quito angeschlossen ist, in den Funkraum von Shell Mera. Das Funkgerät war noch eingeschaltet und Marj saß wartend da, den Kopf auf den Tisch gelegt.

»Na, was gibt es, Marj?«

Sie unterrichtete ihn kurz über die Lage und bat ihn, noch nichts zu veranlassen. Es würde sich für die weitere Arbeit sicher verhängnisvoll auswirken, wenn man unbestätigte Meldungen in die Welt setzte.

Keine der Frauen fand in dieser Nacht viel Schlaf.

Am folgenden Montag, dem 9. Januar 1956, befand sich Johnny Keenan, Nates Kollege bei der MAF, schon um sieben Uhr in der Luft. Er flog in Richtung »Palm Beach«, dessen Lage ihm Nate früher einmal gezeigt hatte. Als er gestartet war, rief Marj mich in Shandia an: »Wir haben seit gestern Mittag nichts von den

Männern gehört. Willst du um zehn Uhr dein Gerät auf Empfang stellen?»

Gegen 9.30 Uhr kam Johnnys Bericht durch. Marj schaltete ihn zu mir nach Shandia um:

»Johnny hat das Flugzeug am Ufer gefunden. Die Tragflächenbespannung ist abgerissen. Kein Lebenszeichen von unseren Männern.« So erfuhr ich mit als Erste, dass alles verloren war. Plötzlich und mit großer Klarheit kam mir ein Vers in den Sinn, der sich mir ganz besonders eingepägt hatte, als ich nach Ecuador gekommen war: »So du durchs Wasser gehst, will ich bei dir sein, dass dich die Ströme nicht sollen überfluten.«

Ich ging die Treppe hinauf, um mit dem Unterricht der Indianermädchen fortzufahren. Dabei rief ich zu Gott: »Herr, lasse die Wasser nicht über die Ufer treten!«

In Shell Mera setzte sich Larry Montgomery – ein Flugzeugführer des Summer Institute of Linguistics, der zugleich auch Reserveoffizier der US-Luftwaffe ist – unverzüglich mit Generalleutnant William K. Harrison in Verbindung, dem der US-Luftrettungsdienst in Panama unterstand. Gleichzeitig wurde die Missionsfunkstation HCJB verständigt, und über den Äther flog die Nachricht in alle Welt: *Fünf Missionare im Auca-Gebiet verschollen.*

Gegen Mittag wurden alle verfügbaren Kräfte, unterstützt von den Gebeten Tausender Menschen in allen Teilen der Welt, zur Rettung aufgeboten.

Barbara und Marilou wurden von Arajuno nach Shell Mera geflogen. Sie waren voll Vertrauen, dass ihre Männer noch lebten. Sie hatten daher an der Haustür in Arajuno einen Zettel geheftet, auf dem angegeben war, wo Medikamente und Lebensmittel zu finden waren. Was würde aber geschehen, wenn einer von ihnen verwundet heimkehrte oder wenn sie alle nach einem kräfteaubenden Marsch durch den Dschungel zurückkämen? Marilou wollte zurückkehren, um auf alle Fälle bereit zu sein.

Am Spätnachmittag wurde sie wieder in ihr Heim geflogen, wo sie drei weitere Tage wartete – vergeblich wartete.

Am Montagabend beschloss man, eine Expedition auszurüsten, denn man nahm an, dass einer oder mehrere der Männer noch am Leben waren. Zum Führer dieser Truppe wurde einstimmig Frank Drown – Roger Youderians Vorgänger – gewählt. Dr. Art Johnston schloss sich in seiner Eigenschaft als Arzt an, und dreizehn ecuadorianische Soldaten meldeten sich freiwillig. »Die Nachricht von dem Unglück trieb mir den kalten Schweiß auf die Stirn«, sagte Frank, »und ich fragte Marie, meine Frau, ob sie einverstanden sei, wenn ich ginge.« – »Natürlich musst du gehen«, lautete ihre Antwort, und Frank traf sofort die nötigen Vorbereitungen.

Am Dienstagmorgen wurde ich, zusammen mit Nates Schwester Rachel, aus Shandia ausgeflogen. Rachel war bei mir gewesen, als die Männer zum Unternehmen Auca aufgebrochen waren. Frank wurde von Macuma geholt, und viele Männer der Mission kamen aus Quito nach Shell Mera heraus, um sich an der Expedition zu beteiligen. Über Kurzwelle erfuhren wir, dass von Panama aus ein Hubschrauber unterwegs war. Das belebte die bedrückte Stimmung in Shell Mera ein wenig. An jenem Abend suchte der Pilot einer ecuadorianischen Fluggesellschaft das Haus auf, um den Frauen zu berichten, dass er gegen sechs Uhr abends über das fragliche Gebiet geflogen sei und weiter stromaufwärts ein großes Feuer »ohne jeden Rauch« gesehen habe. Das ließ auf brennendes Benzin oder auch auf ein Signallicht schließen. Nate führte für den Notfall stets Lichtsignale in seiner Tasche mit. Ein neuer Hoffnungsschimmer!

Am Mittwoch startete Johnny Keenan wieder in dem zweiten MAF-Flugzeug, das genau dem von Nate geflogenen glich. Es war sein vierter Flug auf der Suche nach irgendwelchen Lebenszeichen. Marj, die seit Sonntagnachmittag kaum von dem Funkgerät gewichen war, hörte seine Meldungen ab. Barbara, Olive und ich waren oben. Plötzlich rief Marj: »Betty! Barbara! Olive!«

Wir eilten die Stufen hinab. Marj stand mit geschlossenen Augen da und hatte den Kopf an das Funkgerät gelehnt. Nach einer Weile sagte sie: »Sie haben einen Toten gefunden.«



Etwa eine Viertelstunde stromabwärts von dem kleinen, zerfetzten Flugzeug hatte Johnny einen menschlichen Körper gesehen, der – mit dem Gesicht im Wasser – auf dem Fluss trieb. Er war mit Khakihose und Leinenhemd bekleidet, wie sie unsere Männer zu tragen pflegen.

Einige Mitglieder der Expedition begaben sich nach Arajuno, um dort das Rollfeld für die großen Flugzeuge zu erweitern, die in Kürze von Panama kommen sollten. Spät am Mittwochnachmittag hörte man das Motorengeräusch der Flugzeuge, und fern am Horizont, dort wo die rauchende Pyramide des Sangay-Vulkans zum Himmel ragt, tauchten die Silhouetten der großen Maschinen auf.

Während des Tages wurden dann die letzten Freiwilligen der Expedition nach Arajuno gebracht. Hier wimmelte es auf der Rollbahn von Indianern, Soldaten und Missionaren, die den Aufbruch erwarteten. Marilou war trotz der dauernden Spannung auf dem Posten. Sie bereitete noch für die ganze Truppe warmes Essen, ehe sie flussabwärts in Marsch gesetzt wurde.

Vorher hatte es allerdings noch einige Schwierigkeiten gegeben, da man keine eingeborenen Träger finden konnte. Die Ketschuas lebten zu lange in der Nachbarschaft der Aucas, als dass sie den Wunsch gehabt hätten, nun auch noch ihr Gebiet zu betreten. Die Treue gegenüber den Männern, die so lange unter ihnen gewirkt hatten, ließ sie dann doch ihre Angst vergessen. Gegen 10.30 Uhr war die Expedition abmarschbereit.

Dee Short, ein Missionar aus dem westlichen Ecuador, der zufällig beim Eintreffen der Unglücksbotschaft in Quito war, nahm gleichfalls an der Expedition teil. Als der Trupp aufbrach, sagte Marilou zu ihm: »Es ist keine Hoffnung mehr. Die Männer sind alle tot.«

Wahrscheinlich waren die meisten Teilnehmer der gleichen Ansicht, und doch hielten sie jedes Mal, wenn es wieder um eine Biegung des Flusses ging, gespannt Ausschau, ob die Vermissten nicht irgendwo auftauchten.

In Shell Mera knisterte wieder das Funkgerät. »Shell Mera steht auf Empfang«, meldete sich Marj.

Johnny Keenan meldete: »Ein weiterer Toter etwa 60 Meter unterhalb ›Palm Beach‹ gesichtet.«

Keine von uns Frauen wusste, wer die beiden Toten sein mochten, doch wir alle wussten, dass Gottes Gnade niemanden von uns verlassen würde. Dies war unser Trost.

Etwa gegen vier Uhr nachmittags erreichte die Expedition Oglan, eine an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Curaray gelegene Indianersiedlung. Hier schlug man das Lager für die Nacht auf. Frank Drown teilte die Truppe ein und beauftragte einige Männer, die notwendigen Kanus zu mieten. Man schlief auf Lagern aus Bananenblättern, und während der ganzen Nacht wurden Wachen aufgestellt. Ehe die Expedition am Donnerstagmorgen aufbrach, hielt Frank die Morgenandacht. Selbst die einem anderen Glauben angehörenden ecuadorianischen Soldaten nahmen daran teil und beteten mit den Missionaren um die Errettung der Vermissten. Dann ging es in den Kanus den Curaray flussabwärts. Da der Fluss wenig Wasser führte, gab es manche Navigationsschwierigkeiten. Besonders vorsichtig war man an den vielen Biegungen des Flusses, da ständig mit Auca-Überfällen gerechnet werden musste.

Gegen zehn Uhr überflog Johnny Keenan wieder mit seiner Maschine die Kanus. Mithilfe des vom Luft-Rettungsdienst zur Verfügung gestellten Sprechfunkgerätes konnte Frank Drown die Verbindung mit ihm aufnehmen. Johnny gab als Erstes die Nachricht von zwei mit Ketschuas besetzten Kanus durch, die sich flussabwärts auf den Suchtrupp zubewegten. Er befürchtete nämlich, dass irgendein Teilnehmer in seiner Erregung auf den ersten besten Indianer schießen könnte, der am Fluss auftauchte. Schon bald kamen die beiden Kanus der Ketschuas in Sicht. Es handelte sich um eine kleine Gruppe von Indianern, die zu McCullys Station gehörten. Aus eigener Initiative waren sie furchtlos in das Auca-Gebiet vorgedrungen und hatten den Weg nach »Palm Beach« eingeschlagen. Die Mitglieder des

Suchtrupps waren sehr bedrückt, als einer der Indianer – er war durch Ed zum Christentum bekehrt worden – berichtete, dass man die Leiche des Missionars am Ufer gefunden hätte.

Aber es bestand immer noch die Möglichkeit, dass drei der Vermissten am Leben waren.

In dem großen Haus in Shell Mera herrschte reges Leben. Kinder spielten auf dem Hof, Babys wurden gefüttert und gebadet, Männer vom Rettungsdienst kamen und gingen, Marj hielt die Funkverbindung aufrecht, Mahlzeiten wurden nach Bedarf zubereitet, Besucher wurden begrüßt und über den neuesten Stand der Rettungsarbeiten unterrichtet – und ständige Gebete stiegen hinauf zu Gott.

Mechaniker überholten die Einstellung der Luftschraube des Heereshubschraubers, den man zerlegt und mit einem Frachtflugzeug der panamaischen Luftwaffe nach Shell Mera geflogen hatte.

Mein Tagebuch berichtet über die Ereignisse des Donnerstagnachmittags, als der Hubschrauber nach »Palm Beach« beordert wurde:

*14.00 Uhr: Johnnys Piper und der Hubschrauber sind nach Arajuno unterwegs. Ebenso die R4D der Kriegsmarine. Kapitän zur See McGee und Major Nurnberg befinden sich im Hubschrauber.*

*15.00 Uhr: Jetzt stehen die Flugzeuge über der Unglücksstelle. Ich habe nervöse Magenbeschwerden.*

*15.20 Uhr: Gesegnet sind diejenigen, die glauben ... Die Flugzeuge kreisen noch über der Stelle.*

*15.30 Uhr. – Ja, in deinem Sinne, o Herr, warten wir. Auf deinen Namen ist der Wunsch unseres Herzens gerichtet.*

*16.00 Uhr. – Sie kreisen noch. Hoffe, mein Herz, auf Gott ...*

Während die Frauen hofften, beteten und warteten, bewegte sich der Flugzeugverband langsam in Richtung »Palm Beach«. Um bei dem langsameren Hubschrauber zu bleiben, der unmittelbar über den Baumkronen und den Windungen des Flusses folgte,

kreisten die Flugzeuge über ihm. Sie flogen in verschiedenen Höhen, um jede Gefahr eines Zusammenstoßes auszuschließen. Am niedrigsten flog Johnny Keenan in dem kleinen gelben Piper. Einige Hundert Meter über ihm stand das Marineflugzeug und noch höher flog das große Amphibienflugzeug des Flugrettungsdienstes. In ihrer Nähe befand sich Oberst Izurita in einem Flugzeug der ecuadorianischen Luftwaffe, um bei Bedarf zur Stelle zu sein. Der Luftwaffenmajor, der sich an Bord des Hubschraubers befand, landete kurz, um mit dem Suchtrupp Rücksprache zu nehmen, der sich noch ein Stück oberhalb von »Palm Beach« befand. Im Funk wurde ganz flüchtig Ed McCullys Name erwähnt. In Shell Mera folgerte man daraus, dass Eds Leiche identifiziert werden konnte. Hatten die anderen drei entkommen können?

Kurz darauf flog der Hubschrauber weiter. Nachdem er noch eine Windung des Flusses umrundet hatte, landete er auf dem Rollfeld von »Palm Beach«. Nurnberg sprang mit schussbereitem Karabiner heraus und sah sich nach allen Seiten um. Bange Minuten verstrichen. Als er wieder in seiner »Windmühle« saß, gab er über Sprechfunk durch: »Niemand hier.« Neue Hoffnung flackerte bei denen auf, die ihn hörten.

Der Hubschrauber flog flussabwärts weiter. Dann blieb er in der Luft stehen. Sein Abwind wirbelte die schmutzige Oberfläche des Flusses auf. Dann, Minuten später, bewegte er sich weiter, aber nur, um nach etwa 60 Metern wieder stehen zu bleiben. Jetzt hingen Nurnberg und McGee zum dritten und vierten Mal unbeweglich über dem Wasser. Die Flügel drehten sich gefährlich nahe an den überhängenden Dschungelbäumen. Die Herzen der Männer im Flugzeug stockten ebenso wie die der übrigen Augenzeugen, die ahnten, was diese Aufenthalte zu bedeuten hatten.

Die Maschinen drehten nach Arajuno ab. Nach der Landung bestätigte Nurnberg, dessen Gesichtszüge noch Spuren der Anspannung aufwiesen, die Vermutungen der Flugzeuginsassen. Er sprach mit gedämpfter Stimme vor dem kleinen

Kreis von Militärs und sagte, dass McCullys Leiche, die von den Ketschuas tags zuvor identifiziert worden war, vom Ufer verschwunden war. Vermutlich hatte sie der starke Regen in der vergangenen Nacht fortgeschwemmt. Er blätterte in seinem Notizbuch. »Vier haben wir im Fluss gefunden«, sagte Nurnberg abschließend. »Nach dem, was ich hier habe« – er deutete auf sein Notizbuch –, »glaube ich kaum, dass die Identifizierung schon möglich sein wird. Einer von ihnen könnte wohl McCully sein.« Das, woran jeder dachte, brauchte er nicht zu sagen. Vielleicht war einer entkommen und – womöglich verwundet – noch im Dschungel!

Die vordringlichste Frage war jetzt die, ob man die Frauen unterrichten sollte. Sollte man Marilou die Nachricht übermitteln? Sie befand sich ja hier in Arajuno.

»Wir tun besser daran, noch zu warten«, meinte Nurnberg. »DeWitt muss diese Sache auf sich nehmen. Wir fliegen nach Shell Mera zurück und sprechen die Sache dort noch einmal durch.«

DeWitt befand sich noch mit dem Amphibienflugzeug in der Luft. Eine Landung auf dem kleinen Streifen in Arajuno erschien ihm zu riskant. So flog er nach Shell Mera zurück, wo man sich in der Kabine des Amphibienflugzeuges versammelte. Irgendjemand machte den Vorschlag, Marilou zu unterrichten, dass man vier Tote gefunden hätte. Am späten Nachmittag wurde Marilou nach Shell Mera geholt, damit sie dort mit den vier anderen Frauen zusammen war.

Letzten Endes waren es dann die Frauen, die DeWitt und Nurnberg klarmachten, dass es nicht nötig sei, den schweren Schlag zu mildern. Sie wollten alle Einzelheiten wissen, und ohne die Kinder kamen sie in Marjs Schlafzimmer zusammen. Major Nurnberg beschrieb nun mit schlichten Worten alles, was er gesehen hatte. Es leuchtete sofort ein, dass die Identifizierung nicht einwandfrei sein konnte. Einen der Männer hatte man unter den Zweigen eines umgestürzten Baumes gefunden. Nur ein großer Fuß mit grauer Socke war zu sehen gewesen. Dann

las Nurnberg in seinem Notizbuch weiter: »Der nächste trug einen roten Gürtel aus gewebtem Stoff.« Vier Augenpaare wendeten sich Olive Fleming zu.

»Oh, Pete!«, sagte Olive nur.

Als der Major seinen Bericht beendet hatte, war immer noch nicht klar, ob sich Ed unter den Toten im Fluss befand. Es bestand noch die kleine Hoffnung, dass einer entkommen war.

Die Militärs, für die es nicht das erste Mal war, dass sie solche niederschmetternden Nachrichten an Angehörige überbringen mussten, verließen schweigend das Schlafzimmer. Man hatte ihre Botschaft ruhig angehört. Aus der Tiefe des Glaubens wurde diesen Frauen Halt und Haltung geschenkt.

Barbara Youderian schrieb an diesem Abend in ihr Tagebuch: »Heute Abend hat uns der Major mitgeteilt, dass er vier Tote im Fluss gefunden hat. Einer von ihnen hatte als Einziger neben dem Leinenhemd eine blaue Köperhose an, Roj trug diese Kleidung.

Gott schenkte mir vor zwei Tagen diesen Vers aus dem 48. Psalm: »Dieser Gott sei unser Gott immer und ewiglich.« – Als ich mir der Tatsache von Rojs Tod bewusst wurde, war mein Herz des Lobes voll; er war seines Heimgangs würdig gewesen. Hilf mir, o Herr, dass ich meinen Kindern Mutter und Vater zugleich sein kann, schenk mir die rechte Weisheit ...

Heute Abend fragte mich Beth nach dem Nachtgebet, ob der Vati wohl vom Himmel herabkommen könnte, um einen Brief in Empfang zu nehmen, den sie ihm schreiben wollte. Ich sagte: »Er kann nicht zu uns kommen, Vati ist bei Jesus.« Da antwortete sie: »Jesus kann ihm aber helfen herunterzukommen, und Gott wird ihn bei der Hand nehmen, damit er nicht ausgleitet.«

Ich schrieb einen Brief an die Missions-Familie, in dem ich den Frieden zu erklären suchte, den ich empfand. Ich will frei sein von Selbstbemitleidung. Ich bin mir sicher, dass dies alles der vollkommene Wille Gottes ist. Viele werden sagen: »Warum hat Roj sich an dieser Sache beteiligt, da er doch sein Arbeitsgebiet bei den Jivaros hatte?« – Weil Roj gekommen war, um

den Willen dessen zu erfüllen, der ihn gesandt hat. Der Herr hat unsere Herzen der Trauer sowie der Hysterie verschlossen und sie mit seinem vollkommenen Frieden erfüllt.«

In jener Nacht schlug die Suchexpedition ihr Lager bei El Capricho auf, der ehemaligen Hazienda, die bereits eine Reihe von blutigen Auca-Überfällen erlebt hatte. Nachdem man einige kleine Hütten aus Laub errichtet hatte, wurde eine aus zwei Missionaren, zwei Soldaten und zwei Indianern bestehende Wache aufgestellt. Soweit sich die Missionare nicht draußen befanden, berieten sie, wie am zweckmäßigsten weiter zu handeln war. Über die Funkverbindung, die sie mit dem Hubschrauber unterhielten, waren sie von der Auffindung der vier Leichen unterrichtet. Es war eine lange Nacht, in der Frank Drown von einer alten Befürchtung gequält wurde, die ihn sein ganzes Leben lang verfolgt hatte: dass er nämlich eines Tages den Leichnam eines Freundes würde berühren müssen. »Ich fühle die Stunde näher rücken, in der ich vor den Leichen von fünf Freunden stehe, die mir ebenso nahestanden wie meine leiblichen Brüder.«

Am Freitag, dem 13. Januar, brach der Trupp gegen sechs Uhr früh wieder auf, um den letzten Teil seiner Mission zu erfüllen. Um zehn Uhr hatte man ein Zusammentreffen mit dem Hubschrauber in »Palm Beach« vereinbart. Die Männer mussten sich beeilen und waren infolge der Strapazen des Dschungelmarsches übernervös. Auch die Gedanken an die bevorstehende Aufgabe waren wenig ermunternd. Noch waren eine ganze Reihe kurzer, scharfer Windungen und Krümmungen zu passieren, ein ideales Gelände für einen Überfall.

Endlich war die Uferstelle bei »Palm Beach« erreicht. Die Ketschuas gingen als Erste an Land, weil sie am ehesten Spuren finden würden, die auf eine Anwesenheit von Aucas hinwiesen.

»Ich entsinne mich«, sagte Frank Drown, »dass mir sofort der Geruch auffiel, der von den Bohnen herrührte. Der Topf war umgestürzt und sein Inhalt über den Boden verstreut. Ich werde den entsetzlichen, fauligen Gestank wohl nie mehr loswerden.«

Vom Hubschrauber war noch nichts zu sehen. Die Suchexpedition begann mit der Arbeit, die nach einem genauen Plan durchgeführt wurde: Die ecuadorianischen Soldaten drangen als Sicherung gegen eventuelle Auca-Überfälle im Halbkreis in das Dschungelgebiet vor. Zwei Indianer hoben unter dem Baumhaus ein gemeinsames Grab für die Toten aus, andere wateten im Curaray und suchten das Flussbett nach irgendwelcher persönlicher Habe der Toten ab.

Dee Short und Frank Drown kletterten unterdes in das Baumhaus; sie hofften, hier vielleicht eine Erklärung für die Tragödie der letzten Tage zu finden.

Einige Männer begannen, die wertvollen Teile des beschädigten Flugzeuges abzumontieren, und ein weiterer Trupp nahm sofort die Suche nach den Toten auf.

Aber erst als kurz nach zwölf Uhr der Hubschrauber über dem schlammigen Wasser des Curaray erschien und an den Stellen stehen blieb, wo sich die Leichen befanden, war es möglich, sie zu bergen. Frank Drown erzählte darüber:

»Als Erstes wies Nurnberg auf eine stromabwärts gelegene Stelle. Fuller sprang ins Wasser und zog einen Toten ans Land. Dann fanden wir Nate Saints Leiche. Wir mussten ein Kanu nehmen, um sie zu bergen. Ein Arm des Toten ragte aus dem Wasser, und ich versuchte, eine Leine um den Arm zu legen, aber ich brachte es einfach nicht fertig. Schließlich gelang es meinem Begleiter. Jetzt waren es drei Kanus, die, jedes einen Toten im Schlepp, stromaufwärts fuhren. Wir legten die vier, mit dem Gesicht nach unten, am Strand nieder. Der fünfte – Ed McCullys Leichnam – ist nicht gefunden worden.«

Aufgrund der Trauringe, Uhren, Börsen und Notizbücher konnten die vier Ermordeten genau identifiziert werden. Da Eds Leichnam fehlte, stand mit Sicherheit fest, dass alle fünf tot waren. Denn ihn hatten am vorhergehenden Tag die Ketschuas mit Bestimmtheit erkannt. Außerdem hatten sie nicht nur seine Uhr mitgebracht, sondern ihm auch einen Schuh (einen Riesenschuh, Größe 47!) ausgezogen, den sie dann am Ufer liegen lie-



ßen. Nurnberg hat dann diesen Schuh an sich genommen und nach Shell Mera gebracht.

Während man die Toten zu Grabe trug, zog sich am Himmel ein schweres Tropengewitter zusammen. In diesem Augenblick landete der Hubschrauber. Cornell Capa, ein von der Zeitschrift *Life* beauftragter Foto-Korrespondent, sprang mit der Kamera in der Hand aus der Maschine und eilte über den Uferstreifen. Dann brach das Unwetter mit voller Gewalt los.

Über die nun folgenden Ereignisse schrieb Capa später:

»Wir schwebten etwa 60 Meter über den Baumkronen. Das Flugzeug der Kriegsmarine kreiste über uns und behielt uns im Auge. Ganz plötzlich verschwand die Sonne, und dunkle Wolkenberge türmten sich vor uns auf. Der Flugzeugführer machte ein bedenkliches Gesicht und setzte unverzüglich zur Landung auf ›Palm Beach‹ an.

Am Ufer herrschte eine gespannte Atmosphäre. Jeder hatte die Hand am Drücker und den Blick in den Dschungel gerichtet. Ich brauchte nicht erst nach dem Grund zu fragen. Der Regen kam in Eimern herab, und es war unmöglich, eine Kamera zu benutzen. Dann sah ich eine Gruppe von Männern, die sich abmühte, den letzten der Missionare in das gemeinsame Grab zu tragen. Die Leiche lag auf einer improvisierten Bahre aus Aluminiumplatten. Sie hatten bis dahin das Dach des Baumhauses gebildet.

In der unheimlichen Beleuchtung wirkte dieser Anblick besonders erregend. Die Träger erkämpften sich ihren Weg über eine verschlammte Böschung. Ich kam gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie die leblosen Beine in der Gruft verschwanden. Ergriffen dreinblickende, übermüdete Missionare sahen zum letzten Mal auf ihre Freunde, die sie nicht mehr erkennen konnten.

Einer sagte: ›Jetzt ist es besser. Ich fühle mich ein wenig besser.‹ Einen Augenblick verharrten sie am Grab und sprachen kurze Gebete. Dann wandte sich Major Nurnberg, der bisher mit entsichertem Karabiner zum Dschungel hin stand, dem Häuf-

lein der um das Grab versammelten Männer zu und rief: ›Lasst uns nun gehen!‹

Der Regen ließ ein wenig nach. Ich konnte entweder mit dem Piloten zurückfliegen oder bei der Expedition bleiben, die sich zum nächtlichen Rückmarsch fertig machte. Die Entscheidung fiel nicht schwer. Ich übergab dem Piloten meinen belichteten Film. Schließlich brachen wir auf. Die Kanus waren überlastet, sodass sie bei der geringsten Bewegung Wasser aufnahmen. Ich sagte mir, dass dieser Rückmarsch keine Kleinigkeit sein würde. Vorn im Boot saß Major Nurnberg, und ich konnte beobachten, dass er sehr nachdenklich dreinblickte. In dem kleinen Boot lehnte sich Nurnberg an Dee Short, einen rotköpfigen, sehr langbeinigen Missionar, der sich seinerseits an mich lehnte, und ich fand an einem Rad des Unglücks-Flugzeuges Halt. Mein Rücken schmerzte. Wie eine Glucke versuchte ich, meine Film-taschen zu schützen und meine Kameras vor dem Regen zu verstecken – vergeblich.

Mein Entfernungsmesser war sofort beschlagen und nach kurzer Zeit auch der Sucher. Mir blieb nichts weiter übrig, als aufs Geratewohl mit der ganzen Kamera zu zielen.

In das Kanu – aus dem Kanu – weiter mit Stiefeln, in denen das Wasser platschte. Überall besorgte Blicke. Ich knöpfte die Pistolentasche auf. Zum Glück keine Anzeichen von den Aucas. So ging es zwei Stunden lang. Dann wurde es Zeit, das Nachtlager aufzuschlagen.

Major Nurnberg, Missionar Drown und der ecuadorianische Unteroffizier suchten einen möglichst offenen Platz aus. Dabei ließen sie sich von der Überlegung leiten, dass wir in der Lage sein mussten, die Aucas zu entdecken, ehe sie eine Möglichkeit zum Angriff fanden. Rings um das Lager wurden Wachen aufgestellt, die man alle zwei Stunden ablöste. Einer der Missionare bereitete uns eine Mahlzeit. Aluminiumbleche, die wir von ›Palm Beach‹ mitgenommen hatten, und Palmenblätter bildeten notdürftige Zelte.

Vorübergehend fühlten wir uns wie im Paradies.

Der Missionar Don Johnson saß in einer Ecke unserer provisorischen Unterkunft. Er hatte das Gesicht in die Hände gestützt und betete. Dann sprach er mit starker Anteilnahme von den bescheidenen und liebenswerten Eigenschaften der Abgeschiedenen. Diese ›Unterredung‹ mit Gott im Dunkel der Nacht, während das Feuer auf seinem Gesicht flackernde Reflexe spielen ließ und die Laute der Dschungelvögel sowie das Fauchen der Pumas die Luft erfüllten, waren ergreifend und packend zugleich. Der Missionar gab sich nicht so sehr der Trauer um die Toten hin als vielmehr dem unbedingten Vertrauen in die Führung des Herrn.

An Schlaf war nicht zu denken. Die ganze Nacht hindurch blieben wir in hellwacher Bereitschaft.

Die rauschenden Wasser des Curaray-Flusses bildeten eine gleichbleibende Musik. Dazwischen erdröhnte der dumpfe Aufprall eines Baumes, aufgrund dessen die Wachen nervös die Finger auf den Auslöser legten. In bestimmten Abständen blitzten ihre Taschenlampen durch das Dunkel. Mit dem Einbruch der Morgendämmerung steigerte sich unsere Nervosität, denn uns war gesagt worden, dass die Aucas mit Vorliebe diesen Zeitpunkt für ihre Überfälle nutzen. Unsere indianischen Führer waren durch das ständige Fauchen eines Pumas besonders erregt. Die Aucas sind nämlich dafür bekannt, dass sie die Stimmen aller Dschungeltiere ganz vorzüglich nachahmen können. In den Schatten des frühen Morgenlichts glaubten die Ketschuas überall unsere ›Nachbarn‹ zu sehen. Major Nurnberg pirschte sich nach draußen und brachte einen ausgewachsenen Puma mit einem Blattschuss zum Schweigen.

Das Frühstück bestand aus Hafergrütze und Kaffee. Schwer gepackt ging der Marsch weiter. Müde Füße schleppten sich über morastige Pfade. Die Nachhut bildeten mit wachsamen Blicken und schussbereiter Waffe Nurnberg und Drown. Dann große Erregung; über uns erschien der Hubschrauber, der immer noch von seinem ›großen Bruder‹, der R4D der Kriegsmarine, bewacht wurde. Dann stieg unvermittelt das 20. Jahr-

hundert in die Wildnis des Dschungels nieder. Die Landung des Hubschraubers galt mir! Über den plötzlichen Abschied von meinen neu gewonnenen Freunden war ich wohl etwas betrübt, und doch war ich froh, dass dieser Marsch durch den Dschungel ein Ende hatte.«

Am Samstagmorgen fragte uns Kapitän DeWitt vom Rettungsdienst, ob wir den Wunsch hätten, über »Palm Beach« zu fliegen und das Grab unserer Männer zu sehen.

Wir waren für dieses Anerbieten sehr, sehr dankbar. So trug uns die R4D hinaus über den Dschungel, durch dessen wogendes Grün, einer braunen Schlange gleich, der Curarary fließt. Wir knieten am Boden des Flugzeuges und pressten unsere Gesichter gegen die Fenster. Unter uns sahen wir den Streifen weißen Sandes, auf dem der Rest des Piper-Flugzeuges stand.

Olive Fleming sprach mit den Worten des Apostels Paulus unser aller Gedanken aus: »Wir wissen: Wenn unser irdisches Haus, diese Hütte, abgebrochen wird, so haben wir einen Bau, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel ... Der uns aber dazu bereitet hat, das ist Gott ... So sind wir denn allezeit getrost und wissen: Solange wir im Leibe wohnen, weilen wir fern von dem Herrn.«

Als das Flugzeug abschwankte, sagte Marj Saint: »Das ist der erhabenste, schönste kleine Friedhof auf dieser Welt.«

## ***Dennoch bleibe ich stets an dir***

Zwei Tage später saßen wir Witwen – wir begannen uns bereits an dieses Wort zu gewöhnen – am Küchentisch in Shell Mera beisammen. Dr. Art Johnston beschrieb uns, wie man die Toten gefunden hatte. Er war gerade von dem anstrengenden Marsch durch den Dschungel zurückgekehrt. Wenn er manchmal zögerte weiterzureden, drangen wir in ihn, uns nichts zu verheimlichen.

Es war nun erwiesen, dass unsere Männer von den Speeren der Aucas ermordet worden waren. Wie aber konnte es den Wilden gelingen, fünf kräftige, mit Revolvern bewaffnete Männer zu überwältigen? Diese Frage stellten wir uns immer und immer wieder. Die einzig einleuchtende Antwort darauf war: Man hatte sie in einen Hinterhalt gelockt. Irgendwie musste es den Aucas gelungen sein, unsere Männer von ihren friedlichen Absichten zu überzeugen. Nate hatte Marj öfters die Versicherung gegeben, dass man bewaffnete Aucas auf keinen Fall auf Wurfweite heranlassen würde. Vielleicht war die von Nate erwähnte zehnköpfige Abordnung nur als Köder vorgeschickt worden. Wäre dieser Trupp mit Speeren ausgerüstet gewesen, so hätte Nate das

bestimmt gemeldet, und man hätte diesen Besuch auch kaum so freudig erwartet. Vielleicht waren diese Aucas friedlich am Ufer entlanggezogen, während eine zweite mit Speeren bewaffnete Gruppe im Schutz des Dschungelgestrüpps herangeschlichen war und einen überraschenden Überfall durchgeführt hatte. Vielleicht hatten die Missionare und die unbewaffneten Aucas genau wie am vorhergehenden Freitag friedlich beieinander gestanden und sich mit freundlichen Worten und Gesten unterhalten. Und dann – offensichtlich war es zu einem kurzen Kampf gekommen. Man hatte auf einem kleinen Stück Boden viele Spuren von Eds Lederabsätzen entdeckt, und eine Kugel hatte die Windschutzscheibe des Flugzeugs durchschlagen.

Ob hierbei Aucas verwundet wurden, war jedoch nicht festzustellen. Hatten unsere Männer vielleicht versucht, dadurch Blutvergießen zu vermeiden, dass sie rückwärts in den Fluss gingen? Nur ein Speer war im Sand des Flussbetts in der Nähe von Jim Elliots Leichnam gefunden worden.

Demnach, dass die Toten im Wasser lagen, müssen sie alles versucht haben, den Aucas klarzumachen, dass sie von der Schusswaffe nur im äußersten Notfall Gebrauch machen würden.

Der Zustand, in dem sich die MAF-Maschine befand, zeugte davon, von welcher Zerstörungswut die Wilden besessen waren. Sie hatten die Bespannung der Flügel mit den Speeren durchbohrt und dann abgerissen. Sicher hatten sie beabsichtigt, diesen Vogel, der Menschen trug, ein für alle Mal unbrauchbar zu machen. Teile der Verstrebungen waren verbogen, und sogar das aus Stahlrohren gebaute Fahrgestell musste mit einem schweren Gegenstand bearbeitet worden sein. Luftschraube und Instrumentenbrett waren indessen intakt geblieben. War ihnen die »Seele« dieses fremden Wesens tabu gewesen?

Was mochte die Aucas – nach dem freundschaftlichen Auftakt am Freitag – so plötzlich mit Hass und Vernichtungswillen gegenüber ihren weißen Gastgebern erfüllt haben? Die Antwort auf diese Frage bleibt Vermutung. Frank Drown, der durch seine

langjährige Tätigkeit unter den Jivaros einen tiefen Einblick in die indianische Seele erhalten hat, meinte: »Wenn ein Indianer etwas Neues sieht oder hört, wird er es annehmen. Wahrscheinlich tut er es nur aus einer ganz normalen Neugier heraus, aber er nimmt es an. Wenn er dann genügend Zeit gehabt hat, über die Neuigkeit nachzudenken, fühlt er sich durch sie bedroht, und von diesem Augenblick an ist er zu allem fähig. Wenn auch eine Reihe von Indianern gern das Neue übernehmen würde, so ist doch mit Sicherheit damit zu rechnen, dass die Sache von den äußerst konservativen Medizinmännern abgelehnt wird.

Sie genießen erhebliche Autorität, und wenn sie ihren Stammesgenossen sagen, dass diese Neuheit zu vernichten ist, dann werden sie nur in den seltensten Fällen gegen den Rat der Medizinmänner handeln. Wie in einer jeden anderen Kultur, so suchen auch hier oft die jüngeren Männer nach neuen Wegen, während die älteren an ihren Traditionen hängen. Im Übrigen sind die meisten Indianer grundsätzlich – und leider mit Recht – misstrauisch gegenüber allem, was ihnen der weiße Mann bringt. Man darf vor allem auch nicht vergessen, dass dies seit Menschengedenken für die Aucas das erste in jeder Hinsicht freundschaftliche Zusammentreffen mit dem weißen Mann war. Wir wollen nur hoffen, dass sie jetzt recht gründlich darüber nachdenken, wie sie diese Freundschaft vergolten haben.«

Als die Berichte beendet waren, saßen wir still in der Küche. Unsere Finger hielten die uns überbrachten Uhren und Trauringe, und wir versuchten wohl zum hundertsten Mal, uns den Überfall auszumalen.

Hatte denn keiner auf der Plattform des Baumhauses Wache gehalten? Und hatten sie lange leiden müssen? All die vielen Fragen blieben unbeantwortet. Aber das eine wussten wir: Wer sein Leben um Christi willen verliert, der wird es erhalten.

Da gab es für uns nichts zu fragen: Unsere Lieben waren bei Christus. Und die Worte des Psalmisten kamen uns in den Sinn:

*Dies alles ist über uns gekommen; und wir haben doch dein nicht vergessen ... Unser Herz ist nicht abgefallen, noch unser Gang ge-*

*wichen von deinem Weg, dass du uns so zerschlägst am Ort der Schakale und bedeckst uns mit Finsternis.*

Diese ruhige Zuversicht der Mütter ließ es den Kindern nicht zum Bewusstsein kommen, dass sich hier vor ihren Augen eine Tragödie abgespielt hatte. Gottes Wille war es gewesen.

»Ich weiß, dass Vati bei Jesus ist, aber ich wollte, er käme wieder und spielte ein bisschen mit mir«, sagte der dreijährige Stevie McCully.

Wenige Wochen später – nach der Rückkehr in die Staaten – wurde Stevies kleiner Bruder Matthew geboren. Als das Baby eines Tages weinte, hörte man Stevie sagen: »Nicht traurig sein. Wenn wir in den Himmel kommen, sage ich dir, welches *unser* Vati ist.«

War der Preis zu hoch?

Für die große Welt bedeutete dies den bedauerlichen Verlust von fünf jungen Menschenleben. Gott aber verfolgt in allen Dingen einen bestimmten Zweck. Man denke nur an die vielen Menschen, deren Leben sich durch dieses Geschehen veränderte!

Als eine Gruppe von Indianern auf einer Missionsstation tief im Mato Grosso in Brasilien die Nachricht erhielt, knieten die Leute nieder und flehten zu Gott um Vergebung dafür, dass sie sich nicht genügend um ihre Brüder gekümmert hätten, die noch nichts von Christus wussten. – Aus Rom schrieb ein nord-amerikanischer Offizier an eine der Witwen: »Ich habe Ihren Gatten gekannt. Er war für mich das Vorbild eines Christen.« Ein in England stationierter Major der Luftwaffe fasste sofort den Plan, sich der MAF anzuschließen. – Ein Missionar in Afrika schrieb: »Unsere Arbeit wird nie die gleiche sein. Zwei von den Männern haben wir gekannt. Ihre Leben haben auch dem unseren ihren Stempel aufgedrückt.« – Vor der italienischen Küste war ein Offizier der Kriegsmarine in Seenot geraten. Als er einsam auf einem Floß trieb, fielen ihm Jim Elliots Worte ein, die er in einem Zeitungsbericht gelesen hatte: »Wenn die Todesstunde kommt, dann denke nur daran, dass das Sterben jetzt deine einzige Aufgabe ist.« Er betete um Errettung, denn er wusste, dass



er noch andere Aufgaben vor sich hatte – seine Seele war noch nicht bereit. Und Gott erhörte sein Gebet. – In Des Moines, Iowa, trat nach langem innerem Kampf ein achtzehnjähriger junger Mann vor seine Eltern und sagte: »Ich werde mein Leben jetzt ganz dem Herrn widmen. Ich will versuchen, an die Stelle von einem der fünf zu treten.«

Briefe aus aller Welt erreichten uns. Ein Kollege schrieb aus Japan: »Wir beten für Sie.« Ein anderer Brief kam von einer Gruppe von Eskimokindern aus Alaska, ein weiterer von einer chinesischen Kirche in Houston und einer von einer Missionarin am Nil, die in der Zeitschrift *Time* das Foto ihres Freundes Ed McCully gesehen hatte.

Nur in der Ewigkeit wird sich die Zahl der Gebete ermes sen lassen, die für die Witwen, ihre Kinder und das von den fünf Männern verrichtete Werk zum Himmel emporstiegen.

*Unsere* Gebete aber gelten den Aucas. Wir sehnen den Tag herbei, an dem diese Wilden mit uns gemeinsam im Lobpreis als Christen vereint sind.

Sofort wurden Pläne gemacht, um das Werk der fünf Märtyrer fortzusetzen: Die Station in Arajuno wurde neu besetzt, um für den Fall bereit zu sein, dass die Aucas freundschaftlichen Kontakt suchten. Johnny Keenan nahm die Geschenkflüge wieder auf; den Aucas sollte auch der letzte Zweifel daran genommen werden, dass den weißen Mann andere als nur freundschaftliche Gefühle beseelten. Rache? Nie kam auch nur einem von uns ein solcher Gedanke in den Sinn!

Barbara Youderian ging mit ihren beiden kleinen Kindern wieder an ihr Werk unter den Jivaros, und ich kehrte mit der zehn Monate alten Valerie nach Shandia zurück, um auf der Ketschua-Station weiterzuarbeiten. Ein neuer Flugzeugführer, Hobey Lowrance, wurde mit seiner Familie auf den Luftstützpunkt der Mission in Shell Mera entsandt, während Marj Saint einen Posten in Quito annahm. Marilou McCully kehrte nach der Geburt ihres dritten Sohnes mit ihren Kindern nach Ecuador zurück, um mit Marj in Quito zu arbeiten. Für Olive Fleming,

die beim Tod ihres Mannes erst zwei Monate im Dschungel gelebt hatte, ist das Problem der Zukunft – während ich diese Zeilen schreibe – noch nicht gelöst. Für sie aber ist – wie für uns alle – eines gewiss: Ihr Leben gehört Gott, so wie das Leben ihres Mannes Gott gehörte, und Gott wird auch ihr den Weg zeigen.

Während der Monate, die nun seit der Ermordung der fünf Männer verflossen sind, hat Nate Saints Schwester Rachel das Studium der Auca-Sprache fortgesetzt.

Viele Flüge wurden über die Häuser der Aucas durchgeführt. Man stellte fest, dass die erste Häusergruppe abgebrannt war. Das ist bei den Aucas nach einem Überfall üblich. In nicht allzu großer Entfernung aber entdeckte man neue Häuser, und dort wurden den wartenden Indianern Geschenke abgeworfen. Wenn Johnny Keenan über diese Häuser dahingleitet, pflegt George aufzutauchen. Er springt und schwenkt dabei das ihm von Nate Saint geschenkte kleine Flugzeugmodell über dem Kopf. Auch Delila scheint dort zu leben. Fetzen der hellgelben Bespannung von Nates Flugzeug verzieren die Dächer von einigen der Häuser.

Tausende von Menschen in allen Teilen der Welt beten jeden Tag darum, dass »das Licht der Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes« zu den Aucas getragen werden möge, zu einem Volk, von dem man bis dahin kaum etwas wusste. Und Gott, der die fünf Männer geführt hat, wird andere zu den Aucas führen – zu seiner Zeit und auf seine Weise.

Von den Ketschuas, unter denen Jim, Ed und Pete wirkten, predigen einige heute ihrem eigenen Volk, und sie werden auch den Aucas predigen, wenn Gott es will. Sie setzen das von den Missionaren begonnene Werk fort, sprechen zu ihren Angehörigen von Christus, lesen die für sie übersetzte Heilige Schrift, fahren über lehmige Flüsse und reisen über gefährliche Dschungelpfade, um anderen die Bibel zu bringen – anderen, die die Botschaft des Heils noch nicht kennen. Ein bekehrter Indianer, der früher ein notorischer Trinker war, kam eines Tages zu mir und sagte: »Señora, ich liege nachts wach und

denke an mein Volk. Was kann ich tun, um ihnen von Jesus zu erzählen? – Ich kann nicht zu ihnen allen gehen, und ich bete zu Gott, dass er mir zeige, was ich tun soll.«

In ihren Gebetsstunden vergessen die Indianer niemals, für ihre Feinde zu bitten: »O Gott, du weißt, wie jene Aucas unseren geliebten Don Eduardo, Don Jaime und Don Pedro töteten. O Gott, du weißt, dass es nur deshalb geschehen konnte, weil sie dich nicht kannten. Sie wussten nicht, welche große Sünde das war. Sie verstanden nicht, aus welchem Grund der weiße Mann gekommen war. Sende weitere Boten und gib den Aucas anstelle ihrer harten Herzen weiche Herzen. Dringe, Herr, mit deinem Wort wie mit einem Speer durch ihre Herzen, dass sie dich hören und an dich glauben.«

Für die Frauen und die Angehörigen der fünf Männer fand das stumme Sehnen ihrer Herzen einen Widerhall in den Worten, die man in Jim Elliots Tagebuch fand: »Ich bin hinaus auf den Hügel gewandert. Es ist köstlich und erhebend, im Schatten eines freundlichen Baumes zu stehen, während der Wind an uns zerrt und der Himmel unser Herz gesunden lässt. Was kann sich ein Mensch mehr wünschen, als zu loben, zu preisen und sich selbst Gott wiederzugeben? Oh, welcher Reichtum, welche Freude und welches Entzücken liegen darin, dass ein Mensch auf Erden Gott erkennen kann! Es soll mich nicht kümmern, wenn ich nie wieder meine Stimme für ihn erheben darf, wenn ich ihn nur lieben darf und wenn ich ihm wohlgefällig sein kann. O Jesus, Meister, du Anfang und Ende, jetzt denken die Menschen nicht an dich; einmal aber werden sie an nichts anderes mehr denken. Jetzt preist man andere Menschen; einmal aber wird niemand mehr an die Verdienste anderer denken. Eile, eile, Herrlichkeit des Himmels, nimm deine Krone, unterwirf dein Reich, lass deine Geschöpfe ganz von dir eingenommen sein!«



## ***Erläuterungen***

*Achuaras*: Eine Gruppe von Jivaro-Indianern, unter denen Roger Youderian eine Außenstelle einrichtete.

*Arajuno*: Eine aufgegebene Niederlassung der Shell Oil Company im ostwärtigen Dschungel. Es ist die Station, auf der die McCullys tätig waren, und zugleich die Basis, von der aus die Rettungsmannschaft startete.

*Aucas*: Eine Gruppe der im ostwärtigen Dschungel wohnenden Indianer. Das Wort ist der Ketschua-Sprache entnommen und bedeutet »wild«.

*College*: »Universität«, die auf einem großen Gelände, dem »Campus«, liegt, mit Unterrichtsgebäuden, Instituten, Studentenwohnheimen, in denen meist die »Junioren«, die Studenten der ersten Collegejahre, wohnen.

Der Begriff gilt aber auch für das einzelne Haus, so spricht man z.B. von einem Lehrer-, Mediziner-, Ingenieur-College. Auf den Colleges herrscht ein reges Klubleben, es gibt Verbindungen aller Art, besonders hoch wird der Sport eingeschätzt.

Viele Studenten und Studentinnen verdienen neben dem Studium Geld, und jedes College hat eine Stelle, die Arbeit vermittelt.

*Curaray:* Der Fluss, an dem die fünf Missionare ihren »Brückenkopf« errichteten.

*Dayuma:* Eine vor einigen Jahren aus ihrem Stamm geflohene Auca-Frau. Sie lieferte Jim Elliot die Angaben, die er bei der ersten Fühlungnahme verwendete.

*Highschool:* Sie ist sechsklassig und schließt sich der ebenfalls sechsklassigen Elementary School an. Der Besuch beider Schulen ist Pflicht, bis die Kinder 16 (bzw. 18) Jahre alt geworden sind. Wer nach dem Ausscheiden aus der Highschool weiterstudieren will (Fachschule oder Universität), muss seine Abschlusszeugnisse vorlegen und sich außerdem einer Aufnahmeprüfung unterziehen. Der Unterricht an der Highschool verläuft so, dass die Schüler nur eine Stunde am Tag gemeinsam haben. Im Übrigen besuchen sie die verschiedensten Klassen, je nach dem Lehrplan, den sie sich selbst zusammenstellen.

*Jivaros:* Eine in den südostwärtigen Dschungeln lebende Indianergruppe, die dafür bekannt war, dass sie früher menschliche Köpfe zum Einschrumpfen brachte.

*Ketschuas (Spanisch: Quechua):* Alle von den Inkas besieigten Indianergruppen in Ecuador. Auch die von diesen Völkern gesprochene Sprache, die ihnen von den Siegern aufgezwungen wurde, trägt den gleichen Namen. In diesem Buch bezieht sich Ketschua auf die Tiefland-Ketschuas, die in den ostwärtigen Wäldern leben und unter denen Jim Elliot, Ed McCully und Pete Fleming wirkten.

*Macuma*: Heim der Youderians. Eine Dschungelstation im Gebiet der Jivaros.

*Puyupungu*: Eine von den Elliots errichtete Außenstelle. Später das Heim der Flemings.

*Quito*: Hauptstadt von Ecuador.

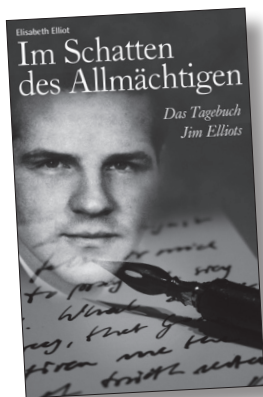
*Shandia*: Die Station, auf der Pete Fleming und Jim Elliot wirkten, als sie zum ersten Mal in den Urwald gingen. Eine Zeit lang lebten hier die McCullys und später nur die Elliots.

*Shell Mera*: Die Operationsbasis des »Mission Aviation Fellowship« (MAF) in Ecuador am Rande des Dschungels. Dorthin führt eine von Quito ausgehende Straße. Heim der Familie Saint.

Elisabeth Elliot

# Im Schatten des Allmächtigen

clv



288 Seiten, Paperback  
ISBN 978-3-89397-957-8

Das »Vermächtnis« des jungen Pioniermissionars Jim Elliot, der 1956 im Alter von 28 Jahren von den Auca-Indianern ermordet wurde.

Unzählige junge Christen haben durch dieses Buch entscheidende Anstöße zu einem gottgeweihten Leben bekommen.

Elliot hat dieses Tagebuch vor allem während seiner Studien- und Verlobungszeit geschrieben. Es beeindruckt jeden Leser durch die Aufrichtigkeit und Hingabe, mit der er seine Zweifel, Krisen, Niederlagen und Glaubenserfahrungen beschreibt. Hier ringt ein junger Mann um jeden Preis um ein kompromissloses Leben zur Verherrlichung Gottes.

Eines der wenigen Bücher, die jeder Christ neben der Bibel gelesen haben sollte.